

Wie die freche Steffi Buchli zur Anstandsdame des Boulevards wurde

Nummer 25 – 23. Juni 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Deutschlands mutigster Schriftsteller

Zu Besuch bei Uwe Tellkamp in Dresden.
Roger Köppel und Matthias Matussek

Freisinnige Familienaffäre

Wie FDP-Politiker einen Bundesbetrieb verscherbeln. *Christoph Mörgeli*

Achtung, Kinderfeinde

Unsere Gesellschaft plagt die Schwächsten.
Sylvie-Sophie Schindler

Mussolini und Lausanne
Geschichte einer
Liaison fatale

4 194407 006904 25

Wer wird die neue Schweiz?

Am Flughafen Dubai, einem Drehkreuz der internationalen Finanz- und Geschäftswelt, überraschen mich zahllose digitale Plakate. Auffallend viele Länder machen Werbung, preisen sich an, buhlen um die Legionen der Reichen und Erfolgreichen, die in diesem Luftlandestützpunkt, der eingerichtet ist wie ein Einkaufszentrum, die Maschinen wechseln oder aber an einer der vielen Konferenzen teilnehmen, mit denen die Vereinigten Arabischen Emirate Kunden aus der ganzen Welt anlocken.

Schlagartig wird mir bewusst, worum es hier geht. Alle diese Länder, der Mittlere Osten eingeschlossen, möchten sein wie die Schweiz. Sie wollen unseren Platz als Willkommensoase des Wohlstands, setzen alles daran, konzentrieren ihre Energie, zerreißen sich, um das zu erreichen, was wir Schweizer, satt und träge geworden im Reichtum, den unsere Vorfahren erkrampft haben, für selbstverständlich nehmen. Und allmählich, ohne es zu merken, verprassen, kaputtmachen.

Ich fahre ins Hotel. Entlang der Autobahn breitet sich die Wüste aus. Draussen drückt die Hitze, rund vierzig Grad, es ist Morgen, sieben Uhr. Auch Dubai ist, krasser noch als die Schweiz, einer unwirtlichen Natur abgetrotzt worden, Triumph des Willens, Kollektivleistung ungezählter Hirne und Hände. Am Horizont ragen unwirkliche Wolkenkratzer in dunstige Höhe. Die hier lebenden Araber hatten das Glück, oder vielleicht war es auch ein Fluch, dass tief im Boden Öl gefunden wurde.

Die Schweizer haben sich ihren Wohlstand fast ohne Bodenschätze zugelegt. Ihr Öl sind sie selber, der wichtigste Schweizer Rohstoff sind die Menschen, sind die Leute, die aus der Schweiz das gemacht haben, was sie heute ist. Nichts davon ist selbstverständlich. Alles ist vergänglich. Eine entscheidende Frage lautet: Warum ist die Schweiz, die kein Öl, kein Gold, keine Diamanten aus dem Boden kratzen konnte, zu dem geworden, was die anderen heute sein wollen?

Ich frage einen weissrussisch-russisch-ukrainischen Geschäftsmann – was ist eigentlich ein Russe? –, den ich ausserhalb von Dubai treffe, international erfolgreicher Industrieller, der seine Konzerne selber aufbaute, ein Rockefeller des Ostens, Pionier im Feld der globalen Landwirtschaft, die heute, eigentlich ein Weltwunder, 7,9 Milliarden Menschen ernährt. Auch er hat seinen Wohnsitz in die Schweiz verlegt, davor

lebte er abwechselnd überall ausser in Russland, in Südfrankreich, London, auf dem Meer. Warum die Schweiz?

Seine Antwort fällt nüchtern aus, kein Alpen-glühn, keine Berg- und Heidi-Romantik, alles kalte Rationalität: «Wir haben die Schweiz studiert. Die Schweiz ist stabil, keine Kriege, Neutralität seit Jahrhunderten, Demokratie. Man respektiert das Eigentum, und, sehr wichtig, der Staat lässt dich in Ruhe.» London habe den grösseren Talent-Pool, auch das Schweizer Steuerniveau sei nicht ausschlaggebend gewesen. Letztlich überzeugt habe ihn das politische System.

Das vor über zehn Jahren. Heute überlegt sich der Unternehmer, der mit einer EU-Bürgerin verheiratet ist und dessen Kinder in der Schweiz zur Schule gehen, ob er in der Schweiz bleiben soll. Er fragt sich, ob die Schweiz nach der Übernahme aller EU-Sanktionen noch unabhängig ist. Die Neutralität sei preisgegeben worden. Auf einmal würden Leute allein aufgrund ihrer Nationalität enteignet, ausgestossen. Das sei nicht mehr die Schweiz, wie er, wie die Welt sie kenne.

Ich versuche ihn zu beschwichtigen. Es stimmt: Die Politik hat wegen des Kriegs den Kopf verloren. Emotionen regieren. Putins Angriff auf die Ukraine hat tiefsitzende antirussische Ressentiments, aber auch sehr berechtigte Kritik an einem völkerrechtswidrigen Überfall aktiviert. Der Unternehmer gibt mir recht. Er war einer der ersten international tätigen Russen, die sich öffentlich gegen den Krieg ausgesprochen haben. Trotzdem: Seine Enttäuschung über die Schweiz ist gross.

Er steht nicht allein. Zum Abendessen treffen wir einen Unternehmer aus Sri Lanka. Er verfolgt die Vorgänge genau. Er würde sein Geld nicht mehr auf eine Schweizer Bank bringen, sagt er. Die Schweiz habe keine Kraft, ihre Rechtsordnung gegen das Ausland zu verteidigen. Man sehe es jetzt bei den Russen. Weil der russische Staat in Ungnade gefallen sei, nehme man den Russen das Geld weg, ohne rechtliches Gehör, pure Willkür. Es sei ein unglaublicher Skandal.

Wohlverstanden: Putins Krieg, fügt er an, sei ein Verbrechen, aber dass die Schweiz wahllos Sanktionen ergreife gegen russische Unternehmer, auch gegen solche, die keine Verbindung mit dem Regime hätten, sei Sippenhaft, ungeheuerlich, und schade dem Ansehen der Schweiz enorm. Ob denn künftig jedem Angehörigen eines Staats, der bei der EU oder bei den USA in Ungnade gefallen sei, in der Schweiz automatisch das Vermögen eingefroren, weggenommen werde?

Natürlich bemüht man sich, als Schweizer im Ausland solche Abgesänge zu kontern, die verheerende Politik des Bundesrats, den Neutralitätsbruch, die Willkür der Sanktionen, die Preisgabe der Unabhängigkeit herunterzuspielen, aber innerlich muss ich dem Unternehmer aus Sri Lanka recht geben. Wir Schweizer sind uns gar nicht bewusst, was wir hier anrichten, was unsere Regierung an fürchterlichen Botschaften in die Welt ausstrahlt.

Die Schweiz als erdbebensicherer Zufluchtsort – das war einmal.

Vielleicht erleben wir tatsächlich eine Zeitenwende. Die Ära des Freihandels, der Globalisierung, der wirtschaftlichen Zusammenarbeit, unabhängig von Herkunft oder Hautfarbe, zum Wohl und Nutzen möglichst vieler Menschen, ist vorbei. Der Nationalismus kehrt zurück, die Welt zerfällt in Blöcke und Einflussgebiete, die sich voneinander abschotten und befeinden. Der Rückfall in ein kriegerisches Mittelalter hat seinen Preis. Hungerkrisen drohen, Inflation. Der Wohlstand geht dahin.

Ja, das alles gab es schon früher und immer wieder. Nur: Früher gab es eine Schweiz, die ihre Neutralität hochhielt und verteidigte. Das war der Grund, warum unser Land seine naturgegebene ursprüngliche Armut überwinden konnte, zum Menschenmagnet und Sehnsuchtsort für Unternehmer wurde, die früher Nestlé oder Ringier hiessen und heute Vekselberg oder Melnitschenko.

Jede Generation muss sich ihres Erbes als würdig erweisen, die Errungenschaften der Vergangenheit nicht bloss verteidigen, sondern mehren. Heute machen wir in der Schweiz das Gegenteil. Wir benehmen uns wie dumpf und dekadent gewordene Zöglinge aus altreichem Haus. Hochmütig, mit eingebildeter Überlegenheit, vielleicht auch nur aus Feigheit und Bequemlichkeit, verspielen wir die Vorteile, für die unsere Vorfahren ihr Leben hingegeben, aufgeopfert haben.

Die Schweiz sei eine «heimliche Grossmacht», schrieb der frühere *Weltwoche*-Chef Lorenz Stucki. Auch heimliche Grossmächte können absteigen, untergehen. Die Konkurrenz steht bereit. Ein Blick auf die Plakate am Flughafen von Dubai genügt. Noch ist die Frage, wer die neue Schweiz wird, nicht entschieden. Ob die Schweiz ihre über Jahrhunderte hart erkämpfte Stellung behauptet oder leichtsinnig verscherzt, ist unsicherer denn je. R. K.

Jacques Baud, Thomas Matter, Westen ohne Führung, Uwe Tellkamp

Wer will was im Krieg um die Ukraine? Diese Frage kann Jacques Baud, ein Genfer Ökonom, aus mehreren Perspektiven beantworten: Er arbeitete für die Nato, den Westen, als es 2014 in Osteuropa zu brodeln begann. Und zuvor, während des Kalten Krieges, analysierte er im Auftrag des Schweizer Nachrichtendienstes die Streitkräfte des Ostblocks. Krieg und Frieden sind die Lebensthemen des heute 67-jährigen Rentners. Sein Wissen, angereichert durch Uno-Friedensmissionen, verschriftlichte er in mehreren Büchern. Wegen der gegenwärtigen Weltlage arbeitet er heute mehr als früher, scherzt er, als wir ihn per Telefon erreichen. **Seite 52**

Die Wahlen im nächsten Jahr rücken langsam, aber sicher näher. Die Parteien machen sich bereit. Eine wichtige Rolle wird Thomas Matter spielen. Der Zürcher SVP-Nationalrat bringt sich gleich mit zwei Anliegen in Stellung, die viel zu reden geben werden. Die Unterschriftensammlung für die SRG-Initiative «200 Franken sind genug!» ist angelaufen. Zudem plant der Unternehmer mit anderen Mitstreitern ein Projekt zur Fragestellung, wie die Schweiz die Zuwanderung wieder in den Griff bekommen könnte. Offen ist überdies, ob Matter für den Ständerat kandidieren wird. **Seite 48**

Die Einheitsfront gegen Russland kann eine bittere Wirklichkeit nicht kaschieren: Der Westen ist führungslos. Boris Johnson spielt sich in der Ukraine als Held auf, aber zu Hause brennt

sein Dach lichterloh. Olaf Scholz hat als Kanzler bislang vor allem einen Eindruck hinterlassen: Auf Deutschland ist kein Verlass. Emmanuel Macron, der einst grosse Pläne für ein starkes Europa schmiedete, hat den Kontakt zum Volk verloren und ist primär mit sich selbst beschäftigt. Schliesslich Joe Biden: Was er anrührt, zerbricht ihm in der Hand. Die Ära der grossen US-Präsidenten und *world leader* sei vor-

bei, schreibt Urs Gehrig. Um dem Phänomen auf den Grund zu gehen, konsultiert er Henry Kissinger. Der 99-jährige Altmeister der Diplomatie zeigt in seinem neusten Werk «Staatskunst» anhand von sechs Führungsfiguren auf, was Leadership in Zeiten von Krise und Umbruch auszeichnet. **Seite 26**

Uwe Tellkamp ist einer der erfolgreichsten, ungewöhnlichsten und sicher mutigsten Schriftsteller Deutschlands. Aufgewachsen in Dresden, ausgebildeter Mediziner, landete er mit «Der Turm» einen Sensationscoup. Vergleiche mit Thomas Mann waren eher die Regel als die Ausnahme. Schlagartig avancierte der Familienvater zur Reizfigur, als er sich während der Flüchtlingskrise kritisch über Angela Merkel äusserte und die Meinungsäusserungsfreiheit auch im Kulturbetrieb einforderte. Aus Anlass seines neusten Romans, «Der Schlaf in den Uhren», haben Matthias Matussek und Roger Köppel den Autor in Dresden besucht. Ein bestens gelaunter Tellkamp erzählte freimütig wie wohl noch nie in einem Interview. Zum erstenmal spricht er in der *Weltwoche* über sein inniges Verhältnis zum Italowestern, den französischen Kriminalfilm der sechziger Jahre und die seltsame ideologische Verklemmtheit vieler Kulturschaffender. In irritiert die Überheblichkeit vieler Westdeutscher gegenüber dem Osten, und er warnt vor der Verhöhnung der Sprache durch die «Woke»-Ideologie. **Seite 28–34**
Ihre Weltwoche

Zuversicht
mit
Seesicht.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG

Schéine Lëtzebuerger
Nationalfeierdag.
Happy National
Day to our
Luxembourgish
friends.

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.

www.bil.ch



BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE



Dresdner Gipfel: Köppel, Tellkamp, Matussek. Seite 28



Woher diese Frosterzigkeit? Seite 14



Munitions-Schacher: Thierry Burkart. Seite 36

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Staatsbetriebe im Schlamassel
- 9 Peter Rothenbühler
Christian Lüscher
- 10 Tagebuch P.J. Blumenthal
- 13 Bern Bundeshaus
Andri Silberschmidts grosse Wette
- 14 Achtung, Kinderfeinde
Warum diese Frosterzigkeit?
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Historiker Tanner vergaloppiert sich
- 18 Mörgeli Luganos tragischer Held
- 18 Julian Assange
Märtyrer der Pressefreiheit
- 19 Peter Bodenmann
Das zweite Eigengol der Nationalbank
- 20 Westen ohne Führung
Ein paar Kleine, die Grosses leisten
- 22 Anstandsdame des Boulevards
Frohnatur Steffi Buchli
- 23 Grenzgänger müsste man sein
Schweiz-Pendler im Vorteil
- 24 Was ist nur mit den Bauern los?
Kraftlose Lobby
- 25 Inside Washington
- 26 Sie wollen doch nur Fussball spielen
Ungarns goldenes Fussball-National-Team
- 27 Kurt W. Zimmermann
Erst eine Straftat und dann eine Story
- 28 Deutschlands mutigster Schriftsteller
Zu Besuch bei Uwe Tellkamp in Dresden

- 36 Munitionsfabrik zum Schnäppchenpreis
Hintergründe des Ammotec-Verkaufs
- 37 Kolumbiens Hugo Chávez
Wahlsieger Gustavo Petro
- 38 Ich leide an Anglizitis Englisch ist
eine Art zweite Muttersprache
- 39 Wendepunkt in Europas Asylpolitik?
Grossbritanniens Abkommen mit Ruanda
- 40 Am Ende zahlen die Deutschen
Thilo Sarrazin über die Inflation
- 42 Armee Geheimwaffe Maultier
- 43 Anabel Schunke
Clans auf Beutezug
- 44 Margarete Steiff Die Frau im Rollstuhl,
die den Teddybär erfand
- 45 News SRF verträgt den Sommer nicht
- 45 News Warum hat Putin angegriffen?
- 46 Energiewende Sommaruga
macht China reich
- 47 Heisse Landschaften der «Odyssee»
Ode an den Sommer
- 48 ««Früher war es eindeutig sachlicher
und neutraler»» Thomas Matter will die
Schweizer Fernseh-Gebühren halbieren
- 51 Tamara Wernli Hallo Medien
- 52 «Frieden ist, wenn man Frieden will»
Ex-Nato-Offizier Jacques Baud
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe Jean-Louis Trintignant,
Gennadi Burbulis
- 58 Beat Gygi Corona-Risiken für die Jungen

MUSSOLINI IN LAUSANNE

- 59 Wunderliche Beziehung
Wie die Universität Lausanne Mussolini
die Ehrendoktorwürde verlieh

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Muhammad Ali
Held des amerikanischen Jahrhunderts
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Ethan Hawke Der Mann
mit dem Vergeblichkeitsglück
- 74 Fernsehen
- 74 Kunst Rudolf Koller
- 76 Medien «Gladbeck – Das Geiseldrama»
- 77 Klassik Ethel Smyth
- 77 Jazz Fussyduck

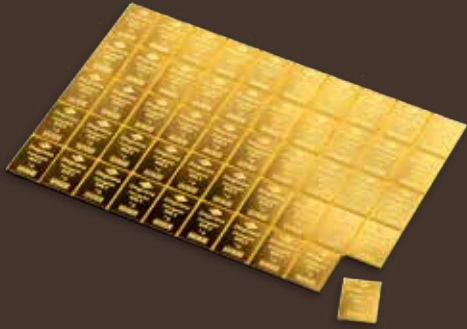
LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel
- 80 Häuser Schloss Oberberg, Gossau SG
- 81 Was macht eigentlich? Roberto Blanco
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Art Basel
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Korbinian Kohler
- 88 Menschen von morgen
Schaghajegh Nosrati
- 90 Das indiskrete Interview
Christian Jott Jenny

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Staatsbetriebe im Schlamassel

Der Blackout der Skyguide ist nur das jüngste Beispiel für das schludrige Management und die Verwahrlosung der grossen Unternehmen im Besitz der öffentlichen Hand.

Marcel Odermatt

Hinter dem international klingenden Namen Skyguide verbirgt sich ein profanes Staatsunternehmen. In den Verwaltungsrat werden gern altgediente Beamte gehievt, wie zum Beispiel vor einem Jahr Ex-Luftwaffenchef Aldo C. Schellenberg. Der Militär sitzt nun wie in einem börsenkotierten Unternehmen im sogenannten Compensation & Nomination-Ausschuss. Das bedeutet, er diskutiert mit einem Kollegen unter anderem darüber, was die Leute im Skyguide-Verwaltungsrat kassieren sollen. 2021 waren das immerhin 140 000 Franken für den Präsidenten und 310 000 Franken für die übrigen sechs Mitglieder.

Doch nicht nur bei den Salären gaukelt der biedere Bundesbetrieb vor, mehr zu sein, als er ist. «Beyond horizons» heisst es in der Werbung der Firma vollmundig. Und «jenseits der Horizonte» war tatsächlich, was die Flugsicherungsgesellschaft vor einigen Tagen ablieferte. Im Schweizer Luftraum ging am 15. Juni während Stunden nichts mehr. Ein weiterer PR-Spruch, Skyguide sei «die führende Anbieterin von Flugsicherungsdiensten in der Schweiz und darüber hinaus», wirkt angesichts dieses Flops wie ein Hohn.

Trendige Theorien

Skyguide ist ein exemplarischer Fall dafür, was bei Schweizer Staatsbetrieben in den letzten Jahrzehnten schief lief. 2001 wurden alle Flugsicherungsinstanzen vereinigt, die Skyguide entstand. Das passte perfekt zur damals trendigen «New Public Management»-Theorie. Diese besagt, dass privatwirtschaftliche Managementtechniken auch in der öffentlichen Verwaltung angewendet werden sollen.

Man erhoffte sich davon neuen Schwung, mehr Effizienz und selbständiges Handeln in den Amtsstuben. Als Trendsetter und Vorzeigebispiele galten Post und Bahn. Der Bund teilte 1998 die PTT in die Aktiengesellschaften Post und Swisscom auf. 1999 wurden auch die SBB zur schicken AG.

Bern

Erster Effekt: Die Führungskräfte wollten ähnlich viel verdienen wie ihre Kollegen in der Privatwirtschaft. Die Löhne nahmen sprunghaft zu, selbst dann, wenn die Unternehmen nur bedingt oder gar nicht im Wettbewerb standen. Wer nicht mitzog, wie der damalige SBB-Chef Benedikt Weibel, wurde gar

Wer bei den Lohnexzessen nicht mitmachte, wie SBB-Chef Weibel, wurde sanft dazu angehalten.

sanft dazu angehalten, sich mehr Geld zuzuschancen. Denn man wusste, dass das System nur funktionieren würde, wenn alle höhere Entschädigungen einforderten.

Milliardenverluste

Heute muss man ernüchert festhalten: Das New Public Management ist gescheitert. Nicht nur Skyguide trudelt. Auch andere staatsnahe Betriebe kämpfen mit grossen Problemen, trotz Geldregen für Manager und Verwaltungsräte.

Die Schweizerischen Bundesbahnen sorgen vor allem dann für Schlagzeilen, wenn der Steuerzahler wieder einmal für Milliarden-

verluste aufkommen darf. In den Jahren 2020 und 2021 hat die Bahn ein Minus von fast einer Milliarde Franken eingefahren. Ende 2021 betrug die Nettoverschuldung über 11 Milliarden Franken.

Auch die Postfinance fällt unangenehm auf. Kurz vor Pfingsten konnten ihre Kunden nicht mehr bargeldlos zahlen. Das System erlitt einen Ausfall. Bis heute ist unklar, was den Fehler verursachte.

Schlimmer die Swisscom: Sie legte zuletzt eine regelrechte Serie von Fehlleistungen hin. Einmal sind fast im ganzen Land die Leitungen von Geschäftskunden tot, ein andermal bricht das Handynetz zusammen. Sogar die Notrufnummern fielen im Sommer 2021 in weiten Teilen der Schweiz aus, und das ausgerechnet in einer Gewitternacht.

Oder nehmen wir die Ruag: Der Rüstungskonzern entstand 1998 aus den ehemaligen Unterhalts- und Produktionsbetrieben der Schweizer Armee. Die Firma wirbt mit dem holprigen Slogan «Für souveräne Sicherheit». Doch mit der Sicherheit der eigenen Daten ist es weniger gut bestellt. Während Jahren konnten sich Hacker mit einfachen Mitteln auf den Informatiksystemen der Ruag breit machen und sich bedienen.

Neue Normalität

Die Liste mit Flops, Affären und Missmanagement liesse sich nach Belieben verlängern. Die SRG musste die Inbetriebnahme ihres Newsrooms in Zürich etwa ähnlich oft verschieben wie die deutschen Bundesländer Berlin und Brandenburg die Eröffnung ihres Flughafens. Axpo und Co. haben Schwierigkeiten, die Stromversorgung sicherzustellen.

Und erinnert sich noch jemand an den Postauto-Bschiss mit CVP-Bundesrätin Doris Leuthard in der Verantwortung? Die Negativmeldungen brechen in einer solchen Fülle auf die Bürger ein, dass man längst den Überblick verloren hat.

So bitter es ist: Staatsbetriebe im Schlamassel sind unterdessen zu einer schweizerischen Normalität geworden.



Lieber Christian Lüscher

Jetzt weiss man endlich auch in Zürich, dass Sie nicht nur ein brillanter Wirtschaftsanwalt und vielumschwärmter Schönling sind, sondern auch ein witziger Unterhalter. Dauernd teilen Sie spitze, mitunter auch recht faule Sprüche aus, zum Beispiel, wenn Sie in den Wandelhallen des Bundeshauses Luft rauslassen. *Blick*, das neue Zentralorgan der politischen Korrektheit, meldet, dass es dabei «vielen unwohl» sei. Uiuuiui.

Die Investigativ-Journis haben nun sogar ein paar freche Sprüche ausfindig gemacht, die Sie im Rahmen einer geschlossenen Whatsapp-Gruppe von welchen Parlamentariern rausgelassen haben. Aber leider niemanden gefunden, der sich darüber namentlich empören mochte. Was kein Grund ist, sich das kleine Skandalgeschichten kaputtmachen zu lassen, schliesslich hat man den Genfer schon länger auf dem Korn. Und Empörung kann man auch bewirt-



«Gros de Vaud»: FDP-Nationalrat Lüscher.

schaften, wenn sich keiner wirklich empört. Das ist heute Mode.

So sollen Sie zum Beispiel neugewählte Parlamentarierinnen gefragt haben, ob sie wüssten, dass traditionell «die neugewählten FDP-Frauen am Tag der Vereidigung nackt in die Aare springen und bis zum Bärengraben

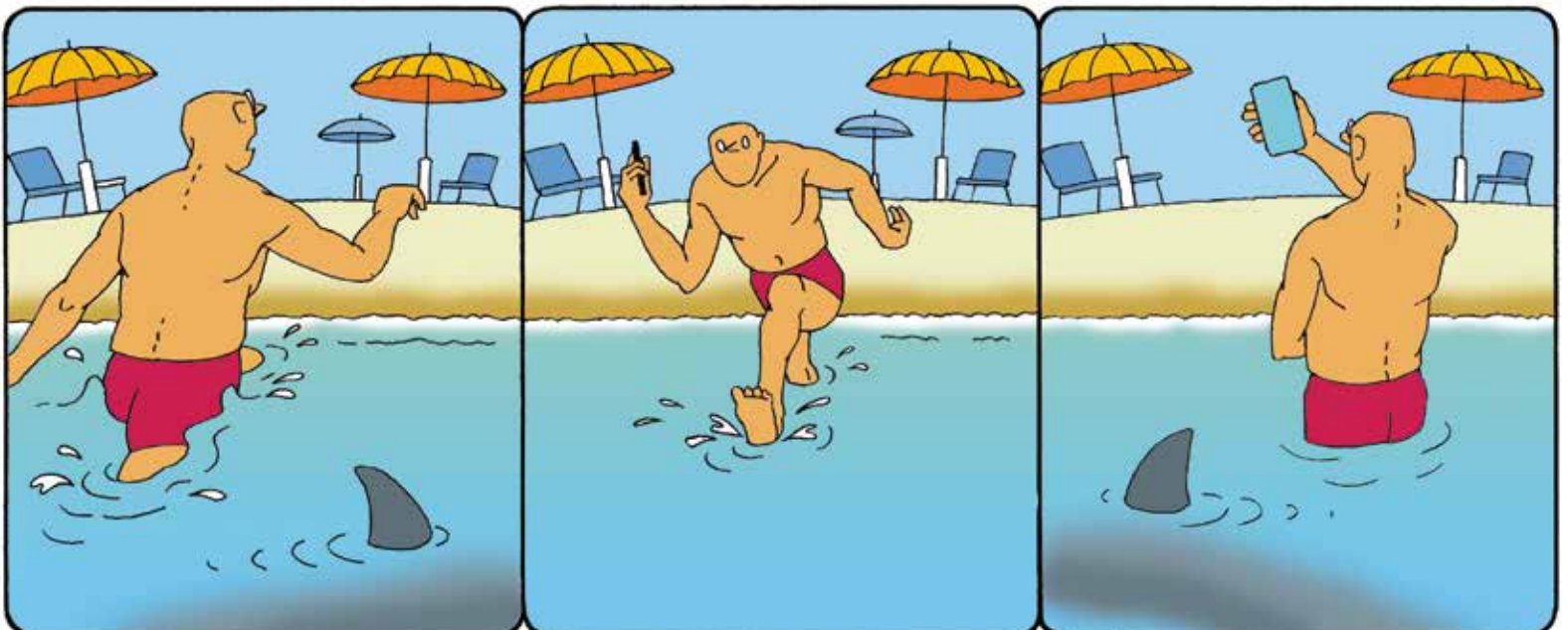
schwimmen» müssten. Uiuuiui. Und Sie nutzten für Kollegen Spitznamen wie «Gros de Vaud» für den Stapi von Montreux oder «Bougne» für den algerischstämmigen Fathi Derder, was schon stark grenzwertig ist.

Fazit: Offenbar hat man bei der FDP einen robusteren Humor als bei linken Medien. Und: Das Blatt, das sich früher als *Prawda* der Ausländer- und Grünenhasser profilierte, scheut sich heute nicht, in halbprivaten Foren rumzuschneffeln, um missliebige Persönlichkeiten mit dem MeToo- und Woke-Hammer zu schlagen.

Ich denke, Sie sollten aufpassen und zum Beispiel Ihre Abfallsäcke nicht mehr ungeschützt auf die Strasse rausstellen. Wer überall schnüffelt, auch im Trash, der findet immer etwas. Aber bitte bleiben Sie frech.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

P.J. Blumenthal



Der grimmige Blick der Rezeptionistin bei der Ankunft im Hotel lässt nichts Gutes ahnen. Kein Deut Willkommenskultur.

Wir sind in Riga. Hauptstadt Lettlands, ehemalige Hansestadt, auf einer Höhe zwischen Kopenhagen und Stockholm. Gemässigt Klima. Touristen noch Mangelware.

Lettisch, die Landessprache, ist mit dem Litauischen des im Süden liegenden Litauen verwandt, ebenso mit dem ausgestorbenen Ostpreussischen. Das Estnische ist dem Finnischen ähnlich. *Balts* (lettisch) heisst «weiss». Das Baltische Meer ist das Weisse Meer – Gegenstück zum Schwarzen Meer.

Unser Hotel befindet sich am Rande der Altstadt – *Vecpilsetis* auf Lettisch. *Vec* («alt») erinnert ans lateinische *vetus*; *pilsetis* («Stadt») erinnert ans griechische *polis*. Die altertümliche Sprache lässt das Herz der Linguisten höher schlagen.

Doch in Riga ist nicht nur das Lettische heimisch, sondern auch das Russische: Rund 50 Prozent der Bevölkerung sind russischsprachig. Für ganz Lettland liegen die Verhältnisse bei etwa 60 Prozent zugunsten des Lettischen.

In diesem kleinen Land sind aus historischen Gründen Staatssprache und Staatsräson stets eng miteinander liiert. Denn der grosse Nachbar im Osten heisst Russland und hat die baltischen Staaten schon zweimal eingevoigt: einmal von 1795 bis 1918; und dann wieder von 1940 bis 1991. Beide Male betrieb der Nachbar die Russifizierung des Baltikums, im Laufe dessen Russen an- und Letten ausgesiedelt wurden. Auch der russische Präsident Putin scheint aufs Baltikum zu schieben. Im Donbass hat er die Sprachfrage zum *Casus Belli* umgedeutet.

Russisch ist auch die Sprache der Mitarbeiter unseres Hotels. Es liegt auf der Hand, zu sinnieren: Will Russland auch diesmal die Russofonen von der Fremdherrschaft «befreien»? Immerhin wird Lettisch als Landessprache in den öffentlichen Schulen unterrichtet – zum Nachteil des Russischen.

Wie soll ein Fremder eine Antwort auf eine derart knifflige Frage erhalten? Zum Glück verfügen viele junge Letten über gute Englischkenntnisse. Man muss nur eine Gelegenheit finden, ins Gespräch zu kommen.

Man trapst über die Unebenheiten des uralten Kopfsteins der Altstadt und bestaunt die Strassenzüge und die vielen Häuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Jedes Haus mit einer eigenen Geschichte. Überall Museen und alte spitze Kirchtürme. Dazu: Überall wehen lettische Fahnen – und auch ukrainische. Stolz und Unabhängigkeit die Botschaft. Zweimal stand diese Stadt am Rande der Zerstörung: Ende des 17. Jahrhunderts, als ein Grossbrand in der Stadt wütete, und dann 1941, als die Deutschen im Kampf gegen die Sowjets Bomben auf die Stadt warfen. Der Besucher verirrt sich leicht im Gewirr der Gassen. Hat man Glück, trifft man aber auf einen auskunftsfreudigen Einheimischen. Manchmal kommt man ins Gespräch.

Zum Beispiel mit dem jungen Mann auf dem E-Roller. «Ja», bestätigt er, «es gibt viele Russen. Sie sind nach der Unabhängigkeit 1991 geblieben.»

«Sprechen sie Lettisch?»

«Nur manche. Andere weigern sich, Lettisch zu reden. Doch die meisten Kinder besuchen lettische Schulen und assimilieren sich zu sehends.»

Die Kellnerin in einer Konditorei im Jugendstilviertel (man behauptet, es sei grösser als das

Jugendstilviertel in Barcelona) ist weniger optimistisch. «Russland ist für uns eine grössere Bedrohung als für Estland und Litauen. Die Litauer haben zur Not Polen, die Estländer die Finnen. Deshalb ist es wichtig, dass wir in der Nato bleiben. Würden die Russen einmarschieren, könnte man schwer einschätzen, auf welcher Seite manche der hiesigen Russen stehen würden.»

Sie erzählt dazu, dass in manchen, vorwiegend von Russen bewohnten Städten die Autos von ukrainischen Flüchtlingen von russischen Jugendlichen mutwillig zerkratzt werden.

Ein junger Programmierer – er stammt aus einer russischen Familie – tönt hoffnungsvoller. Zwar hält er die Ukraine für ebenso korrupt wie Russland. «Doch Putin hat genau das Gegenteil bewirkt von dem, was er vorhatte: Er hat der Ukraine ihre nationale Identität geschenkt.» Was ihn betrifft: Er betrachtet sich durchaus als Lette.

Mein Eindruck: Die grosse russische Minderheit in Lettland fühlt sich viel wohler in Euro- als in Rubelland. Lettland ist zwar kein reiches Land. Es ist aber im Vergleich zu Russland moderner und welt-offener.

«Was? Sie gehen ins Kunstmuseum?», sagt die russischsprachige Rezeptionistin im Hotel. «Dann müssen Sie sich unbedingt das Werk von Vilhelms Purvitis anschauen. Er war unser grösster Maler.»

Notabene: Sie sagt «unser», nicht «ihr» grösster Maler.

P.J. Blumenthal ist Schriftsteller und lebt in München. Sein Blog «Der Sprachbloggeur» erscheint wöchentlich.

Neu aus alt



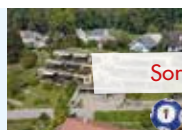
**100% rPET*: Alle Flaschen
aus recyceltem Material.**

Erfahre mehr zu 100% rPET auf [coke.ch](https://www.coke.ch)

EINE INITIATIVE VON
Coca-Cola

*Abgebildete Flaschen bald in 100% rPET erhältlich (ausgenommen Deckel, Etikett und Umverpackung). ©2022 The Coca-Cola Company

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'602'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8479 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8332 **Humlikon**, Dennis Triggli Tel. 044 316 13 15
Miete ab 3'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug ab sofort
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef**
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



You Tube **f**
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ** Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Stand Juni 2022

Andri Silberschmidts grosse Wette

Die Freisinnigen wollen die Flüchtlingskrise entschärfen.

Doch ihr Massnahmenpaket zielt an der Schweizer Lebenswirklichkeit vorbei.

Auf dem sogenannten Viererfeld in Bern entsteht ein neues Dorf, eine Containersiedlung mit Platz für tausend ukrainische Flüchtlinge. Gegen zehn Millionen Franken kostet die Anlage, aber bereits gibt es deswegen heftige Auseinandersetzungen. Dem zuständigen Regierungsrat Pierre Alain Schnegg (SVP) wird vorgeworfen, er habe die Chance verpasst, auf dem Viererfeld ein vorbildhaftes Flüchtlingsdorf mit nationaler Ausstrahlung aufzustellen.

Der Zwist ist kein Einzelfall. Wohin man auch schaut, gibt es wegen der vielen Flüchtlinge Streit und Unfrieden. Entweder sind die Kriegsvertriebenen mit der Unterbringung unzufrieden, oder Wohnungsanbieter klagen, sie würden von den Behörden ignoriert. Offenbar sind viele mit der Situation überfordert.

Es kommen auch so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Bis jetzt haben bereits über 57 000 Kriegsvertriebene den besonderen Schutzstatus S erhalten; bis im September könnten es 100 000 bis 150 000 sein, warnten Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) und ihr Staatssekretariat für Migration schon vor Wochen. Je länger diese Zuwanderung anhält, desto mehr fühlen sich die Menschen von den Neuankömmlingen überrumpelt und bedrängt.

Auf einem Nebengleis unterwegs

Nun will die FDP die Flüchtlingskrise mit einem Massnahmenpaket entschärfen. Unter dem Titel «Hart, aber fair» unter neuen Voraussetzungen» wird die Delegiertenversammlung am Samstag ein Papier verabschieden, welches einen besseren Vollzug der Asylgesetze gewährleisten will, wie die NZZ am Sonntag berichtete.

Die Schweiz soll nur noch jenen Schutz gewähren, denen im Sinne der Asylgesetzgebung und der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 Schutz zusteht. Das trifft für viele Asylsuchende in der Schweiz heute nicht zu, was die Schweizerische Volkspartei schon seit Jahren wiederholt moniert.

Weiter will die FDP auch den Familiennachzug begrenzen, bei den Integrations-



«Die Mehrheit kehrt zurück»: FDP-Nationalrat Silberschmidt.

anforderungen die Schraube anziehen, die Einwanderung in die Sozialwerke unterbinden und bloss noch beschränkt Flüchtlinge im Rahmen des sogenannten Uno-Umsiedlungsprogramms aufnehmen – hart, aber fair eben.

Zuständig für die neue FDP-Migrationspolitik ist der 28-jährige Vizepräsident der Partei, der Zürcher Nationalrat Andri Silber-

«Ich spüre keinen Unmut im Land. Die Solidarität ist nach wie vor sehr gross.»

schmidt, ein politisches Talent, das in diesem Bereich aber bisher kaum in Erscheinung getreten ist. Er sagt dazu fast beleidigt: «Die Politik wird in den Kommissionen gemacht und nicht in der Öffentlichkeit.»

Silberschmidt ist überzeugt, dass die FDP die Situation mit ihrem Massnahmenpaket beruhigen kann. Dass der Freisinn auf einem Nebengleis unterwegs ist, stellt Silberschmidt vehement in Abrede. Er sieht auch keinen Handlungsbedarf beim Flüchtlingsstrom

aus der Ukraine. «Ich spüre keinen Unmut im Land. Die Solidarität ist nach wie vor sehr gross», sagt er, ohne rot zu werden. Und: «Ich gehe jede Wette ein, dass die Mehrheit von ihnen in die Heimat zurückkehrt, wenn der Krieg einmal vorbei ist.»

Der Spiritus Rector hinter diesem Asylopapier ist Parteichef Thierry Burkart. Er sei davon ausgegangen, dass sich die Migrations-thematik verschärfen werde, und habe seinem Generalsekretariat Ende letzten Jahres deshalb den Auftrag erteilt, einen Entwurf zu erarbeiten.

Wie ernst ist es der FDP mit ihrer neuen Migrationspolitik tatsächlich? Geht es nur darum zu verhindern, dass die SVP die steigenden Flüchtlingszahlen 2023 elektoral ausschlagen kann, wie es Medien andeuteten? «Es geht nicht gegen eine Partei, sondern um die Positionierung der FDP», beteuert Burkart.

Personenfreizügigkeit mit der Ukraine

Burkart gibt die Schuld am mangelhaften und schleppenden Vollzug nicht der eigenen Bundesrätin, die für Migration zuständig ist, sondern den Kantonen. Sie würden durch ihre lasche Handhabung der Gesetze und Verordnungen die Funktionsfähigkeit der Asylsysteme gefährden.

Das Papier zielt aber an der aktuellen Lebenswirklichkeit in der Schweiz vorbei. Denn das eigentliche Problem ist, dass wir heute faktisch eine Personenfreizügigkeit mit der Ukraine haben. Am S-Status für die Ukrainerinnen und Ukrainer will man jedoch nicht rütteln. Hier wolle man mit Nachjustierungen zuwarten, um die Erfahrungen aus dem Ukraine-Konflikt einfließen zu lassen, gibt Burkart zu verstehen.

Derweil empfängt die eigene Bundesrätin, Keller-Sutter, die Kriegsvertriebenen aus der Ukraine weiterhin mit offenen Armen. Die frühere eiserne Lady präsentiert sich heute als «Patronin der Willkommenskultur», spöttelte selbst die NZZ am Sonntag, eine Zeitung, die dem Freisinn wohlgesonnen ist und in deren Verwaltungsrat Keller-Sutter einst sass.

Achtung, Kinderfeinde

Zeitgeist-Surferinnen und Feministen sehen Kinder als Armutsfalle. Der Nachwuchs wird mit Psychopharmaka ruhiggestellt oder gar abgetrieben. Woher diese Frotherzigkeit?

Sylvie-Sophie Schindler

Ob wir mal sprechen könnten, fragte mich ein achtjähriges Mädchen, es sei sehr traurig. Mit der Mama habe sie schon versucht zu reden, «aber sie hört mir nicht richtig zu». Es gehe um den Papa. Nachts, wenn sie in ihrem Bett liege, weine sie viel. «Weil er nie Zeit hat, mit mir zu spielen, auch nicht am Wochenende», erzählte sie leise. Dauern hänge er mit dem Ohr an seinem Handy. «Die anderen Leute sind ihm viel wichtiger als ich.» Ein Junge, damals sechs Jahre alt, zeigte mir stolz seine Spielfiguren. Er hatte ihnen die Köpfe abgerissen. «Und morgen mache ich das auch bei meiner Mama und meinem Papa und meiner Lehrerin», kündigte er an. Als ich wissen wollte, warum, entgegnete er wütend: «Weil sie nur Regeln und Schimpfen im Kopf haben.» In einer Runde, in der ich mit Drittklässlerinnen zusammensass, brach es aus einem Mädchen heraus: «Ich will nicht mehr leben.» Alle schwiegen betroffen, bis ich fragte, was sie belasten würde. «Ich bin jeden Tag müde, ich kann einfach nicht mehr, alles ist mir zu viel, immer dieser Druck.» Ob sie darüber schon mit den Eltern geredet habe? «Die sagen, ich soll mich nicht so anstellen.»

Höchstens Kaulquappen-Standard

Wie willkommen sind Kinder? Ich habe, pädagogisch ausgebildet, viel Zeit mit vielen Kindern verbracht und nie aufgehört, mir diese Frage zu stellen. Müsste es nicht eigentlich eine gute Zeit für Kinder sein? Bereits Ende der 1970er Jahre dachte der Kinderrechtler Ekkehard von Braunmühl in seinem Buch «Zeit für Kinder» darüber nach: «Zu keiner Zeit wurden Kinder mehr beachtet, wussten die Erwachsenen mehr über das Wesen von Kindern, über die Bedürfnisse von Kindern, über die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen sich Kinder am besten entwickeln. [...] Die freie Entfaltung der Persönlichkeit wird garantiert, die Würde des Menschen ist unantastbar, Selbstbestimmung und Mitbestimmung, Freiheit, Rechtsstaatlichkeit, Toleranz und andere vielversprechende Begriffe haben Hochkonjunktur – es könnte, es müsste eine reine Lust sein, als Kind in dieser Zeit zu leben.» Trotzdem sei «irgendwie und irgend-



Grosse Entdeckungen.

wo der Wurm drin». Und das ist er, gut vierzig Jahre später, nicht minder.

Kinder seien «eine riesige Armutsfalle». Das tat SP-Nationalrätin Tamara Funicello jüngst in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* kund. Folgt man ihren Ausführungen, dann ist Muttersein ein einziger Albtraum: Frauen würden ein wirtschaftliches Risiko eingehen, sich in die Ab-

Folgt man Tamara Funicellos Ausführungen, dann ist Muttersein ein einziger Albtraum.

hängigkeit ihres Partners begeben und seien «zum Dank» chronisch überarbeitet. Daher ihr Appell: «Vielleicht solltet ihr es einfach sein lassen.» Man meint fast, sie rede über eine Entscheidung für oder gegen einen Zweitwagen. Woher kommt diese Frotherzigkeit? Wie sollen sich Kinder fühlen, wenn sie das hören? Auch die Befürworter in den immer hitziger geführten Abtreibungsdebatten machen mehr als deutlich: Denkt bloss nicht, ihr seid willkommen.

Was zählt, und das ist sakrosankt, ist das Selbstbestimmungsrecht der Frau. Nicht euer Recht auf Leben. Ohnehin, schaut euch an, ihr seid erst mal nichts weiter als ein unförmiger Gewebeklumpen, höchstens Kaulquappen-Standard. Zum Vergleich, nur damit ihr wisst, wo ihr steht: Das Schreddern von Küken ist seit Januar 2020 in der Schweiz und inzwischen auch in Deutschland verboten.

Sie und ich, wir wurden nicht abgetrieben; wir leben. Daher können Sie diesen Text lesen, und ich kann diesen Text schreiben. Meiner Mutter wäre es völlig fremd gewesen, zu denken, ich sei «noch kein richtiger Mensch» oder gar, auch diesen Vergleich gibt es, «eine Art Blinddarm», als ich begann, in ihrem Bauch heranzuwachsen. Mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle ist das gerade entstandene Leben bereits genetisch einzigartig. Das ist eine biologische Tatsache. Mehr als das: Wer sich die Ehrfurcht vor dem Leben bewahrt hat, kann gar nicht genug darüber staunen. Ein Wunder. Jedes Mal. Man lausche der leisen Poesie, die im Begriff Embryo liegt – er leitet sich aus dem

Altgriechischen ab und bedeutet «ungeborene Leibesfrucht».

Nichts von diesem Zauber, schon gar keine Demut vor dem Leben, ist in den Argumenten der Abtreibungsbefürworter zu finden. Die medizinisch etablierten Begriffe Embryo und Fötus dienen einzig dazu, das Leben im Mutterleib so herabzustufen, dass sich ohne schlechtes Gewissen darüber verfügen lässt. Manövriermasse, weiter nichts. So richtig weiss man allerdings nicht, denn die Erläuterungen muten ziemlich abstrus an, was man sich darunter vorzustellen hat. Handelt es sich um Gnome? Um Aliens? Wissenschaft könnte da helfen: Menschen zeugen Menschen. Keine ominösen Zellklumpen.

Am 25. Mai 2022 war in der Talkshow «Markus Lanz» gut zu beobachten, wie Alicia Baier, eine deutsche Medizinerin, das ungeborene Leben in ihrer Rhetorik zu etwas derart Diffussem degradierte, was einem suggerieren sollte: Na ja, was ist das schon, muss man das schützen? Ihre Ausführungen begründete sie erschreckend lapidar: «Wir sind eine neue Generation; der Zeitgeist ändert sich.» Moderner Lifestyle bedeutet dann wohl, und man achte auf die Inkonsequenz: Ich rette das Klima, ich esse keine Tiere, und morgen geht's zum Abtreibungs-Doc. Allein: Was kann man von einer Wegwerfgesellschaft erwarten? Es landet wohl alles über kurz oder lang auf dem Müll.

Die US-Amerikanerin Rebecca Kiessling weiss, wie sich das anfühlt. Sie wurde durch eine Vergewaltigung gezeugt. Für ihr Recht auf Leben kämpft sie hart, und auch für das anderer Betroffener. Da eine grosse Mehrheit, wie sie in Interviews sagt, «uns vermittelt, dass man uns hätte wegwerfen sollen». Beschützt habe sie nur das staatliche Gesetz: «Juristen haben für mich das Leben gewählt, sie sind meine Helden.»

Dietrich Bonhoeffer, der sich unerschütterlich im Widerstand gegen die Nationalsozialisten engagierte, stellte fest: «Die Moral einer Gesellschaft zeigt sich in dem, was sie für ihre Kinder tut.» Also auch in dem, was sie unterlässt. Wie willkommen kann sich ein Kind also in einer Gesellschaft fühlen, die nicht bereit ist, alles, aber auch wirklich alles daranzusetzen, sein Leben zu schützen, und zwar zuallererst da, wo es am wehrlosesten ist? Eine schwangere Frau ist, mag sie auch verzweifelt sein und sich überfordert fühlen, niemals so hilflos wie das Kind in ihrem Bauch. Es ist unabdingbar, dass Gesellschaft und Politik auch auf ihre Nöte antworten. Doch da Kinder in den Debatten deutlich vernachlässigt werden, kümmert sich dieser Text ausschliesslich um sie.

Kinderfeindlichkeit beginnt bereits im Mutterleib; Abtreibungsgefechte bestimmen das Klima, in dem Kinder aufwachsen. Dass Bücher mit dem Titel «Warum unsere Kinder Tyrannen werden» zum Bestseller avancieren, ist nur eine nächste, wenig erstaunliche Konsequenz. Geschrieben

übrigens von Medienliebling Michael Winterhoff, gegen den inzwischen staatsanwaltschaftliche Ermittlungen laufen. Der Bonner Kinderpsychiater soll bereits Drei- und Vierjährigen Psychopharmaka verschrieben und zahlreichen weiteren Kindern systematisch und ohne ausführliche Anamnese eine fachlich nicht anerkannte Diagnose gestellt haben. Auch sie seien mit Psychopharmaka ruhiggestellt worden und litten heute noch, mitunter zehn Jahre später, unter den schweren Folgen. Winterhoff war in zig Einrichtungen tätig, er kooperierte mit mehr als zwanzig Heimen. Es gab also viele Zeugen.

Es geschieht überall

Warum wird weggeschaut? Vielleicht, weil Kinderfeindlichkeit stillschweigend akzeptiert ist? Anke Elisabeth Ballmann zeigt in ihrem Buch «Seelenprügel», dass die Zeit der schwarzen Pädagogik noch lange nicht überwunden ist – die Gewalt hat sich lediglich auf die emotionale, die

Ich rette das Klima, ich esse keine Tiere, und morgen geht's zum Abtreibungs-Doc.

psychische Ebene verlagert. Die Pädagogin hat in den vergangenen zehn Jahren deutschlandweit über 500 Kitas besucht und schildert, wie Kinder von Betreuerinnen bedroht, beschämt, drangsaliert und erniedrigt werden. Nein, keine Einzelfälle. Es geschieht vielerorten, Tag für Tag. Auch im Kanton Zürich kam vor einem Jahr eine schockierende Disziplinarmassnahme ans Licht: An der Primarschule Herrliberg wurden Kinder, die den Unterricht störten, gezwungen, Windeln über ihre Hosen zu ziehen.

«Es gibt keine grossen Entdeckungen und Fortschritte, solange es noch ein unglückliches Kind auf Erden gibt.» Sagte Albert Einstein. Dem stimme ich zu. Allein: Was folgt aus diesem Satz? Dass uns erstens Elon Musks Mars-Ambitionen nicht weiterbringen werden. Und zweitens? Und drittens?



Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.

Schöne Lëtzebuenger
Nationalfeierdag.
Happy National
Day to our
Luxembourgish
friends.



BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE

www.bil.ch

Verloren in der Erinnerung

Ich habe lange nicht mehr an Tanger gedacht, diese Stadt im Norden Marokkos.



Was ich mitnahm, waren zwei Sätze, unvergessliche Sätze.

Es ist immer wieder ein Rätsel, wie Bewusstsein funktioniert und Erinnerung. Man weiss inzwischen, dass jede ins Bewusstsein geholte oder geflossene Erinnerung bei ihrem Aufscheinen im Grunde aus den Restanzen früherer Erinnerungen neu zusammengebastelt wird. Die frühere Erinnerung wird offenbar dann nicht nur ergänzt, sondern komplett neu formuliert. Es ist so, dass das, was wir uns heute in Erinnerung rufen, eine Interpretation der Geschehnisse von damals durch das Bewusstsein der diesbezüglich letzten vorangegangenen Erinnerung ist. Wir erinnern uns also immer nur an die letzte Erinnerung und schreiben sie neu.

Ich habe lange nicht mehr an Tanger gedacht, diese Stadt im Norden Marokkos, umspült vom Atlantik, der sich etwas weiter östlich durch die Säulen des Herkules drängt und sich mit dem Mittelmeer vermengt, umgeben von Gebirgen, fruchtbarem Land und von Wüste und auf ewig am Leben gehalten von Legenden. Ich kam damals als Suchender in die Stadt, aber ich habe mich nicht gefunden, wenn ich mich richtig erinnere. Ich fand Menschen, die Europa den Rücken gekehrt haben und die mehr oder weniger erfolgreich oder verzweifelt um sich selbst kreisen, ich fand Raschid, der sich jeden Tag zu mir ins «Café de Paris» setzte und mir irgendetwas aufschwätzen wollte; ein junges Mädchen, Kif, eine Wohnung.

Ich wollte Teil dieser Karawane werden, die durch die manchmal verzauberten, manchmal

elenden Gassen der Medina schlängelte und für die der Petit Socco, ein kleiner Platz, die Oase war; eine Karawane des Treibguts des Lebens voller genialer Verlierer war es, tragischer Reicher, Schmuggler, Faulenzer, Huren, Schwuler und vor allem Literaten. Ich wollte schreiben in Tanger, wie Burroughs, Ginsberg, Kerouac, Bowles, Capote, ich weiss gar nicht mehr, worüber, irgendetwas Bedeutendes, also mich selbst, irgendetwas, das die Ausflüge meines kleinen Lebens zu einer grossen Reise machen würde, aber ich blieb kleben an den Tischen der Cafés, der Bars, dem Zauber der Frauen, dem Alkohol, und wo ich hätte loslassen sollen, klammerte ich mich fest, und was ich hätte festhalten sollen, liess ich los. Ich trieb dahin, vor mich hin, hinter mir her, nur nicht durch mich selbst hindurch, und da war kein Fluss der Worte.

Jeden Tag und jede Nacht schrieb ich Sätze in mein Notizbuch, an die ich mich heute nicht mehr erinnere. Einen Tag lang hab ich das Notizbuch gesucht und nicht gefunden, vielleicht erklärt das den Sound einer sanften Niedergeschlagenheit in diesen Zeilen. Vielleicht aber sollte ich mich vielmehr glücklich schätzen, dass sich ein Mensch nicht an alles erinnern kann. Womöglich ist das Vergessen eine Gnade der Existenz, nur ist es dann natürlich etwas ungeschickt gelöst von der Maschinerie des Bewusstseins und der Erinnerung, dass es mich nur erinnern lässt, dass ich mich nicht erinnere.

Ich erinnere mich an das Kamel an der Baie du Tanger, dieses abgehalfterte Tier, das einfach da lag und aussah wie tot, während seine Besitzer, zwei Brüder, unter einem kleinen Zeltdach Tee tranken und rauchten und auf Touristen warteten, die damals aber einen weiten Bogen um die Baie machten, weil die Baie schmutzig war und weiter draussen all die Exkremente der Millionenstadt ins Wasser gespült wurden.

Ich erinnere mich an den Deutschen vom Goethe-Institut, der im Amerikanischen Spital lag, heftig zusammengeschlagen von seinen Lustknaben, weil er sich geweigert hatte, ihnen für ihre Dienste mehr Geld zu bezahlen. Da war dieser Menschaufauf jeden Tag vor der französischen Botschaft gegenüber dem «Café de Paris», diese Menschen, die Tanger hinter sich lassen wollten und das Glück woanders finden, da waren die Knaben unten am Hafen, die an den Tischen der Restaurants um Brot bettelten oder es stahlen, und da war, nur ein paar Kilometer weit weg, die Südküste Spaniens und eine andere Welt, war Sehnsucht und Abkehr gleichzeitig.

Ich erinnere mich an mich selbst als einen jungen Mann, der mehr wollte, als er konnte, und noch nicht konnte, was er wollte. Was ich mitnahm aus Tanger, waren zwei Sätze, unvergessliche Sätze. Einer ist von Henry Miller: «Als ich meine Stimme entdeckte, fand ich meinen Weg.» Der andere von Samuel Beckett, dass es keine schwerere Arbeit gibt als die an der eigenen Existenz.

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Lohr, Rösti, Pfister, Felix und Larissa, Macron, Scholz, Draghi, Donohoe



Undank als Lohn: Gerhard Pfister.

Ignazio Cassis, Himmelsgucker, erlaubte sich während einer Konferenz der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) einen Abstecher ins Weltall. Der Tessiner schwärmte in seinem Eröffnungsreferat zuerst von den unermesslichen Rohstoffen, die man dort vorfinde, insbesondere im Inneren des Asteroiden Davida, der zwischen Mars und Jupiter seit Jahrtausenden seine Runden dreht. Der Bundespräsident leitete mit seiner Weltall-Exkursion einen Vortrag über den bevorstehenden digitalen Wandel ein. Darauf muss man erst kommen. Wenigstens stand die Konferenz so unter einem guten Stern. (*hmo*)

Christian Lohr, Notenverteiler, windet dem aktuellen Präsidenten der gesundheitspolitischen Kommission (SGK), SVP-Nationalrat **Albert Rösti**, ein unerwartetes Kränzchen. Der Berner sass vertieft in einen Stapel Papier an einem Tisch im Vorzimmer des Nationalratssaals, da brauste der Thurgauer Mitte-Politiker heran, der wie Rösti in der SGK sitzt. Er habe zwar schon einige Kommissionspräsidenten erlebt, meinte Lohr. Aber Rösti sei der beste von allen. Er führe die SGK mit grossem Geschick und Einfühlungsvermögen. Vor allem lasse er die Leute ausreden. Rösti strahlte wie ein Maikäfer. Da hat er wohl eine Stimme auf sicher, sollte er einmal für den Bundesrat kandidieren. (*hmo*)

Gerhard Pfister, Wohltäter, tat in den letzten Wochen viel, um SP und Grüne zu erfreuen. Seine Mitte-Partei half mit, dass der Bund 3,2 Milliarden Franken mehr fürs Klima und 2,2 Milliarden für Prämienverbilligungen ausgibt. Doch alles war vergebens. Die linke *Woz* rechnet mit dem Chef der Gruppierung gnadenlos ab. Pfister würde links blinken und rechts abbiegen, so der Vorwurf. Grund für den Ärger des



Deluxe: Emmanuel Macron.

Blatts: Pfister engagiert sich zu wenig, wenn es um Sanktionen für russische Oligarchen geht. Lerne: Ein Konservativer aus dem Kanton Zug wird es den Linken nie recht machen können. Auch wenn er mithilft, weiter Steuergelder zu verteilen, als gäbe es kein Morgen. (*odm*)

Felix und Larissa, Bekenner-Duo, waren am Wochenende zwei der angeblich 40 000 Teilnehmer der Pride-Parade in Zürich. Die bunte Kundgebung stand dieses Jahr unter dem Motto: «Trans – Vielfalt leben». Und forderte mehr Rechte. Obwohl man das amtliche Geschlecht mittlerweile per Gang zum Zivilstandsamt abändern kann. Laut *20 Minuten* offenbarte der «frisch geoutete» 19-jährige Felix: «Es ist meine erste Pride.» Worauf die 26-jährige Larissa ergänzte: «Mein Schatz ist trans, mein Zwillingbruder ist trans, und ich bin non-binär.» Wem ob so viel Vielfalt ein Sturmgewitter im Kopf aufzieht, sollte sich sagen: Es kann nur an den heissen Sommertemperaturen liegen. (*mö*)

Emmanuel Macron, Bahnreisender, kann sich wenigstens im Ausland über kleine Aufmerksamkeiten freuen. Bei der Bahnfahrt von Polen nach Kiew hatte er das luxuriöseste Abteil im Zug, wie seine Mitreisenden **Olaf Scholz** und **Mario Draghi** ernüchtert feststellten. «Unsere sind sehr schlicht», meinte der Italiener. «Dafür ist er Präsident», ergänzte der Deutsche. (*ky*)

Paschal Donohoe, Euro-Hüter, hilft mit Urlaubslektüre aus. Zur letzten Sitzung vor der Sommerpause schenkte der irische Chef der Euro-Gruppe den EU-Finanzministern zum 100. Jahrestag der Veröffentlichung eine Ausgabe von James Joyces «Ulysses» – in den Landessprachen. Die Begeisterung der Beschenkten hielt sich in Grenzen. (*ky*)

Historiker Tanner vergaloppiert sich

In Roger Schawinskis «Doppelpunkt» bei Radio 1 behauptete der Historiker Jakob Tanner, er habe sich «mit dem Marxismus nie identifiziert». Dabei hat er 1976 ein Buch mit dem Untertitel «Die Schweiz aus marxistischer Sicht» geschrieben. Dann jammerte er über «Berufsverbote» und «ruinierte Karrieren» von linken Historikern. Als wenn «rechte» Historiker keine Berufsverbote und ruinierte Karrieren erlitten hätten – und zwar unter ziemlich aktiver Beteiligung von Jakob Tanner.

Dann ging's um die Aussage von *Weltwoche daily*, Jakob Tanner habe als Mitglied der Bergier-Kommission neben seinem hohen Professorengelohnte 311 531 Franken bezogen, ohne eine einzige Zeile geschrieben zu haben. Das sei, so Tanner, eine «Falschaussage», ein «Angriff out of nothing». Die *Weltwoche* habe dies berichtigen müssen. Richtig ist: Wir haben Jakob Tanners Stellungnahme veröffentlicht, darunter aber kursiv gesetzt: «Die

Weltwoche hält an ihrer Darstellung fest.»



«Aus marxistischer Sicht»: Tanner.

Die 311 531 Franken für seine Tätigkeit in der Bergier-Kommission – so Jakob Tanner weiter – habe er «redlich verdient». In eigener Sache genießt er also trotz seiner «marxistischen Sicht» den Kapitalismus recht

schwelgerisch. Unsere Aussage, er habe für den 25-bändigen Bergier-Bericht «keine Zeile geschrieben», sei grundfalsch: «Ich habe geschrieben – und zwar ansehnlich.»

In Wahrheit haben mehrere Dutzend andere Autoren den Bericht geschrieben. Jeder ist bei jedem Band exakt und korrekt aufgeführt. Um seine Haut zu retten, unterstellt Tanner indirekt den wirklichen Autoren, er sei ihr Ghostwriter gewesen und habe ihnen seine Texte untergeschoben. Damit stehen diese «unabhängigen, intelligenten jungen Historikerinnen und Historiker» (Tanner) unter Verdacht, ihn plagiiert zu haben. Eigentlich müssten sie sich gegen diese ungeheuerliche Verdächtigung zur Wehr setzen.

Christoph Mörgeli

MÖRGELI

Luganos tragischer Held

Das Unbehagen im Kleinstaat ist mit den Händen zu greifen. Zwar gibt sich Bundespräsident Ignazio Cassis geradezu aufgeräumt, hochmotiviert und tatenlustig. Doch wer ihn kennt, merkt sofort: Wohl ist dem Mann nicht in seiner Haut. Cassis hängt sein ganzes Prestige – und nebenbei gleich auch noch das seines Landes – an seine Ukraine-Konferenz in Lugano. Gerade mal für die zwei Tage wird im Tessin eine Woche lang Ausnahmezustand herrschen. Die Kosten für das fragwürdige Profilierungsprojekt inklusive 1600 Armeeeingetragener tragen die Steuerzahler.

Am 4./5. Juli sollen angeblich «hochrangige Delegationen» nach Lugano reisen. Hochrangig heisst in diesem Fall: tausend Funktionäre von Staaten, Organisationen und NGOs, die keiner kennt. Ausser vielleicht die EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, als deutsche Verteidigungsministerin mit dem Spitznamen «Granaten-Utschi» unterwegs. Nach dem Desaster, das sie in der Bundeswehr und danach in Brüssel angerichtet hat, verlängerten die Deutschen die «Utschi» auf «Pfuschi».

Mit dem Mut der Verzweiflung erhofft sich Ignazio Cassis einen PR-Effekt für die Schweiz. Und noch mehr für sich selber. Zuweilen fühlt sich eine Maus wie ein Tiger. Cassis ist ein tragischer Held – gütigst verteidigt von einer medialen Wagenburg, in der SRG, Ringier, Tamedia und NZZ gemeinsam kuscheln. Sie alle belehren die Schweizer, nicht so kleinkariert, bünzlig und rappen-spalterisch zu denken. «Wiederaufbau» heisst nämlich für die Bürger, dass unser Land der Ukraine Geld, viel Geld versprechen wird.

Die Konferenz ist falsch projiziert, falsch konzipiert, falsch motiviert. In Lugano wird Partei genommen. Man lässt sich von den Ukrainern instrumentalisieren. Die Russen bleiben ausgesperrt. Und was heisst Wiederaufbau? Zerstört sind in der Ukraine fast nur Gebiete und Städte, die sich mittlerweile in russischer Hand befinden. Wollen wir dem Angreifer den Wiederaufbau finanzieren? Die Konferenz von Lugano ist und bleibt verfehlt. Aus einem Kuhfladen lassen sich keine Goldvreneli prägen.

Christoph Mörgeli

Märtyrer der Pressefreiheit

Der Fall Julian Assange ist der Skandal unserer Zeit, der grösstmögliche Verrat an den eigenen Werten.

Milosz Matuschek

Man muss sich den Wikileaks-Gründer Julian Assange heute als gebrochenen Mann vorstellen: mehrere Jahre auf engstem Raum in der ecuadorianischen Botschaft in London, drei Jahre Isolationshaft im Prison Belmarsh, was laut Sonderberichterstatter der Uno, Nils Melzer, ein Fall von psychologischer Folter war; und ein endloser, zermürbender Schauprozess um die Auslieferung an die USA, der nun als verloren gelten muss.

Juristisch ist der Rechtsweg in England fast erschöpft, es bleibt nach einer letzten Berufung nur noch der Gang nach Strassburg, vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. In den USA droht der finale Prozess, die Anklage fordert 175 Jahre Haft wegen Spionage. Es wäre ein Todesurteil für Assange. Wie viel kann ein Mensch aushalten?

Doch man muss sich Julian Assange auch als Symbol vorstellen, als Gradmesser für Freiheit im Westen. In dieser Funktion ist er ungebrochen. Am Zustand von Assange können wir den Zustand der Pressefreiheit ablesen. Hier machen die USA und Grossbritannien den spektakulärsten Fehler: Sie machen Assange zum Märtyrer und sich selbst zu Vollstreckern und Henkern. An der Art, wie sie Julian Assange behandeln, für die gesamte Weltöffentlichkeit sichtbar, leisten sie den Offenbarungseid auf die westliche Wertegemeinschaft: Humanismus, Menschenrechte, Rechtsstaat werden aus machtpolitischem Kalkül geopfert. Die Regierungen in aller Welt halten still.

Die deutsche Aussenministerin Baerbock wollte sich vor der Wahl noch für Assange einsetzen – jetzt, in der Regierung, sieht sie keinen Handlungsbedarf mehr. Man will an Assange ein Exempel statuieren: Das, liebe Journalisten, blüht euch, wenn ihr es wagt, Kriegsverbrechen oder sonstige Schweinereien offenzulegen.

Die Kriegsverbrecher in Afghanistan oder im Irak bis in die oberste Führungsschicht der USA und Grossbritanniens sind bis heute unbehelligt. Angriffskriege sind risikoloser als kritische Berichterstattung darüber. Wer seine Aufgabe als Journalist in Zukunft so radikal transparent erfüllen will wie Assange, muss sich einen Staatsfeind schimpfen lassen und gilt als vogelfrei.

Die Causa Assange ist der Skandal unserer Zeit, die sichtbarste brutale Ungerechtigkeit, die an einer Einzelperson durchexerziert wird, der grösstmögliche Verrat an den eigenen Werten. Je offensichtlicher Julian Assange zum Märtyrer für die Pressefreiheit gemacht wird, desto deutlicher wird jedem, dass hier das Feld der Demokratie und des Rechtsstaats verlassen worden ist.

In einem freien Westen kann es per Definition keine Dissidenten geben; wer versucht, andere für die Veröffentlichung wahrer Tatsachen zur Strecke zu bringen, hat offensichtlich die Seiten gewechselt und Demokratie gegen eine Form von Feudalherrschaft eingetauscht. Wer so handelt, handelt aus Panik, Hilflosigkeit und Angst vor Aufklärung und Rechenschaft.

Ihnen allen sei ins Stammbuch geschrieben, was schon Emile Zola wusste, als er sein «J'accuse» veröffentlichte: «Die Wahrheit ist auf dem Wege, und nichts wird sie aufhalten.»

Mehr zum Thema: Seite 27



Das zweite Eigengol der Nationalbank

Die Aufhebung des Mindestkurses war ein gigantischer Fehler. Die Anhebung der Negativzinsen ist ein vergleichbares Eigengol.



Das deutsche *Handelsblatt* schaltet seine E-Paper-Version immer schon vor 23 Uhr auf. Die *Neue Zürcher Zeitung* lässt ihre Leserinnen und Leser bis 02 Uhr zappeln. Warum, ist mir ein Rätsel.

Der Rasputin der Schweizerischen Nationalbank ist der emeritierte Professor Ernst Baltensperger, der Doktorvater von Thomas Jordan. Er schreibt unkritische Bücher über die Nationalbank. Die Nationalbank veröffentlicht Festschriften zu seinen Ehren.

Gemeinsam pflegt man einen der letzten Monateristensümpfe weltweit. Dies führte 2015 zur unsinnigen Aufhebung des Mindestkurses. Der Kollateralnutzen: Die Nationalbank musste in der Folge nicht weniger, sondern mehr Geld drucken. Die Schweiz verfügt nun über einen Staatsfonds von 1000 Milliarden Franken.

Am 15. Juni 2022 schrieb unser Ernst Baltensperger in der *NZZ*: «Jetzt aber muss die SNB den Mut haben, eine nominale Frankenaufwertung zuzulassen, welche weiteren Inflationsimport verhindert. Das bedeutet Zinsnormalisierung, Rückbildung der aufgeblähten Währungsreserven und Rückbesinnung auf ihr geldpolitisches Konzept. Wenn sie ihr Drehbuch richtig umsetzt, hat die SNB die Chance, als Gewinnerin aus der geldpolitisch problematischen Phase der jüngeren Vergangenheit hervorzugehen. Sie wird diese Chance sicher zu nutzen wissen.»

Da wusste der Drehbuchautor nachweislich mehr als alle anderen, weil er hinter den Kulissen einmal mehr die Fäden gezogen hatte. Denn nur einen Tag später erhöhte die Nationalbank unverständlicherweise den Leitzins um 0,5 Pro-

zent. Nach der Aufhebung des Mindestzinses das zweite Eigengol.

Ernst Baltensperger, der «Mister Inside Nationalbank», und sein gelehriger Schüler Thomas Jordan wollen – wie selber zugegeben – den Staatsschatz zerschlagen. Und im Interesse

Wer etwas gegen die Inflation machen will, müsste die Kompetenzen des Preisüberwachers ausbauen.

der Währungsspekulanten die Exportwirtschaft und den Tourismus schädigen. Die Gewerkschaften protestierten. Ohne grosse Wirkung.

Absehbar war dies der zweite Schuss in den Ofen. Warum? Die Teuerung in der Schweiz ist fünf bis sechs Prozent tiefer als in den USA und im Euro-Raum. Es gab nicht den geringsten Grund, die sich langsam erholende Konjunktur abzuwürgen. Wer etwas gegen die Inflation machen will, müsste die Kompetenzen des Preisüberwachers ausbauen und nicht die Zinsen für Hypotheken und somit die Mieten erhöhen.

Weltweit droht uns zudem nicht Überhitzung, sondern Stagflation. Einfach lässt sich das am Beispiel des Holzpreises ableiten.

Weltweiter Holzmarkt: Viele in den USA bauen neue Einfamilienhäuser in der Holzständerbauweise. Geht schneller, ist billiger, aber braucht relativ viel Holz. Solange die Biden-Konjunktur brummte, stieg der Holzpreis pro 1000 *board feet* (2,4 Kubikmeter) auf mehr als 1400 Dollar. Überall läuteten die Alarmglocken. Viele sahen das Ende des Holzbaues kommen. Andere – etwa die Waldbesitzer – rechneten mit goldenen Zeiten.

Der brutale Preissturz: Innert vier Monaten sackte der Holzpreis von 1400 Dollar auf 585 Dollar ab. Die Träume der Schweizer Waldbesitzer sind nurmehr Schäume. Innovative Zimmereibetriebe wittern zu Recht wieder Morgenluft. Umweltfreundliches Holz erhält dank diesem konjunkturbedingten Kurssturz wieder Luft unter die Flügel. Erst recht, weil Zement und Stahl wegen der hohen Energiepreise immer noch doppelt so viel kosten wie vor dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine.

Versuchen wir zu antizipieren, was kommt: Die Banken werden versuchen, zusätzlich höhere Zinsmargen durchzusetzen. Die Baukonjunktur wird sich abschwächen. Die Schweizerinnen und Schweizer posten – wegen der Panik-Nationalbank – bereits weniger Fleisch. Die Verunsicherung breitet sich wellenartig aus.

Zwei Beispiele aus dem Oberwalliser Unterholz: Für den Aletsch-Berglauf hatten sich am vergangenen Wochenende 3500 Sportlerinnen und Sportler angemeldet. Erschienen sind nur 1700. Die stolzen Walliser Bergführer trafen sich gleichentags in Stalden. Beim Caterer Michel Villa bestellte der Präsident 150 feine Nachtessen. Am Schluss wollten nur 44 Bergführer das Vier-Gang-Menü geniessen und bezahlen.

Wer kommende Erdbeben erahnen will, muss gesellschaftlich und wirtschaftlich auf die kleinen, feinen Risse achten. Unsere Monetaristen-Nationalbank wird ihren Fahrplan *kündern* müssen. Schlicht und einfach, weil der Monetarismus eine Kopfkrankheit ist und bleibt. Eine nachweislich heilbare Krankheit.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Westen ohne Führung

Krisen gebären Führungsfiguren. Doch auch nach vier Monaten Krieg herrscht Leere am Horizont. Es sind ein paar Kleine, die Grosses leisten.

Urs Gehriger



Die Reihen lösen sich auf: Macron, Draghi, Biden, Johnson, Scholz (v. l.).

Plötzlich diese Einheit. In Wladimir Putin hat der Westen seinen Schmied gefunden, der das zusammenschweisst, was bislang kreuz und quer übereinanderlag. Der Aggressor aus Moskau, der neue «Hitler», wie einige meinen, hat es geschafft, dass sich die Reihen der Europäer und Amerikaner geschlossen haben und man wieder von gemeinsamen «westlichen Werten» spricht.

Der Schein trägt. Bereits zeigt die Front gegen Russland Risse. Hinter markigen Worten kommen alte Querelen zwischen und innerhalb der westlichen Staaten zum Vorschein.

Nur Selbstdarstellung

Vor Tagen reiste das Dreigestirn Scholz, Macron, Draghi nach Kiew in Wolodymyr Selens-

kyjs Kommandoposten. Niemand hatte hohe Erwartungen. So reichte es, dass das Trio in öffentlichen Erklärungen den richtigen Ton anschlug. Wohlfeil kündigten sie an, dass sie die EU-Kandidatur der Ukraine unterstützen. «Wohlfühlmomente werden Russlands jüngste Erfolge auf dem Schlachtfeld nicht rückgängig machen», kommentierte das *Wall Street Journal*.

Das, was die Ukraine in diesen Wochen dringend braucht, sind keine schönen Worte, sondern militärische Hardware. Während Europas Grossmächte seit Beginn des Kriegs palavern, leisten Kleine Erstaunliches. Lettland beispielsweise, ein wirtschaftlicher Zwerg mit 1,9 Millionen Einwohnern, hat mehr Militärgüter geliefert als die drei Matadore Deutschland, Frankreich und Italien.

Frankreichs Präsident Emmanuel Macron ist wohl die grösste Enttäuschung unter Europas Präsidenten. Was hat man von ihm geschwärmt, als er vor fünf Jahren an Frankreichs Spitze aufstieg. Der Leitstern eines neuen Europas sei er, ein Anführer mit Visionen. Ausser Selbstdarstellung ist davon nicht viel geblieben.

Vor der Präsidentenwahl kreuzte er auf mit Dreitagebart, schwarzem Kapuzenpulli mit Emblem der französischen Fallschirmkommandos und machte einen auf Selenskyj. Würde heute noch zu Pferd gekämpft, sähe man Macron in Kürassierstiefeln durchs Elysée stolzieren.

Macrons «Initiative für Europa» ist verblieben. Seinen Direktiven für ein strategisch autonomes, schlagkräftiges Europa mit eigener Armee, Euro-Zonen-Haushalt und einheit-

licheren Steuern wollte niemand folgen. «Das Europa, das wir kennen, ist zu langsam, zu schwach, zu ineffektiv», referierte er 2019 vor Studenten der Pariser Universität Sorbonne. Die Beschreibung trifft exakt auf sein eigenes Land zu.

Der moderne «Napoleon» ist gefangen in der Innenpolitik, seine Macht ist zurückgebunden. Zwar wurde er unlängst im Amt bestätigt, doch die Parlamentswahlen vom Sonntag zeigen: Seine Bewegung «La République en marche» marschiert nicht mehr. Sie heisst neuerdings «Renaissance» und wird vom linken und rechten Rand aufgefressen.

Vertrauensverlust

Deutschland bietet kein erbaulicheres Bild. Zu Beginn des Ukraine-Kriegs überraschte der neue Kanzler Olaf Scholz durch Entschlossenheit. Er sprach von «Zeitenwende» und «Zäsur», bekannte sich zu einem militärisch stärkeren Deutschland und sprach massive Rüstungsinvestitionen. Doch seither schaukelt der Kapitän zwischen seinen Koalitionspartnern Grün und Schwarz.

Wolfgang Ischinger, ehemaliger Vorsitzender der Münchner Sicherheitskonferenz, ortet bei Scholz zwei Probleme: schlechte Kommunikation und zu viel Rücksicht auf die eigenen Genossen, die seinen Rüstungsschub nicht mittragen. Die Folge ist Vertrauensverlust, ins-

Frankreichs Präsident Macron ist wohl die grösste Enttäuschung unter Europas Präsidenten.

besondere in Mittel- und Osteuropa, wo viele Beobachter zunehmend erkennen müssen, dass auf Deutschland kein Verlass ist.

In Grossbritannien wiederum ist Premier Boris Johnson mit den Folgen des Brexits beschäftigt. Und mit seinen eigenen Eskapaden, die seine Glaubwürdigkeit ruinieren. Der Ukraine-Krieg bot willkommene Ablenkung. Doch jetzt holen ihn seine Skandale und Lügen rund um «Partygate» wieder ein, als er feuchtfröhliche Feste feierte, während er seine Landsleute in den Lockdown schickte. Die Reihen hinter ihm lösen sich auf. Die Tories sind kein Führungsteam. Ihr grösster Trumpf ist die noch grössere Schwäche der Linken.

An der Peripherie franst Europas Teppich aus. Italien wurstelt sich durch von Krise zu Krise, das ist nichts Neues. Doch welches Armutszeugnis, dass der Einzige, der den Karren zusammenhält, Mario Draghi, ein ungewählter Technokrat ist. Die potenziell stärkste Koalition, die Rechten, ist zerstritten. Matteo Salvini und Silvio Berlusconi machen sich für Russland stark. Von «Forza Russia» ist scherzhaft die Rede. Derweil gibt Giorgia Meloni von den postfaschistischen Fratelli d'Italia die Transatlantikerin.

Im hohen Norden versinkt Schweden in Gewalt, die es sich durch lasche Migrationspolitik selbst ins Haus geholt hat. Finnland versucht sich vor russischer Gefahr zu retten, indem es gemeinsam mit Schweden unter den Nato-Schirm kriechen will. Das transatlantische Bündnis feiert derweil Urständ und gibt sich martialisch. Doch de facto ist die Allianz bloss ein ernstzunehmender Faktor, so lange die USA die Hauptlast stemmen und den Ton angeben.

Womit wir beim hinkenden Hegemonen angekommen wären. Er strauchelt, er stolpert. Jüngst fiel er gar vom Rad. Selbst die Reporter der Mainstream-Medien, die Joe Biden im Schongang behandeln, beginnen sich über seine Gesundheit zu sorgen.

Blenden wir zurück ins Jahr 1989. Die Berliner Mauer fällt. Amerika ist die alleinige Supermacht auf Erden und vermeintlich unüberwindbar. Zu den Baumeistern dieser Vormachtstellung gehört Richard Nixon, der während des Kalten Krieges den Vereinigten Staaten durch die «Strategie des Gleichgewichts» geopolitischen Vorteil verschaffte und die Tür nach China öffnete. Ronald Reagan führte die «freie Welt» an durch seine Doktrin «Frieden durch Stärke» und trug wesentlich dazu bei, dass der Westen im Duell mit der Sowjetunion und ihren Satelliten als Sieger hervorging. Selbst Jimmy Carter, der als schwacher Leader nach einer Amtszeit unterging, stand für gewisse Prinzipien.

Nichts davon ist heute zu spüren. Das, wofür Biden steht, können nicht einmal seine Einflüsterer erklären. Alles, was der verteufelte Trump aufgebaut hat – Energieunabhängigkeit, sichere Grenzen und last, but not least eine vierjährige Ära relativen Weltfriedens –, hat Biden verspielt, nicht zuletzt durch seine Zugeständnisse an die Parteilinke der Demokraten und durch seinen katastrophal vollzogenen Truppenabzug aus Afghanistan. Kurzum: Biden nimmt niemand ernst. Amerika hat nicht nur an Statur, sondern auch an Einfluss verloren.

Schwäche provoziert Aggression. China, Russland und die Kummerbuben der Welt-

politik, von Kim bis zu den iranischen Ajatollahs, trumpfen auf. Eigentlich wäre nun der Moment, da die EU mit vereinten Kräften den Lead auf dem Kontinent übernehmen müsste. Doch aus der Summe von Schwachen resultiert keine Stärke.

Man fragt sich: Weiss man eigentlich in Europa noch, was Führungskraft heisst?

Henry Kissinger, der 99-jährige Altmeister der Diplomatie, zeigt in seinem in diesen Tagen erscheinenden Alterswerk «Staatskunst» anhand von sechs Führungsfiguren auf, was «Leadership» in Zeiten von Krise und Umbruch auszeichnet.

Es mag kaum erstaunen, dass kein Lebender unter den Staatenlenkern figuriert, die Kissinger als exemplarische «Leader» hervorhebt. Er

Schwäche provoziert Aggression. China, Russland und die Kummerbuben der Weltpolitik trumpfen auf.

greift weit zurück, zu Konrad Adenauer, der nach dem Zweiten Weltkrieg das darniederliegende und moralisch bankrotte Deutschland zurück in die Völkerfamilie führte, durch «die Strategie der Demut», wie Kissinger es nennt. Oder zu Charles de Gaulle, der Frankreich an die Seite der siegreichen Alliierten stellte und die Grande Nation durch «die Strategie des Willens» wieder aufleben liess. Und zu Margaret Thatcher, die die einstige Kolonialmacht Grossbritannien, die nach dem Rückzug von der globalen Bühne vor sich hin dümpelte, durch «die Strategie der Überzeugung» noch einmal aufflackern liess.

Strategie, Mut und Charakter

Aus Europas Grössen – Adenauer, de Gaulle, Thatcher – destilliert Kissinger das heraus, was eine Führungspersönlichkeit ausmacht. Es ist ein Zusammenspiel von Strategie, Mut und Charakter. Es sind Charakteristika, die bereits der antike chinesische Militärstrategen und Philosoph Sun Tzu als Schlüsselqualitäten hervorhob. Er ergänzte sie durch «Glaubwürdigkeit»: Kann man einer Führungskraft vertrauen? Ist sie ehrlich? Hält sie Wort? Und durch «Intelligenz»: Die Fähigkeit, in grossen Dimensionen zu denken, schnell auf Veränderungen zu reagieren und die Schritte des Gegners vorherzusehen, entscheiden über Erfolg und Niederlage, im Extremfall über Leben und Tod.

Krisen gebären Führungsfiguren, die bislang völlig unter dem Radar regierten. Selenskyj, bei- leibe kein Chorknabe im Konzert der Demokraten, beweist Courage und Stehvermögen. Im Westen profiliert sich niemand. Möglicherweise herrscht, trotz Angst vor einem Atomkrieg, noch immer zu wenig Krise, als dass sich eine neue Lichtgestalt aus der Feuersbrunst erheben würde.



Anstandsdame des Boulevards

Vom unkonventionellen Medientalent zum Vortrab des Mainstreams:
Wie aus der frechen Moderatorin Steffi Buchli die Gouvernante des *Blicks* wurde.

Christoph Grenacher

Sie konnte sogar Wetter: Als Steffi Buchli Ende April 2017 das Zürcher Sechsläuten kommentierte, explodierte der Böögg nach 9 Minuten und 56 Sekunden. Die Moderatorin versprach ob des kurzen Feuerzaubers einen schönen Sommer und hielt Wort: Der Sommer 2017 war überdurchschnittlich warm, der Juni gar einer der heissesten seit Beginn der Messperiode 1864.

Kurz danach war nach vierzehn Jahren fertig schön bei SRF. Die Frau, die nach eigenem Bekunden seit mehr als zwei Jahrzehnten «etwas mit Medien» macht, verliess den Staatssender nicht ohne einen ihrer träfen Sprüche: «SRF hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin: eine Frisur – und ein bisschen was obendrauf.»

Das war arg untertrieben. Das TV-Gesicht des Schweizer Sports schrieb auch deshalb Traumquoten, weil Buchli mit Sachkenntnis, Schalk und entspannter Schlagfertigkeit neben den Hüppis, Thurnheers, Kilchspergers und Cie. kaum weibliche Konkurrenz erwuchs: Annette Fetscherin und Sibylle Eberle durften erst vor die Kamera, als Buchli 2017 als Programmchefin zum UPC-Bezahlender MySports wechselte.

Kniefall vor Xhaka

Doch das Wirken auf der Nebenbühne eines marginalen Pay-TV-Senders war nicht das Ding von Everybody's Darling Stefanie «Steffi» Elisabeth Buchli Kohler; das lose Mundwerk in schräger Kleidung braucht eine grosse Bühne. Als der Medienkonzern Ringier im Frühling 2020 die Verpflichtung Buchlis als Chef-

Das lose Mundwerk in schräger Kleidung braucht eine grosse Bühne.

redaktorin Sport der Blick-Gruppe annoncierte, war die Welt für die kleine Grosse wieder in Ordnung: «Es macht mich stolz, dieses Team in die Zukunft führen zu dürfen. Die Marke Blick steht in der Sportwelt für starke Positionen und klare Meinungen. In dem Sinne passen wir beide gut zusammen», sagte Buchli.

Was der quirligen Frau («Früher habe ich viel geraucht, jetzt bringen mich CBD-Kaugummi auf ein normales Level») zupasskam, war auch der ideologische Überbau im 189 Jahre alten Familienunternehmen: Das Flaggschiff *Blick* hatte sich kontinuierlich vom lärmenden Boulevard entfernt und der Belehrung seiner



«Wahnsinnsjob»:
Journalistin Buchli.

Leserschaft verschrieben. «Mainstream, also das Gegenteil von munterem Journalismus», sei aktuell oberstes Gebot in der Schreibstube im Zürcher Seefeld, ätzte Mario Widmer, der von 1963 bis 1997 als Reporter und Sportchef ein halbes Leben für das Blatt schrieb. Mit der Wahl Buchlis, so Doyen Widmer, habe Ringier «auch noch den Sport völlig abgeschrieben. Weil Gleichberechtigung, Frauenrechte das politisch korrekte Motto der Zeit und des Mainstreams sind, hat man eine Frau zur Sportchefin gemacht.»

Die derlei Abgekanzelte hatte allerdings schon zuvor erkennen lassen, dass sie nicht mehr gewillt war, die öffentliche Bühne mit blossen Resultaten zu füttern. «Unser Körper», tonte sie, «erleidigt während der Schwangerschaft einen Wahn-

sinnsjob.» Mit dem Entscheid, vier Monate nach der Geburt ihrer Tochter Karlie im Januar 2016 wieder 100 Prozent zu arbeiten, holte sich die 43-jährige Zürcherin darum nicht nur Applaus – auch weil sie sich als «relevante Stimme des Feminismus und der Gleichstellungsbemühungen in der Schweiz» positionieren wollte.

Mit 1,68 Meter klein wie Rumpelstilz, aber mächtig im Auftritt wie einst Katharina die Grosse, vergrössert Buchli mit ihrem Sendungsbewusstsein nun ihr Wirkungsgebiet, wie einst die Kaiserin von Russland mit Kriegszügen ihrer Nation zusätzliches Gebiet einverleibte: Als ein *Blick*-Leser Nati-Captain Granit Xhaka in der Kommentarspalte rassistisch beleidigte, stand die Sportchefin stracks vor die Kamera: «In diesem Fall haben wir versagt. Entschuldigung für diese Fehlleistung. *Blick* steht für eine welt-offene, tolerante Schweiz. Rassismus hat beim *Blick* und in unserer Gesellschaft keinen Platz. Keinen Fuss breit, nie.»

Es war binnen Jahresfrist der zweite Kniefall von Buchli vor Xhaka. Als *Blick.ch* dem Basler im Zusammenhang mit den Wechselgerüchten zur AS Roma riet: «Schau mal aus dem Fenster, Granit: Roma liegt so nahe», spielte das Medium auf die Nachbarn des Hotels an, in dem die Nationalmannschaft seinerzeit logierte. Wiederum tat Buchli Busse: «Diese Titulierung was völlig daneben, keine Diskussion. Da haben unsere Kontrollmechanismen total versagt. Der Artikel wird angepasst» – was sich heute im Archiv so liest: «In Baku sind Roma vor dem Fünfsterne-Hotel die Nachbarn der Nati.»

Da blitzt das schiere Unverständnis auf

Die Frohnatur kann also auch Entschuldigung, beherrscht Political Correctness und «Wokismus». Bloss: Warum? Und wozu? Buchli meint wohl, als Sportchefin eine Meinung zu allem haben zu müssen – weil der Sport bloss die Gesellschaft spiegle. Ob Rassismus, Ukraine-Krieg, Antisemitismus, Sexismus, Gewalt, Umweltzerstörung, Massentierhaltung, Menschenrechte – auf *Blick.ch*, in den Printmedien des Hauses und den sozialen Kanälen gibt Buchli nun unablässig den Lautsprecher – oder in ihrem jour-

nalistischen Selbstverständnis: «Wir sollten uns öfter trauen, gross zu denken, Luftschlösser zu bauen und die Welt zu erobern.»

Bloss: Nimmt man Buchli die Erzieherin ab, vergleichbar mit einer Etagen-Gouvernante, die auf ihrem Stock das Personal führt und den Takt vorgibt? Ob im Nachhaltigkeitsmagazin *Go Green* («Nachhaltiger mit mir selbst? Daran muss ich arbeiten»), im «Feel Good Podcast» («Prominent sein in der Schweiz ist nicht einmal der Rede wert») oder auf der Plattform von Pro Mente Sana («Ich hoffe, dass die Pandemie noch mehr zur Enttabuisierung von psychischen Erkrankungen beiträgt») – die Frau plappert zu allem. Als in einer SRF-«Arena» zum Thema Gleichstellung eine dreifache Mutter und Hausfrau die Berufsfrau Buchli fragt, wofür sie ein Kind brauche, wenn sie den Nachwuchs bloss in der Krippe abstelle, blitzt das schiere Unverständnis nur kurz auf: «Ou nein! Führen wir bitte eine sachliche Diskussion!»

Mit halbem Fuss im Fettnapf

Der Rest wird weggelächelt oder, wie jüngst, als Selbstgeisselung inszeniert: Als der *Sonntagsblick* vor zweieinhalb Wochen im Sportteil Fussballerin Alisha Lehmann aufs Cover hievte und in Sportkluft von hinten zeigte, hagelte es Kritik. *Blick*, fasste Buchli die Reaktionen zusammen, benutze das Bild nur, «um Lehmanns Hintern zu zeigen. *Blick* sexualisiert Lehmann unnötig. *Blick* bedient Lüstlinge.» Dabei, schalmeit die Sportchefin, «wollten wir niemandem böse und stehen trotzdem mit einem halben Fuss im Fettnapf. Wie konnte es dazu kommen?» #MeToo, enträtselt die Sportchefin, «hat unsere Sinne geschärft» – und in Sachen Inszenierung «werden wir lernen müssen, uns auf dem schmalen Grat zu bewegen. Wir als Herstellerinnen des Mediums, aber auch die Konsumenten.»

Wir haben verstanden: Wir sitzen alle im Boot, dessen Kurs die Chefin setzt – und das Kommando gibt: «Es muss richtig was passieren! Wir werden das tun, weil es anders nicht geht.» Sagt «eine Frisur – und ein bisschen was obendrauf».

Christoph Grenacher ist Kommunikationsunternehmer und ehemaliger Chefredaktor des *Sonntagsblicks*.

Grenzgänger müsste man sein

Hohe Mindestlöhne, tiefer Euro, staatlich verbilligtes Benzin: Fürs Arbeiten in die Schweiz zu pendeln, ist attraktiv wie nie.

Marcel Odermatt

Bern

Immer mehr Menschen passieren täglich die Schweizer Grenze, um hier zu arbeiten. Laut Bund verfügen 365 437 Personen über eine Grenzgängerbewilligung (Stand Ende März). Ihre Gesamtzahl stieg innert Jahresfrist um 6,3 Prozent. 203 689 Grenzgänger haben ihren Wohnsitz in Frankreich, 86 322 in Italien, 63 547 in Deutschland und 8489 in Österreich.

Zum Vergleich: Vor zwanzig Jahren arbeiteten erst 87 000 französische und weniger als 40 000 italienische und deutsche Grenzgänger in der Schweiz.

Was ist passiert? 2004 schaffte der Bund den Inländervorrang und die Lohnkontrolle ab. 2007 hoben die Behörden die sogenannten Grenzzonen für Arbeitnehmer aus der EU und der Efta auf. Damit konnten diese überall in der Schweiz arbeiten. Die Folge ist ein beispielloser Grenzgänger-Boom, der nicht einmal durch die Corona-Pandemie gebrochen wurde.

Mittlerweile herrscht Parität

Eine Trendwende oder wenigstens eine Verlangsamung des Wachstums scheint ausgeschlossen. Dafür sorgt die Schweizer Politik und die erfolgreiche Wirtschaft.

Eine entscheidende Rolle spielt der starke Franken. Im Jahr der Euro-Bargeldeinführung 2002 schwankte der Wert des Euro zwischen 1.45 und 1.48 Franken. Mittlerweile herrscht praktisch Parität. Für Grenzgänger ist das ein Segen. Sie bekommen für ihre in der Schweiz verdienten Franken beim Wechseln immer mehr Euro. Die Lebenshaltungskosten zu Hause bleiben dagegen vergleichsweise tief, auch wenn jetzt die Inflation im Euro-Raum anzieht.

Ebenfalls geholfen hat den Grenzgängern, dass Mindestlöhne in der liberalen Schweiz salonfähig wurden. Bereits fünf Kantone kennen eine solche Regelung (Neuenburg, Jura, Genf, Basel-Stadt, Tessin). So liegt der Mindestlohn in Genf bei 23.27 Franken, im benachbarten Frankreich sind es 10,85 Euro.



Das Beste zweier Welten: Genf.

Derzeit profitieren die Grenzgänger von verbilligtem Benzin. In den Nachbarländern der Schweiz beschloss die Politik, vorübergehend auf Steuereinnahmen beim Verkauf von Benzin

In den letzten zwei Jahren wurden alle Schranken wie Inländervorrang oder Lohnkontrolle beseitigt.

und Diesel zu verzichten. Anders die Schweizer National- und Ständeräte: Die Volksvertreter wollen von einer Entlastung nichts wissen.

Das Resultat ist eine kuriose Situation. Hunderttausende Pendler fahren mit staatlich vergünstigtem Treibstoff an ihre Arbeitsplätze in der Schweiz. Wer dagegen in der Schweiz lebt und auf ein Auto angewiesen ist, ächzt weiterhin unter den horrenden Kosten.

Interessen der EU

Das Beispiel der Grenzgänger zeigt, welches Interesse die EU eigentlich an reibungslosen Beziehungen mit ihrer Nachbarin haben müsste. Hunderttausende finden hier Arbeitsbedingungen vor, die in den letzten Jahren immer attraktiver wurden.

Selbstverständlich leisten Grenzgänger ihren Beitrag zum Wohlstand der Schweiz. Gleichzeitig haben sie dank den hiesigen Löhnen eine höhere Kaufkraft, was ihren Heimatländern wieder nützt. Sie verbinden das Beste zweier Welten: Schweizer Löhne und Euro-Preise.



Was ist nur mit den Bauern los?

Die Landwirte waren einmal eine der stärksten Lobbygruppen im Parlament. Nun, da alle über Ernährungskrise reden, stecken sie empfindliche Niederlagen ein.

Hubert Mooser

Sommersession 2022: Marcel Dettling, SVP-Politiker aus dem Kanton Schwyz, legt während der Fragestunde des Nationalrates den Finger auf einen wunden Punkt: «Frau Sommaruga hat ausgeführt, dass wir im Bereich Energie zu stark auf Importe angewiesen seien», erinnert er. «Was sich auch herausgestellt hat, ist, dass wir uns bei der Ernährungssicherheit zu stark auf Importe verlassen haben.» Beim Weizen habe es in den letzten zwanzig Jahren 100 000 Tonnen mehr Importe gegeben. Dettling wollte vom Bundesrat wissen, wie er die Ernährungssicherheit in Zukunft sicherstelle. Die Antwort gibt ihm Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP): «90 Prozent des Getreides, das wir in der Schweiz essen, werden in der Schweiz produziert.» Von daher könne es nicht zu grossen Verwerfungen kommen, beschwichtigte der Tessiner Bundesrat.

Fleisch aus Südamerika

Die Ernährungssicherheit ist nebst der Flüchtlingskrise, der Sicherheitsarchitektur und der Energiedebatte eines der grossen Themen, mit denen sich die Schweiz künftig verstärkt auseinandersetzen muss. Gespannt wartet man im Bundeshaus auf den versprochenen Landwirtschaftsbericht von Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP). Nachdem die Agrarpolitik 2022 vom Parlament auf Eis gelegt worden ist, weil es wegen Umweltauflagen, Wettbewerbsfähigkeit und Selbstversorgungsgrad Streit gab, beauftragte der Ständerat den Bundesrat, eine agrarpolitische Auslegeordnung vorzulegen. Die Landesregierung soll darin aufzeigen, welche Massnahmen sie zur Aufrechterhaltung des Selbstversorgungsgrades plant. Parmelin will bei gleicher Gelegenheit auch seine Pläne im Hinblick auf eine gesunde Ernährung und

Bern

nachhaltige Lebensmittelproduktion offenbaren. Spätestens diesen Sommer will er sein Papier präsentieren.

Doch schon bei der Ausarbeitung dieses Berichtes leistete sich Parmelins Bundesamt für

Michaël Buffat war fassungslos und wollte während der verflossenen Session von Bundesrat Parmelin wissen, wie denn das Bundesamt auf die Idee gekommen sei, Fleisch auf die Menükarte zu setzen, das Tausende von Kilometern zurückgelegt hat. Und ob denn das BLW an den vom ihm organisierten Anlässen nicht mit gutem Beispiel vorangehen müsste, was die Herkunft der Lebensmittel betreffe. Oder anders gesagt: Ausgerechnet an einem Meeting, an dem über Selbstversorgung und Nachhaltigkeit diskutiert wurde, servierte die Agrarbehörde importierte Lebensmittel aus Südamerika. Das Amt rang sich zu einer halben Entschuldigung durch. Man bedauere, die Herkunft der Lebensmittel nicht ausreichend beachtet zu haben.

Doch wenn selbst das BLW bei der Ausrichtung seiner Anlässe die eigenen Produzenten links liegenlässt, ist es mit dem Einfluss der Bauernsame in Bundesbern nicht mehr gut bestellt. Im Departement von Wirtschaftsminister Parmelin beteuert man zwar tapfer+, die Landwirtschaft geniesse einen hohen Stellenwert. «Die Inlandproduktion ist die Grundlage für Ernährungssicherheit», betont Informationschef Urs Wiedmer. Trotzdem ist der Einfluss des Bauernverbandes am Erodieren, wie auch Nationalrat Marcel Dettling seit einiger Zeit beobachtet. Und dies, obwohl mit Wirtschaftsminister Guy Parmelin und Finanzminister Ueli Maurer zwei Magistraten mit engem Bezug zur Landwirtschaft in der Regierung sitzen. Das gab es seit Jahren nicht mehr.

Ein bedenkliches Zeichen war für Dettling, dass der Bundesrat im April 2022 ein erstes Verordnungspaket für sauberes Trinkwasser und eine nachhaltigere Landwirtschaft beschloss. Es ging darin auch um eine Reduktion der Nährstoffverluste bis 2030. Wenn Bauern Gülle und



Eklatante Formschwäche:

Nationalräte Jacques Bourgeois (l.) und Markus Ritter.

Landwirtschaft (BLW) einen peinlichen Schnitzer. Als sich im Spätherbst 2021 die Experten der Agrar- und Ernährungswirtschaft sowie NGOs in Bern zu Gesprächen trafen, tischte ihnen das BLW zum Essen Frutiger Tofu und «paraguayisches Rindfleisch» auf. SVP-Nationalrat

Dünger ausbringen, kann es unter gewissen Bedingungen dazu kommen, dass die Nährstoffe in tiefere Bodenschichten und ins Grundwasser durchsickern.

Willkürlich hat jetzt der Bundesrat ein Reduktionsziel von 20 Prozent bei den Nährstoffverlusten in die Verordnung aufgenommen – obwohl sich das Parlament gegen fixe Zielwerte aussprach. Zudem müssen ab 2024 auf mindestens 3,5 Prozent der Ackerfläche spezifische Biodiversitätsförderflächen angelegt werden. «Ein solches Ziel ist völlig unrealistisch», kritisiert Dettling. «Der Bundesrat hat Beispiele aufgeführt, wie wir dies erreichen können. Mit diesen Vorgaben könnten wir die Verluste bestenfalls um 7 Prozent reduzieren.»

Was der Zielwert für die Bauern in der Schweiz tatsächlich bedeutet, hat der Schwyzer ausgerechnet: «Dieser Beschluss führt zu einer Reduktion von 40 000 Kühen in der Schweiz, obwohl wir den tiefsten Kuhbestand seit 1896

Bundesräte wie Delamuraz und Couchepin schreckten noch vor starken Eingriffen zurück.

haben.» Es bedeutet auch 10 Millionen Kilogramm weniger Fleisch und 280 Millionen Liter weniger Milch, die man dann importieren muss.

Kurz: Wir produzieren immer weniger Lebensmittel bei gleichzeitigem exorbitanten Bevölkerungswachstum. Das hat uns die Vorsteherin des Departementes für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) eingebracht.

Sommarugas unrealistische Auflagen

SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga setzte sich im Bundesrat mit den ziemlich unrealistischen, abenteuerlichen Auflagen ihres Bundesamts für Umwelt im Bundesrat durch. Während sie bei der Stromversorgung alle Hebel in Bewegung setzt, um die Energieautarkie des Landes zu gewährleisten, setzt sie diese nun bei der Lebensmittelversorgung aufs Spiel. Dass sie in der Landesregierung durchmarschieren konnte, ist aber eben auch ein Hinweis auf die eklatante Formschwäche des Bauernverbandes. Deren Vertreter hatten erfolglos versucht, einzelnen Bundesräten fixe Reduktionsziele auszureden.

Bauernverbandspräsident und Mittelnationalrat Markus Ritter weibelte bei seiner Bundesrätin Viola Amherd, der neue Bauernverbandsdirektor Martin Rufer bei Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP). Doch die Interventionen blieben ohne Wirkung. Ritter kommentiert die Niederlage so: «Im Bundesrat haben sich offensichtlich Kreise durchgesetzt, die der Landwirtschaft ein möglichst hohes Ziel auferlegen wollten, unabhängig davon, ob es realistisch ist oder nicht.»

Dabei war die Bauernlobby einst eine der einflussreichsten, wenn nicht die einflussreichste im Bundeshaus. Bundesräte wie Jean-Pascal Delamuraz (FDP) und sein Nachfolger Pascal Couchepin schreckten als Wirtschaftsminister vor allzu starken Eingriffen zurück. Sämtliche Liberalisierungsschritte scheiterten zu Beginn der nuller Jahre am erbitterten Widerstand der Bauernvertreter. Als Doris Leuthard (CVP) ein paar Jahre später zu Reformen ansetzen wollte, flogen ihr anlässlich eines Anlasses im Jura Stiefel entgegen.

Rückhalt im Volk

Die Bauern kippten auch das Freihandelsabkommen mit den USA. Es war die Zeit, als Kommentatoren schrieben, das Missverhältnis zwischen dem politischen Gewicht der Bauernlobby und der wirtschaftlichen Bedeutung des Agrarsektors sei krass. Die Landwirtschaft erwirtschaftete nur noch 1,2 Prozent des Bruttoinlandproduktes (BIP).

Die Landwirtschaft ist heute noch immer mit vielen Vertretern im Parlament präsent – wenn auch nicht mehr mit ganz so vielen wie vor fünfzehn bis zwanzig Jahren. Auch im Volk genossen die Bauern immer noch grossen Rückhalt. Dies zeigte sich bei den Abstimmungen über die Trinkwasser- und die Pestizidinitiative, die massive Einschränkungen für die Landwirtschaft zur Folge gehabt hätten, 2021 aber hochkant verworfen wurden. Doch im Parlament und im Bundesrat sind sie weniger durchsetzungstark als auch schon. Markus Ritter und sein Bauernverband stemmten sich zum Beispiel im letzten Jahr erfolglos gegen den Abbau der Industriezölle.

Obwohl der Bauernpräsident normalerweise vor Selbstvertrauen strotzt, sagt er nun: «Vielleicht wird unser Einfluss etwas zu hoch eingeschätzt. Wir versuchen, klugen und umsetzbaren Lösungen zum Durchbruch zu verhelfen. Aber wir sind keine Zauberkünstler und müssen mit den politischen Strukturen in unserem Land – wo sich alle immer einbringen können – leben.» Vielleicht hat Ritter seine Überzeugungskraft überschätzt.



INSIDE WASHINGTON

Erneuerbare Politik

Nun, da die Demokraten bei den Zwischenwahlen im November einen «roten Tsunami» befürchten, täte die Partei gut daran, auf den Ketzer Elon Musk zu hören. Er sagte: «Man muss Veränderungen zu seiner Sache machen, wenn alles andere zu einer Katastrophe führt.»

Am Morgen des 15. Juni, nach dem elektrisierenden Sieg der Republikaner im Süden von Texas, bei dem zum ersten Mal seit mehr als einem Jahrhundert ein zu 85 Prozent von Hispanics bewohnter Grenzbezirk von Blau (Demokraten) zu Rot (Republikaner) wechselte, tweetete Musk: «Ich habe für Mayra Flores gestimmt – zum ersten Mal für jemand von den Republikanern.» Der Tesla-Schöpfer und SpaceX-Visionär, der 2020 wegen der hohen Steuern und der drückenden Regulierungen aus Kalifornien nach Texas geflüchtet war, prophezeite ausserdem «eine gewaltige rote Welle 2022».

Die Konservativen jubilierten. Seit April, als Musk erklärte, er beabsichtige, für x Milliarden Twitter zu kaufen, hat er uns alle auf eine politische Achterbahnfahrt mitgenommen. Wenige Augenblicke nachdem er enthüllt hatte, dass er für Flores gestimmt habe, antwortete er auf eine Twitter-Nachfrage, er neige dazu, bei den Präsidentschaftswahlen für Ron DeSantis, den Star der Grand Old Party (GOP) und Gouverneur von Florida, zu stimmen. Begeistert scherzte DeSantis: «Von wegen Elon Musk kann ich nur sagen, ich freue mich über Unterstützung durch Afroamerikaner.» (Musk ist weiss, stammt aber aus Südafrika.) Und das ist das Gefährliche für die Demokraten: Der Tech-Guru, der einst als Held der Progressiven galt, erlaubt damit anderen unabhängigen Wählern stillschweigend, sich nach alternativer politischer Energie umzusehen: Raketentreibstoff für die GOP.

Amy Holmes

Sie wollen doch nur Fussball spielen

Ungarns Nationalteam ist dem Fussball-Establishment ein Dorn im Auge. Es entzieht sich den zeitgeistigen Antirassismus-Ritualen und trumpsft erst noch gross auf.

Frank Furedi

Canterbury

Das Ganze erinnerte ein wenig an das «Jahrhundertspiel» der Goldenen Elf, die England 1953 im Wembley-Stadion mit 6:3 besiegte. Das blamable 0:4 gegen Ungarn, das die Engländer kürzlich in Wolverhampton einstecken mussten, ist die schlimmste Heimmiederlage seit 1928.

Die Revitalisierung des ungarischen Fussballs unter dem italienischen Trainer Marco Rossi ist bemerkenswert. Die Spiele gegen Frankreich und Deutschland bei der letztjährigen Euro (beide Partien gingen unentschieden aus) machten deutlich, dass die ungarische Mannschaft nach Jahrzehnten in der Wüste endlich erwachsen geworden war.

In diesem Jahr schlugen sie England gleich zweimal binnen zehn Tagen und schafften gegen Deutschland ein Unentschieden. Damit führt Ungarn derzeit die Tabelle der Gruppe A3 der Nations League an, vor den Fussball-Grossmächten Deutschland, Italien und England, die neun Weltmeister- und fünf Europameister-Titel auf sich vereinen.

Einzelleistungen und Teamgeist

Heute spielt im ungarischen Team kein Ferenc Puskás. Mir gefällt Dominik Szoboszlai, der junge Mittelfeldspieler, und Adám Szalai, der 34-jährige Stürmer, auf den jederzeit Verlass ist. Doch es ist nicht zu übersehen, dass die brillanten Einzelleistungen aus dem Teamgeist einer Mannschaft erwachsen, in der jeder für den anderen da ist.

Die Art und Weise, wie die ungarische Mannschaft den weltberühmten englischen Spielern die Stirn bot, hatte durchaus etwas Magisches. Fast mühelos wurde der englische Stürmer und Superstar Harry Kane neutralisiert. Allzu oft geht es im Fussball um das Ego einzelner Spieler. Das Spiel der Ungarn rief abermals in Erinnerung, dass Spieler, die zu echten Teams zu-

sammengewachsen sind, Grosses vollbringen können. Wie Rossi nach dem Spiel bemerkte: «Jeder Spieler, von den Stürmern bis zu den Verteidigern, hat für das Team gekämpft, damit wir ein gutes Ergebnis erzielen.»

Und Rossis Bemerkung, dass «die meisten Gegner enorme Schwierigkeiten haben, wenn die ungarische Mannschaft als echtes Team spielt», wird man kaum widersprechen können. Noch etwas anderes dürfte die ungarische Mannschaft inspiriert haben. Während eines



Etwas Magisches: Vor dem Sieg gegen England, Wolverhampton, 14. Juni.

Interviews nach dem Spiel erklärte Adám Szalai: «Ich möchte betonen, dass dieses Spiel in der ersten Minute entschieden wurde, denn eine Anhängerschaft, die sich von den Provo-

Das blamable 0:4, das die Engländer einstecken mussten, ist die schlimmste Heimmiederlage seit 1928.

kationen der gegnerischen Fans nicht irritieren lässt, hat das Spiel bereits gewonnen.» Das bezog sich darauf, dass viele englische Fans beim Abspielen der ungarischen Nationalhymne piffen und buhten und so viel Lärm machten, dass sie nicht zu hören war.

In Gesprächen mit ungarischen Fans nach dem Spiel wurde klar, dass sie sich von den britischen Medien und dem kulturellen Establishment ungerecht behandelt fühlten. Sie wiesen auf das respektlose Verhalten gegenüber der ungarischen Nationalhymne hin, das von den Medien mit keinem Wort erwähnt wurde. Sie wollten auch nicht als Rassisten bezeichnet werden, nur weil manche von ihnen das Kniebeugen der englischen Spieler auspiffen. Besonders empörend fanden sie jedoch die ständigen Belehrungen des englischen Fussball-Establishments. So erklärte der englische Trainer Gareth Southgate wiederholt, dass man den ungarischen Fans «beibringen» wolle, antirassistische Gesten wie etwa das von «Black Lives Matter» inspirierte Kniebeugen zu praktizieren.

«Jetzt erst recht»

Besonders deutlich wurde diese Arroganz in einem Artikel von Robert O'Connor in der Londoner *Times*, der die ungarischen Fans als vorurteilsbeladene, engstirnige, nationalistische Extremisten bezeichnete. Southgate und O'Connor verstehen nicht, dass das ethnozentrische Projekt, den Fans anderer Nationen die eigenen Werte vorzuschreiben, nur

Ressentiments schüren kann. Es verstärkte auch die «Jetzt erst recht»-Haltung vieler ungarischer Spieler.

Der ungarische Fussball ist im Begriff, eine ernstzunehmende globale Macht zu werden. Seine Anhänger träumen bereits von einer Neuaufgabe der glorreichen Fünzfziger. Die Spieler haben den Teamgeist jener Jahre wiederbelebt. Jetzt kommt es darauf an, in harter Arbeit die Talente der fussballbegeisterten ungarischen Jugend auszubilden und zu fördern.

Frank Furedi, 1947 in Budapest geboren, ist Professor für Soziologie an der University of Kent in Canterbury, Grossbritannien.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Erst eine Straftat und dann eine Story

Whistleblower wie Julian Assange – sind das Kriminelle oder Journalisten? Oder beides?



Im August 2017 fällt das Zürcher Obergericht ein bemerkenswertes Urteil. Denn das Urteil war ein Spagat.

Zuerst verurteilte das Gericht den Anwalt und SVP-Politiker Hermann Lei wegen Verletzung des Bankgeheimnisses. Lei hatte Kontoauszüge über Devisengeschäfte des Nationalbankpräsidenten Philipp Hildebrand öffentlich gemacht. Hildebrand musste darum 2012 zurücktreten.

In einem zweiten Punkt wurde Lei freigesprochen. Dass er die Kontoauszüge der *Weltwoche* zugespült hatte, war nicht rechtswidrig. Whistleblower Lei habe ein «höchst verwerfliches Handeln» vermutet, so das Gericht, und darum die Presse im öffentlichen Interesse eingeschaltet.

Der Spagat des Zürcher Obergerichts zeigt präzise die Problematik von sogenannten Scoops. Knallige Enthüllungsgeschichten in den Medien haben fast immer ein kriminelles Vorspiel. Die Storys kommen nur dann zustande, wenn jemand eine Straftat begeht und dann die Journalisten mit dem Resultat dieser Straftat beliefert.

Im Fall Hildebrand betraf der Gesetzesbruch das Bankgeheimnis. Noch häufiger entsteht eine heisse Story aus einer Verletzung von Amts- und Dienstgeheimnissen, oft auch aus Einbruch und Diebstahl. Ein gutes Beispiel ist der berühmteste Scoop im Journalismus. In der Watergate-Affäre von 1972 fütterte ein hoher FBI-Mann die *Washington Post* mit *insides* zu Präsident Richard Nixon, die dann zu dessen Rücktritt führten. Der Informant beging eine eklatante Verletzung des Amtsgeheimnisses. Der Zeitung war's egal.

Den vergleichbaren Schweizer Fall gab es 1979. Ein hoher Offizier übergab der *Weltwoche* Dokumente zum desolaten Zustand des Panzer 68. Der Informant beging einen schweren Verstoß gegen das Dienstgeheimnis. Der Zeitung war's egal. Zehn Tage nach dem *Weltwoche*-Artikel trat der zuständige Bundesrat Rudolf Gnägi zurück.

Ohne vorausgehende Straftat keine nachfolgende Story. Das gilt auch für all die «Panama Papers» und «Pandora Papers», die neuerdings die Enthüllungswirtschaft ölen. Sie basieren allesamt auf gestohlenen Datenbeständen, die aus

Ich denke, Julian Assange ist eine grosse Figur der Mediengeschichte.

Anwaltskanzleien, Trusts und Banken entwendet wurden. Man könnte die Redaktionen, die sie ausschlichteten, also durchaus der Hehleri bezichtigen, des Verkaufs von Diebesgut.

Doch nun kommt als Gegenkraft das Interesse der Öffentlichkeit ins Spiel. Es ist dies ein etwas diffuser Rechtsbegriff, aber er meint, dass das Gemeinwohl das wichtigste Gut der Gesellschaft ist und private Interessen überlagert. Darauf berufen sich jeweils die Journalisten, wenn sie, zu Recht, das allgemeine Interesse auf Transparenz betonen.

Es gibt darum praktisch keine Gerichtsurteile gegen Redaktionen, die Daten aus Diebstählen und Amtsgeheimnisverletzungen verwenden. Die Maxime des öffentlichen Interesses schützt sie davor.

Damit sind wir bei Julian Assange. London entschied soeben, ihn an die USA auszuliefern. Dort riskiert er Gefängnis wegen Spionage.

Assange startete als investigativer Journalist im Jahr 2006. Auf seiner Plattform Wikileaks lancierte er das Modell von datenanalytisch aufgearbeiteten Leaks. Sein grösster Erfolg waren 2010 gestohlene US-Militärprotokolle, die er gemeinsam mit Blättern wie der *New York Times* und dem *Spiegel* publizierte. Sie dokumentierten Kriegsverbrechen in Afghanistan und im Irak. Die Medien lagen ihm nun zu Füssen. Assange wurde weltweit gefeiert. Für CNN etwa war er «der Popstar des Journalismus».

Zu seiner Auslieferung, als Spätfolge davon, ist nun Schweigen. Kaum einer der früheren Journalistenfreunde setzt sich für ihn ein. Ein Grund dafür sind die Vorwürfe wegen Vergewaltigung, die in Schweden gegen Assange erhoben wurden.

Der wichtigere Grund aber ist, dass Assange und sein Wikileaks für die grossen Medienhäuser unwichtig geworden sind. Diese haben inzwischen eigene digitale Eingangssysteme für anonyme Whistleblower geschaffen, und sie haben, nach seinem Vorbild, IT-Journalisten angestellt, die riesige Datenmengen analysieren können. Assange braucht es nicht mehr, die Medienbranche hat ihn darum fallengelassen.

Assange mag ein schwieriger Typ sein, meinetwegen. Aber er bleibt der Erfinder des Datenjournalismus, der dadurch eine neue Form von journalistischer Recherche und öffentlicher Aufklärung geschaffen hat. Das ist seine Leistung.

Ich denke, Julian Assange ist eine grosse Figur der Mediengeschichte.

«Clint Eastwood kam nie, es kam nur der Stasi-Mann»

Uwe Tellkamp ist einer der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands unserer Zeit. Hier spricht er über seine Kindheit in Dresden und die Genialität des Italo-Westerns. Ihn beunruhigt, wie eine Art Zombie-DDR in die Gegenwart zurückschleicht.

Roger Köppel und Matthias Matussek

Mit seinem neuen Roman «Der Schlaf in den Uhren» hat der Dresdner Schriftsteller Uwe Tellkamp für ein seltenes Spektakel gesorgt: Er hat den Rezensenten die Gelegenheit verschafft, eine offenbar lang angestaute Wut loszuwerden. Fast alle stürzen sich derzeit auf diesen Einzelgänger, um ihn zu vermöbeln – ihn, der einst für seinen Bildungsroman und Millionenseller «Der Turm» gefeiert und danach, wegen kritischer Äusserungen zur Flüchtlingspolitik, in den Orkus sozialer Ächtung gestürzt wurde. Sein neuer Roman: Fantasy, Satire und Mythologie in einem, ein vielschichtiges Monsterstück über die deutsche Geschichte.

Tellkamp empfängt uns im mittlerweile berühmten Garten der Buchhandlung von Susanne Dagen in Dresden Loschwitz am Fuss des Weissen Hirsch, in diesem altfränkisch anmutenden, mit Weinlaub überwachsenen Innenhof, und er hat Brötchen zum Frühstück mitgebracht. Er ist bestens gelaunt. Schwarzhäutig, sorgfältig gescheitelt, orangefarbene Hose wie ein Bhagwan-Anhänger aus den 80er Jahren. «Allein gegen alle», sagt er, das erinnere ihn an die Django-Filme seiner Kindheit. Wir wollen ergründen, was ihn geformt hat, was seinen Widerstand beflügelt, wie er Deutschland in diesen Krisen- und Kriegszeiten sieht und was seine Django-Momente waren.

Weltwoche: Herr Tellkamp, wir haben beim Lesen Ihres neuen Romans eine gemeinsame Jugendliebe entdeckt: die zum Italowestern. Ihr Romanheld Fabian erinnert sich über Seiten hinweg an ikonografische Szenen: das Drehkreuz zum Bewässern der kargen Landschaft in Sergio Leones erstem «Dollar»-Film, das Quietschen des Windspiels in der grossartigen Eröffnungssequenz von «Spiel mir das Lied vom Tod», Lee Van Cleefs, wie Sie schreiben, «Porzellanblick» und natürlich Charles Bronsons grosser Dialog in «Spiel mir das Lied vom Tod» über die Staubmäntel. «Ich habe drei von diesen Mänteln gesehen», sagt Harmonica ...

Uwe Tellkamp: ... «und in diesen Mänteln steckten drei Männer» ...

Weltwoche: ... «und in diesen Männern steckten drei Kugeln.» (*Allgemeines Gelächter*) Erstaunlich, dass die alle gezeigt werden konnten im Osten.

Tellkamp: Die waren wohl ideologisch einwandfrei, im Übrigen hatten wir gute Beziehungen zur KP Italiens. In den Italowestern kämpften Django und Co. ja auf der Seite der Entrechteten.

Weltwoche: Bei den linken 68ern waren die Italowestern stark angesagt. Eine überdrehte Form brachte Louis Malle mit «Viva Maria!». Brigitte Bardot und Jeanne Moreau, mit Dynamitstangen, Spitzenwäsche und revolutionärem Bewusstsein, unschlagbar. Aber warum war Django, der Rächer mit dem Maschinengewehr im Sarg, für Uwe Tellkamp im Osten so wichtig?

Tellkamp: Das ist die Kindheit. Das ist der kleine Junge, der in den damals echten Park-

lichtspielen in der ersten Reihe sitzt auf Holz, hoch zur Leinwand starrt und mit allem gemeint ist. Das ist der Blick, Cinemascope, wo Lee Van Cleef auftaucht.

Weltwoche: Mit seinen Porzellanaugen.

Tellkamp: Das ist zwölf Meter in der Breite und vier Meter hoch, ich weiss nicht, wie viel grösser das ist als das Leben. Und der Junge stemmt sich hinter das Drehkreuz, minutenlang kein Gespräch, nur Musik.

Weltwoche: Sie sprechen von Sergio Leones «Für eine Handvoll Dollar». Eine ähnliche Szene an der Drehmühle gibt's auch bei «Conan der Barbar», plötzlich ist der Jüngling dann Schwarzenegger, ein Muskelberg.

Tellkamp: Richtig, Drehbuch von John Milius.

Weltwoche: Andere Kultfilme, die Sie geprägt haben?

Tellkamp: Viele, später Melvilles «Le Samouraï» mit Alain Delon, wie die einbrechen, diese zwei sprachlosen Typen, die sind ja finsterste Stasi. Es gab genug Bezüge. Und der Western, da ging es um Einzelne, die sich heldenhaft zur Wehr setzen. Tiefster Kindheitseindruck. Auch die heruntergekommenen öden Geisterstädte kannten wir ja, nur dass bei uns da noch ein Volkseigener Betrieb, genannt VEB, herumstand. Die Hoffnung war Clint Eastwood. Allerdings kam der «Pale Rider» nie. Es kam nur der Stasi-Mann.

Weltwoche: Was noch? Bücher?

Tellkamp: Die kamen erst später. Wir waren ja eine komplett analoge Gesellschaft. Gespräche am Tisch. Jeden Abend Gäste. Mein Vater war Kreisgutachter, was heute der Amtsarzt ist. Er kümmerte sich um Arbeitsunfälle, kam tief in die Betriebe rein. Da sass dann ein Uhrmacher da oder ein Maurer oder ein Professor für theoretische Physik. Und natürlich die Familie, alle wohnten ja innerhalb von zwei Strassen.

Weltwoche: Das wird ja im «Turm» wunderbar geschildert. Wichtig war wohl auch dieses bildungsgesättigte und kulturwache Milieu. Was war die erste prägende Lektüre?

Tellkamp: Karl May. (*Lächelnd*) Und die Cartoon-Serie «Die Digidags» von Hannes Hegen, einfach grossartig.



«Tiefster Kindheitseindruck.»

Weltwoche: Die was?

Tellkamp: «Die Digidags», drei Koblde, die Abenteuer erleben, auch im Wilden Westen. Zum Thema «Was bleibt» würde ich sagen: Uwe Johnson, Wolfgang Hilbig und «Die Digidags», das vermutlich genialste Produkt der DDR. Da ist alles drin. Vom Bettler bis zum Sultan. Tausendundeine Nacht. Grottesker Humor. Da gibt's einen Kaiser am Hof von Konstantinopel mit einem Schmeichlerchor samt vergoldetem Krokodil. Es ist grossartig. Wo ich mich gefragt habe, wie die Redaktoren dort durchgekommen sind, ohne den Kopf abgeschlagen zu kriegen.

Weltwoche: Das konnte passieren damals. Erkennen Sie solche Zeiten wieder?

Tellkamp: Höchstens in unserem hysterischen Kulturbetrieb. Und auch da muss ich sagen: Ich werde zwar angegriffen, aber ich bin überhaupt kein Opfer. Alles, was ich mache, und alles, was ich zurückbekomme, ist verdient. Man kann ja wohl nicht erwarten, dass man auch noch Applaus bekommt, wenn man sagt: «Sorry, Freunde, die drei Legoklötzchen, auf denen euer Weltbild aufgebaut ist, die nehme ich euch mal weg, weil die Wirklichkeit etwas anders aussieht.» Wir kommen sicher noch darauf zurück. Allerdings wird es langsam verrückt, wenn die Mehrheit der Deutschen glaubt, man müsse heutzutage aufpassen, was man sagt.

Weltwoche: Das geht ja über den Kulturbetrieb hinaus. Beispiel Transgenderei. Ein Regierungsbeauftragter sagt, man könne das biologische Geschlecht rein äusserlich nicht bestimmen.

Tellkamp: Etwas anderes ist die Frage, ob der Mensch, der da entsteht, sich in seinem biologischen Körper wohl fühlt oder nicht. Aber hier halten geradezu antiwissenschaftliche Ideologien Einzug.

Weltwoche: Das Gute ist: Diese Theorien sind so abstrus, dass sie sich selber widerlegen. Erreichen wir bald den Kipppunkt dieser woken Irrlehren?

Tellkamp: Davon bin ich überzeugt.

Weltwoche: Zurück zu Ihrer Biografie. Was muss man wissen, damit man versteht, wer Sie heute sind?

Tellkamp: Na ja, da ist eine Stadt am Fluss in tiefer Provinz. Sie, Herr Köppel, haben heute früh in Ihrem «daily» gesagt: «Es gibt die EU als Ersatzvaterland für die alte Bundesrepublik. Und für den Osten gab es die Sowjetunion.» Und da wollte ich gerne einhaken. Das trifft zu, aber es gibt einen entscheidenden Unterschied. Nämlich dieses Europa, nach meiner Beobachtung, ist angenommen worden als Ersatzvaterland. Und die Sowjetunion eben nicht. Da hatten wir ein zweites Ersatzvater-



«Das ist das Problem in Deutschland, dieses Kulissenhafte»: Literat Tellkamp.

land: die Kultur. Unser Schattenvaterland. Goethe. Klassische Musik.

Weltwoche: Und diese Schattenheimat deutscher Kultur hat man in der DDR, anders als im Westen, nicht avantgardistisch entrümpelt, sondern bewahrt, gepflegt.

Tellkamp: Genau. Weil nichts anderes da war. Und daneben die Prägung in der Stadt am Fluss, Dresden. Für uns Kinder ein riesiges Revier bis raus nach Pillnitz. Sommerferien. Die Eltern auf Arbeit. Wir, kurze Wege, verabredet, dann durch die Gärten. Wir wussten genau: Wo gibt's Esskastanien? Wo gibt's Birnen? Wo sind die Kirschen reif? Und andere gehen einkaufen. Wir wussten, wo die Bäume stehen.

Weltwoche: Auf einen Schweizer wirken diese Dresdner Elblandschaften wie ein Freiluftmuseum deutscher Romantik. Dazu muss man geradezu klassische Literatur und klassi-

«Ich bin eher der Dürrenmatt-Typ, aber die ersten Tagebücher von Frisch sind grossartig.»

sche Musik hören. Ist dieses bildungsbürgerliche Erbe von den sozialistischen DDR-Eliten gefördert oder bekämpft worden?

Tellkamp: Interessanterweise haben sich die Parteiobere davon nicht verabschiedet, sondern es gab Phasen, in denen dieses Erbe sogar gefördert wurde.

Weltwoche: Wo kamen die Bücher her?

Tellkamp: Da gab's die klassischen Antiquariate, so die Bücher hinter der ersten Reihe, der

alte Dienemann zum Beispiel, der hat einen geprüft, man musste sich richtiggehend qualifizieren, und der konnte sagen: «Pass mal auf, junger Mann. Da wird nichts draus. Kriegst du nicht, das Buch.»

Weltwoche: Was haben Sie nach Karl May gelesen?

Tellkamp: Den ganzen Kanon, Thomas Mann, Proust und so weiter, ich bin da hingebacht worden, auch von den Eltern.

Weltwoche: Schweizer Literatur, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt?

Tellkamp: Selbstverständlich.

Weltwoche: Sind Sie eher der Frisch- oder der Dürrenmatt-Typ?

Tellkamp: Dürrenmatt, aber die ersten Tagebücher von Frisch sind grossartig.

Weltwoche: Sie haben Medizin studiert und in der Unfallchirurgie gearbeitet, warum nicht Germanistik?

Tellkamp: Man hätte das schon machen können, aber da hätte ich ein ordentlich positives Bewusstsein gegenüber dem sozialistischen Staat zeigen müssen. Das hatte ich nicht. Aber die mindestens so wichtige Frage war: Wohin hätte ein Germanistikstudium führen sollen? Ich habe ja mein Studium nicht mit der Einstellung begonnen, die DDR werde bald untergehen. Von 1989 wusste ich nichts, das wusste niemand.

Weltwoche: Und dann, eines Tages, haben Sie angefangen zu schreiben, plötzlich.

Tellkamp: Ja, das gibt's. Da habe ich meinem Onkel was zum Geburtstag geschrieben. Und der hat es aufgehoben. Leider. Ernsthafter

habe ich mit dem Schreiben bei der Armee angefangen, weil der Bruch so prägend war.

Weltwoche: Welcher Bruch?

Tellkamp: Na von hier, vom Bildungsbürgertum, und plötzlich sitzt du in einem Panzer oder in der Braunkohle drin. Die späten Tage der DDR. Wir wurden von den Arbeitsplätzen geholt und zu Soldaten gemacht und dann manchmal wieder dort eingesetzt, wo man einen für die Wirtschaft brauchen konnte, diesmal aber per Befehlszustand. An einer kaputten Maschine kann der Arbeiter streiken oder krankfeiern, aber als Soldat kannst du ihm befehlen.

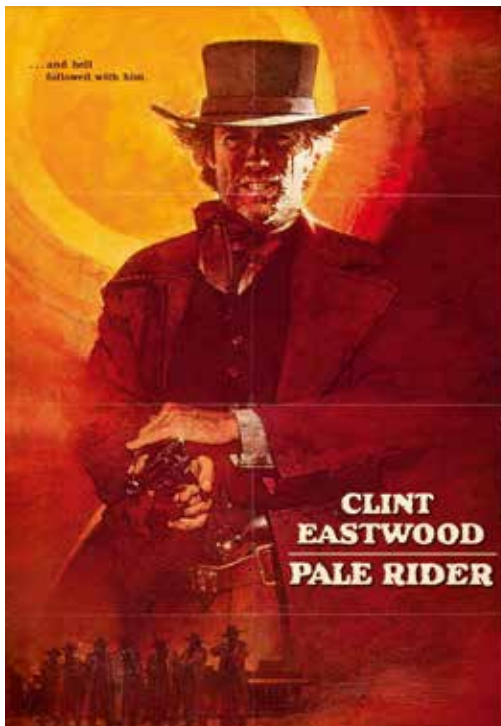
Weltwoche: Haben wir Sie richtig verstanden: Die DDR-Armee war eigentlich gar keine militärische Armee mehr, sondern eine Wirtschaftsarmee, die die Leute gezwungen hat, in Uniform in der maroden Industrie zu arbeiten?

Tellkamp: Genau so. Und wir sassen dort an den Maschinen.

Weltwoche: Ein Land kaserniert sich selbst.

Tellkamp: Und ganz absurd: Die Nationale Volksarmee der DDR war im Grunde der Wehrmacht nachgebildet. Wehrmachtsoffiziere haben die sozialistische Armee aufgebaut, zum Teil mit alten Uniformbeständen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, unglaublich. Es gab in der DDR ausserdem eine Kontinuität des vergifteten Nazi-Vokabulars, zum Beispiel: «Sonderlösung» oder «Sonderbehandlung». Das war die Wahrheit hinter der Fassade: Eigentlich ging alles weiter wie vorher. Furchtbar. Eine Katastrophe.

Weltwoche: Hat man da schon gemerkt, das kommt nicht gut mit dieser DDR, das wird alles zusammenbrechen?



«Das ist der Blick, Cinemascope».



«Das vermutlich genialste Produkt der DDR»: Comic-Helden «Die Digidags», Schriftsteller Uwe



Tellkamp: Das Bewusstsein war irgendwann da, bei uns, aber auch bei den Vorgesetzten.

Weltwoche: Absurdes Theater.

Tellkamp: Die späte DDR war eine Kulissenlandschaft, an die keiner mehr glaubte. Selbst die Kulissenschieber glaubten nicht mehr dran.

Weltwoche: Ein Staat der Lüge, die von allen Beteiligten durchschaut wird.

Tellkamp: Und trotzdem waren wir alle überrascht, wie leicht dann doch alles zusammenstürzte. Selbst das Nichts, das noch da war, wurde irgendwie überschätzt.

Weltwoche: Die DDR ist übrigens ein Grund dafür, warum man nicht an staatliche Klimapolitik glauben sollte. Wenn der Staat wie in der DDR alles an sich reisst, funktioniert nichts mehr. Baut der Staat Autos, sehen sie aus wie Trabis. Baut er Computer, sind sie so gross wie Turnhallen. Will der Staat das Klima retten ...

Tellkamp: ... dann gnade Gott dem Klima!

Weltwoche: Wie haben Sie die Wende von 1989 erlebt, den Zusammenbruch der DDR?

Tellkamp: Im November 1989 wurde es plötzlich ernst. Scharfe Munition wurde ausgeteilt. Wir hatten Ausgangssperren und Telefonverbot. Und die Einzigen, die noch Informationen brachten, waren die Köche, weil die natürlich aus der Kaserne in den Ort mussten, um Nachschub zu kriegen. Dann hörte ich von meinen Eltern, dass mein jüngerer Bruder unter den Demonstranten am Dresdner Hauptbahnhof war. Da hiess es für unsre Einheit: «Ihr geht raus.» Und ich hab gesagt: «Ich mach nicht mit.» Dann sagte dieser Politoffizier, so hiess das, neben dem Kompaniechef: «Okay. Sie machen also nicht mit. Das ist also eine Befehlsverweigerung.» Sage ich: «Ja.» Sagt er: «Gut. Dann gibt's hier Kasernenhaft, und ich muss Sie degradieren. Ich muss Sie degradieren.» Ich

weiss nicht, ob der überzeugt war. Weil er sagte: «Ich muss.»

Weltwoche: Befehlsverweigerung im Kriegszustand bedeutet: Standrecht. Da braucht es Mut, nein zu sagen. Allein gegen alle. Ein echter Django-Moment.

Tellkamp: Das war mir nicht so richtig bewusst damals, aber im schlimmsten Fall hätten die mich wohl an die Wand gestellt. Mir wurde aber zunächst nur mein Studienplatz für Medizin gestrichen, aber eine freundliche Sekretärin im Rektoratsbüro sagte, die Streichung sei nie angekommen, nach ihren Unterlagen sei ich noch immatrikuliert. Also hab ich Medizin studiert. Hab dann in der Unfallchirurgie gearbeitet.

Weltwoche: Und nebenher geschrieben?

Tellkamp: Meinen ersten Roman, den ich rumgeschickt habe, und der Schweizer Verleger Egon Ammann hatte sich gemeldet und dann Elmar Faber, ehemals Aufbau-Verlag. Der hat erstens meiner Frau dauernd in den Ausschnitt geguckt und zweitens gesagt: «Sie gebrauchen das Semikolon inflationär.» Dann zog er ein Buch aus dem Regal. Sagte: «Das ist Gustav Regler. Kommunist. Guter Autor. Sie gucken

«Im schlimmsten Fall hätten die mich wohl an die Wand gestellt.»

jetzt auf dieser Seite an, wie Gustav Regler das Semikolon gebraucht. In einer Stunde komme ich wieder.» Nach einer Stunde kam er wieder und sagte: «Ja. Also das Buch ist mit allen Fehlern behaftet, die es nur gibt. Typisches Anfängerding. Ich mache aber nichts dran, und ich mache es.»



Johnson (l.) und Wolfgang Hilbig.

Weltwoche: Alte Schule.

Tellkamp: Genau. Ein bürgerlicher Marxist; er wurde zu einem wichtigen Mentor, er lebt nicht mehr. Sein Sohn führt den Verlag weiter.

Weltwoche: Wann war der Durchbruch, wann sagten Sie sich: Jetzt lebe ich vom Schreiben?

Tellkamp: Das war 2004, als ich den Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt gewonnen hatte. Mit einer Passage, die im neuen Roman steht, dem «Schlaf in den Uhren» ...

Weltwoche: ... also dem angeblichen Machwerk, das jetzt verrissen wird ...

Tellkamp: Genau ... Ich hatte mir damals nichts erwartet in Klagenfurt, aber ich bin da hin, ich kannte da keinen. Richard David Precht kam in einem absurden weissen Anzug wie ein Rettungssanitäter. Der las aus «Lenin kam nur bis Lüdenscheid», was mir gefallen hat. Dann Arno Geiger und Juli Zeh, deren Gesicht ich bis heute nie vergesse, weil wir die letzten Nummern zugelost bekamen.

Weltwoche: Danach ging es Schlag auf Schlag. Sie schrieben Ihren grossen Wenderoman «Der Turm», räumten die bedeutendsten deutschen Preise ab und waren Everybody's Darling, ein neuer Superstar der deutschen Literatur. Wie lange haben Sie am «Turm» geschrieben?

Tellkamp: Eigentlich nur drei Jahre. Das hatte vielleicht auch damit zu tun, dass wir zwischenzeitlich nach Karlsruhe umgezogen waren, weil meine Frau dort eine neue Stelle antrat, sie war die Verdienerin, dort ist mein Sohn geboren. Er hat schlecht geschlafen, da bin ich nachts, das durfte ich, mit ihm in den Zoo, wo die Seelöwen gebrüllt haben. Und ich habe am «Turm» gearbeitet, völlig ablenkungsfrei, und Dresden kam gerade dort für mich richtig aus

mir raus. Und dann der Erfolg, und ich baue zu Hause noch eine Ikea-Küche zusammen, das war alles ganz schön absurd. Vielleicht aber auch gut, weil dieses Nebeneinander von Ruhm und Ikea-Küche erdet, Abstand schafft. So wie es in der *Bild-Zeitung* heisst: Du fährst mit uns im Fahrstuhl nach oben und anschliessend auch wieder runter.

Weltwoche: Plötzlich wurden Sie auf die gleiche Stufe gestellt wie Martin Walser, Thomas Mann, auf den Olymp der deutschen Literatur.

Tellkamp: Na ja. Mich hat das immer gewundert. Daniel Kehlmanns Roman «Die Vermessung der Welt» zum Beispiel. Ich konnte eher nachvollziehen, dass dieses Buch einen derartigen Erfolg hatte. Es ist besser lesbar, es hat weniger Figuren, ist schmaler. Aber alles wird wohl seine Gründe haben. «Der Turm» ist anspruchsvoll, komplex, kein Bestseller im Grunde.

Weltwoche: Welchen Nerv haben Sie getroffen?

Tellkamp: Schwer zu sagen. Man kann dieses Buch bewohnen. Man kommt hinein und ist dann Teil in diesem Fluss. Man hat ein Zimmer drin. Vielleicht ist dies das tiefste Geheimnis von solchen Büchern, dass man ein Zimmer darin kriegt. Und das zweite ist vielleicht auch: Es gab damals eine gewisse Sehnsucht nach dieser konservierten bildungsbürgerlichen Welt. Ich bekam Briefe, zum Beispiel von Lesern aus Hamburg. Sie lasen das Buch als Beschreibung ihrer Kindheit in den fünfziger Jahren.

Weltwoche: «Der Turm» ragte mit seinem Anspruch, mit seinem Stoff, mit seiner schieferen Kraft der Behauptung aus der damals eher flachbrüstigen deutschen Pöpliteratur heraus, buchstäblich ein Turm in der Landschaft.

Tellkamp: Was mich überraschte: Viele Leser schrieben mir, nicht klassisches Bildungsbürgertum, sondern sogenannte einfache Leute: «Wir spüren hier was. Du gehörst nicht zu uns. Du bist kein Arbeiter. Aber du verachtetest uns nicht. Du hast so genau hingeschaut, wie du kannst.»

Weltwoche: Und dann plötzlich: Sie äussern sich kritisch zur Flüchtlingspolitik von Kanzlerin Merkel, das Politische bricht in Ihre Welt ein wie in den Stollen, in dem Fabian arbeitet, der Romanerzähler Ihres neuen Buchs.

Tellkamp: Nun ja, auch «Der Turm» war politisch, im weitesten Sinn. Es geht um den Staat, es geht um die Macht und um die Lüge, um Verrat. Ich habe mich doch nicht geändert. Aber beim «Turm» werden diese Themen im Rahmen einer sozusagen anerkannten Opposition gegen das DDR-Unrechtsregime abgehandelt, dann aber merke ich, dass diese Diskussionen in der Bundesrepublik auf andere Art zurückkommen. Es begann mit Fukushima, dem Reaktorunglück, bei dem niemand an der Strahlung starb. Das aber durfte man nicht sagen, weil die Politik den Atom-

«Und dann der Erfolg, und ich baue zu Hause noch eine Ikea-Küche zusammen, ganz schön absurd.»

ausstieg beschlossen hatte. Es war wie in einer Glaubenskongregation. Es folgte die Flüchtlingskrise. Die Regierung macht die Grenzen auf, und mir fällt auf: Es gibt eine Verschiebung der Parameter in den Diskussionen, wo es nicht mehr um richtig oder falsch geht, sondern nur noch um gut oder böse. Mir war, als ob der ab-

«Selbstbestimmung heisst, weiter zu denken und früh zu handeln.»

Markus Leibundgut
CEO Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

gewirtschaftete Trümmerstaat DDR als eine Art Zombie in die Gegenwart zurückschleicht. Der Turm kommt zurück, und ich lebe wieder drin.

Weltwoche: Sie haben dann öffentlich markant Stellung bezogen, insbesondere gegen Frau Merkels Flüchtlingspolitik. Es muss Ihnen bewusst gewesen sein, dass Sie damit das ganze Kulturestablishment Deutschlands gegen sich, den gefeierten Autor, aufbringen. War das Leichtsin? Fühlten Sie sich unverwundbar? Was hat Sie da geritten?

Tellkamp: Da sind wir dann wohl wieder beim Western und wie ein kleiner Junge gross wird und bei Django, der das macht, was er für richtig und wahrhaftig hält. Der kritische Punkt kam 2017, als die Dresdner Buchhändlerin Susanne Dagen mit der Charta 2017 gegen die Stigmatisierung sogenannter rechter Verlage auf der Buchmesse protestiert hat.

Weltwoche: Wilde Szenen. Der Messechef persönlich ist mit einem Pulk von Demonstranten «gegen rechts» marschiert, hin zu den Ständen der betreffenden Verlage, die in der Folge demoliert wurden.

Tellkamp: Und ich hatte Dagens Protest unterschrieben, und das sorgte für die ersten Irritationen. Ab da galt ich dann als «umstritten».

Weltwoche: Und dann kam es zum Showdown im Dresdner Kulturpalast 2018 gegen den Schriftstellerkollegen Durs Grünbein.

Tellkamp: Mir war klar, was passieren würde. Sie kriegen ja die Verbrennungszonen schon vorher mit. Ich wusste genau, worauf ich mich einlasse. Ich mag ein Kauz sein, aber nicht naiv. Und ich hab mich penibel vorbereitet. Wie ist die Asylrechtsprechung? Wie ist die Genfer

Flüchtlingskonvention? Und diese Zahl, um die sich dann alles drehte, diese Zahl 95, die hatte ich dank einem Kontakt zu jemandem aus dem Innenministerium. Ich darf bloss den Namen nicht erwähnen.

Weltwoche: Sie sagten: 95 Prozent der Flüchtlinge kommen aus wirtschaftlichen Gründen. Eigentlich waren es doch knapp 100 Prozent, denn die Anerkennungsquote nach Artikel 16, Absatz 2, die lag 2017 bei 0,7 Prozent. Ausserdem ist Deutschland von sicheren Drittstaaten umgeben, gemäss Dubliner Abkommen sind also Migrant, die an der deutschen Grenze sind, längst in Sicherheit, also keine Flüchtlinge im rechtlichen Sinne mehr. Das sind Fakten, für deren Erwähnung man Sie fast auf den Scheiterhaufen geworfen hätte.

Tellkamp: Also, ich war vorbereitet, aber ich hatte den Eindruck, dass Durs Grünbein es nicht war. Der dachte womöglich, er fliegt ein von Rom, kriegt hier 500 Euro, das vermutlich unsre beiden teuersten 500 Euro gewesen sind, die wir je gekriegt haben. Und gibt hier einen Vortrag über die Athener Polis oder irgendwas.

Weltwoche: Der Suhrkamp-Verlag hat sich anschliessend von Ihnen distanziert, dem Hausautor, und nicht von Grünbein.

Tellkamp: Das eigentliche Problem war das Wort «um». Sie kommen her, um in unser Sozialsystem einzuwandern. Das insinuiert eine Motivation. Dabei ist es nur die Rechtslage, die ist so, dass sie zuerst mal in die Sozialsysteme müssen. Sie dürfen ja zunächst nicht arbeiten. Und bei mir war es das Wort «um». Und ich habe dann, als das losging, an einen Bekannten und Autorenkollegen gedacht, an Eginald Schlattner. Das ist ein Pfarrer in Siebenbürgen. Und der hat ein Buch geschrieben: «Rote Handschuhe». Ist bei Zsolnay erschienen. Und dort erinnert er sich an seinen Gefängnisaufenthalt in einer Zelle in Kronstadt. Und die unterhalten sich, warum

«Ursprünglich dachten wir, Merkel macht das gut, die denkt die Dinge vom Ende her.»

sie hergekommen sind. Und dann lernt er einen Antiquar kennen. Der sagt: «Ja. Ich bin hier wegen eines Wortes. Ich bin Antiquar in Kronstadt gewesen, hab natürlich die Auslage mit den kommunistischen Funktionären. Und früh klopft es an meine Tür und sagt: «Nimm sofort den Verbrecher aus dem Schaufenster raus.» Und er fragt: «Welchen?» Und deswegen ist er eingefahren. Abrasiert wegen eines Wortes.

Weltwoche: In Ihrem neuen Roman gibt es in diesem riesigen Lektorat, dieser Wortüberwachungsorganisation, einen Spezialisten für Vorsilben wie «ver» und «un».



Fluchthelferin aus der Realität:

Tellkamp: Möglicherweise hat mir das die Wirklichkeit ausserhalb des «Turms» zugespielt. (Lächelt)

Weltwoche: Was könnte Merkel geritten haben? 2003 hat sie doch noch auf dem Parteitag ausgerufen: «Multikulti ist restlos gescheitert, und da brauchen wir uns auch nicht Fremdenfeindlichkeit vorwerfen lassen, wenn wir das feststellen.» Wie erklären Sie sich diesen Gesinnungswandel?

Tellkamp: Ich erlebe sie aus der Ferne als eine zutiefst ostdeutsch geprägte Frau, mit einem Vaterkomplex in mehrfacher Hinsicht. Einen konkreten zu Horst Kasner, ihrem Pfarrersvater, und zu dem Weissenseer Kreis, den es dort gab, der merkwürdig gewesen sein muss. Und zu dem in Ostdeutschland überlebt habenden, sagen wir mal, Ordinarienprinzip. Hier waren ja Patriarchen an der Macht. Und eine Frau, die dort was werden will, muss man beobachten, wie sie es machen. Das schliesst natürlich den Opportunismus mit ein. Es geht um Machterhalt. Und ihr Opportunismus geht in die Bilder. Die sieht, die CDU ist eine konservative Partei gewesen. Aber Konservatismus bewahrt das, was ist. Jetzt kommt eine junge Generation, die haben eine neue Agenda. Das sind die Grünen. Und die greifen immer weiter in die städtischen Milieus rein. Und fassen da wirklich Fuss, die Agenda greift.

Weltwoche: Und sie versuchte, obenauf mitzuschwimmen? War Merkel ein Segen oder ein Fluch für Deutschland?

Tellkamp: Ein Fluch.

Weltwoche: Warum?

Tellkamp: Weil sie keine Politik macht, die auch mal standhält, die auch mal gegen Widerspruch standhält, wie das ein Helmut Kohl noch gekonnt hat. Ich verlange ja nicht mal



«Ideologisch einwandfrei.»



Angela «Voodoo» Merkel mit Helmut «Mammut» Kohl, 1992; Feier zum 40. Jahrestag der DDR in Ost-Berlin, 1989.

eine Agenda, ein kohärentes Programm. Vermutlich erleidet ein Politiker Schiffbruch, der eine allzu klare Agenda verfolgt. Ursprünglich dachten wir, Merkel macht das gut, sie hält den Ball flach, die denkt die Dinge vom Ende her. In Wahrheit war die Frau eine Katastrophe. Die sich 180 Grad dreht. Morgen nicht mehr weiss, was sie gestern gesagt und entschieden hat.

Weltwoche: Aber Merkel ist Naturwissenschaftlerin, Physikerin.

Tellkamp: Unsere Gesellschaft denkt in Labels, in Etiketten. Sie mag Physik studiert haben, aber ihre Politik war Voodoo, sonst hätte sie nie die Energiewende durchgepeitscht.

Weltwoche: Helmut Kohl nennen Sie in Ihrem Buch respektvoll «Mammut».

Tellkamp: Man muss wahrscheinlich anpassungsfähig bleiben in der Politik, um zu überleben. Aber dass nur nach Opportunität, nach Angst vor ungünstigen Bildern entschieden wird, das geht zu weit. Wie diese Corona-Bilder aus Bergamo, wo keiner gefragt hat, warum wer dort wen nicht begräbt und warum die Armee in den Strassen ist. Auch bei Corona gab es keine Diskussion auf der Grundlage von Zahlen und Fakten, sondern diesen Moralismus, diese von oben eingeforderte Einheitsgesinnung, die das Gegenteil ist von dem, was ich unter demokratischer Vielfalt verstehe.

Weltwoche: Breitet sich in der Bundesrepublik eine DDR-Atmosphäre aus? Erstaunlich viele Deutsche, die die DDR erlebt haben, sehen es so. Handkehrum: Solche Vergleiche verharmlosen die DDR. Wie sehen Sie das?

Tellkamp: Der Irrtum besteht oft darin, dass alles so platt gleichgesetzt wird. Natürlich gibt es heute keine Stasi, die Methoden sind anders. Wir haben über die DDR als Kulissenstaat gesprochen. Solche Wirklichkeitskulissen ziehen

sie jetzt auch wieder hoch. In der DDR taten wir so, als hätten wir Demokratie, eine Republik, eine funktionierende Wirtschaft. Heute tun wir so, als hätten wir Meinungsäusserungsfreiheit. Der eine kann sich was erlauben, der andere

«Ich habe in einem Lügenstaat gelebt. Die freie Welt habe ich mir anders vorgestellt.»

nicht. Der eine verliert seinen Job, weil er mit zwanzig mal etwas angeblich Anstössiges geschrieben hat, beim anderen gelten wieder ganz andere Regeln. Das ist das Problem in Deutschland, dieses Kulissenhafte. Es gibt zwar geschriebenes Recht, aber immer mehr Leute haben das Gefühl, es werde nicht oder nur noch zum Teil angewendet. Das ist gemeint, wenn wir von DDR-Kontinuitäten im heutigen Deutschland sprechen oder auch dieser Kultur der Denunziation. Der da sei schon früher mit dem und dem «auffällig» geworden. Auf einmal muss man wieder aufpassen, was man sagt.

Weltwoche: War, ist das nicht überall so? Wer Gegensteuer gibt, wer den Mächtigen widerspricht, bekommt Gegenwind.

Tellkamp: Mich irritiert die Verlogenheit. Ich habe in einem Lügenstaat gelebt. Die freie Welt habe ich mir anders vorgestellt. Natürlich darf man alles sagen, aber das ist doch nicht mehr normal, dass man dann ausgeladen wird, weil man angeblich «rote Linien» überschritten habe. Oder nehmen Sie den neuen Straftatbestand der «Delegitimierung des Staates».

Weltwoche: Was ist das?

Tellkamp: Innenministerin Nancy Faeser möchte Äusserungen unter Strafe stellen, die den Staat «delegitimieren», also kritisieren.

Das erinnert mich an den Artikel 220 in der DDR, «öffentliche Herabwürdigung». Während Corona hat der Staat die «öffentliche Zusammenrottung» verboten. Das sind doch unfassbare Entwicklungen, auf die gerade wir im Osten sehr empfindlich reagieren, denn die Leute sind gegen die DDR nicht auf die Strasse gegangen, um Geld zu bekommen oder Bananen, sondern wegen der Freiheit.

Weltwoche: Wir haben zu Beginn unseres Gesprächs über den Kippunkt dieser woken Gesinnungskultur gesprochen. Kommt der nicht jetzt mit dem Ukraine-Krieg? Da ist die soldatische Raserei der einst pazifistischen Grünen. Vor allem aber sind da deren leuchtende Augen, wenn sie vom wehrhaften ukrainischen Nationalismus schwärmen. «Vaterland», sagte Vizekanzler Habeck einst, «bei der Vokabel könnte ich kotzen.» Nun sieht er Menschen in unmittelbarer Nachbarschaft für ihr Vaterland sterben und bewundert sie.

Tellkamp: Das berührt die Identitätsfrage. Und es wird schwierig, wenn sich die politische Klasse wie in der Merkel-Zeit für Deutschland schämt. Wenn dem Generalsekretär das Deutschlandfähnchen aus der Hand gerissen wird. Wenn nicht mehr vom deutschen Volk die Rede ist, sondern nur noch von denen, «die schon länger hier leben». Aber vielleicht ist die Kanzlerin Merkel als Romantikerin zu verstehen. Als eine Fluchthelferin aus der Realität, schrittchenhaft den Zeitgeist begleitend. Alles blieb liegen. Alles schlummerte unter Mutti. Und noch laufen die Zahnräder ja. Von aussen sah es gar nicht so übel aus.

Weltwoche: Jetzt kommen, auch wirtschaftlich, die mageren Jahre.

Tellkamp: Ich komme ja gerade von einer Lesereise zurück, Hamburg, Münster, Karls-

ruhe, drei sehr verschiedene «Deutschländer». Und in Hamburg merkt man, da ist der Wohlstand noch da, das Clanwesen ist noch da, ein Stadtstaat.

Weltwoche: Gab es Proteste gegen Sie?

Tellkamp: Selbst die Antifa ist zu Hause geblieben, die hat eh schon gewonnen.

Weltwoche: Wie war Münster?

Tellkamp: Ich wusste zunächst überhaupt nicht, was mich erwartet. Hermann Wallmann von der dortigen Literarischen Gesellschaft hatte mich eingeladen. Ich kenne ihn schon ziemlich lange. Der hat früher Lyrik-tage organisiert und überhaupt sehr viel dort gemacht für diese Kultur, die literarische speziell. Der holte mich ab am Bahnhof. Wir begrüßten uns, ein bisschen Smalltalk. Dann sagt er: «Ja, ich muss Ihnen mal was erzählen, was sich hier abgespielt hat. Nämlich: Ich kriege keine Räume. Die Literarische Gesellschaft hat sich zerstritten. Eine Romanistin, zwei Übersetzer, die nicht kommen werden und die alles ablehnen, was mit dieser Lesung zusammenhängt. Der Kassenwart wird nicht erscheinen. Der weigert sich, hier abends die Kasse zu machen. Ich war in der Stadtpolitik, habe hier interveniert.» Er ist ein verdienstvoller Mann. Er hat nichts gekriegt. Spielort sollte der Saal sein. Der Saal wurde nicht zur Verfügung gestellt. Wir haben in der Kantine gelesen. Hinten war die Bar. Zu einem Drittel gefüllt, waren vielleicht vierzig Leute.

Weltwoche: Das darf doch nicht wahr sein.

Tellkamp: Als Kassenwart hat sich dann Klaus von Wild zur Verfügung gestellt. Das war der behandelnde Arzt von Karajan. Eine Weltkapazität der Neurochirurgie. Der sitzt da an der Abendkasse und reisst dort ab, als wäre sonst was. Dann war das eine relativ geschlossene Lesung. Dann kam die Frau von

«Die Sachsen wollen einfach ihre Identität bewahren. Das ist alles.»

ihm, die hatte Geburtstag. Die brachte Kuchen und Wein mit und deklarierte das Ganze zur Geburtstagsfeier um. Jedenfalls hat das der Herr von Wild ganz locker genommen. Der sagte: «Das ist jetzt unser bürgerlicher Widerstand.»

Weltwoche: Wahrscheinlich braucht man ziemlich viel Humor, um solche Szenen zu verdauen.

Tellkamp: Ich fand's eigentlich ganz wunderbar. Und auch diejenigen, die dabei waren. Ach so, noch eins: Die Münsteraner Buchhandlungen haben sich geweigert, einen Büchertisch zu bestücken. Ein Buchhändler von aussen sollte kommen. Schliesslich hat sich doch jemand gefunden, der Freiheit für wichtiger hält als Gesinnung.



ALAIN DELON LE SAMOURAI

FRANÇOIS PERIER | NATHALIE DELON | JEAN-PIERRE MELVILLE | FRANCISCO TECHNICOLORE

«Die sind ja finsterste Stasi.»

Weltwoche: Sie werden regelrecht boykottiert?

Tellkamp: Die Karten sind verteilt, der Riss im Land ist da.

Weltwoche: Der *Spiegel* hat den Osten einst zu einer Art Naziterritorium erklärt, das Wort von «Dunkeldeutschland» machte die Runde. Was sagen Sie als Ostdeutscher zu solchen Verunglimpfungen?

Tellkamp: Die Bannungsrituale funktionieren hier nicht mehr. Das haben die Ostdeutschen hinter sich. Das kennen sie. Wenn also von oben oder von der Presse zum Beispiel verfügt wird: AfD, das geht gar nicht, dann fragen die erst mal: «Warum nicht?» Dieses Anbräunen funktioniert nicht so richtig im Osten.

Weltwoche: Sachsen steht besonders unter Verdacht der Medien.

Tellkamp: Davon halte ich nichts. Die Sachsen wollen einfach ihre Identität bewahren. Das ist alles. Darüber darf man ja auch reden. Hier in Dresden haben wir ein spezielles Problem. Grosse Teile der Funktionseliten, nicht nur der Kultur, auch im Journalismus, stammen aus dem Westen. Das ist fast wie eine Art Feudalelite in der Stadt. Wohlverstanden: Wir haben die auch gebraucht nach der Wende, mit unseren DDR-Eliten hätten wir das nicht hingekriegt, und die Leute aus dem Westen haben Grossartiges geleistet, aber deswegen muss ich mir von ihnen nicht sagen lassen, was gut ist und was böse. Sie versuchen, die Hoheit darüber zu haben, was anständig ist und was nicht, was man sagen darf, was nicht.

Weltwoche: Rühmliche Ausnahme ist wahrscheinlich Professor Werner Patzelt von der Werteunion, Professor hier an der Technischen Hochschule.

Tellkamp: Aber der ist ja auch rausgeekelt worden. Sein Fehler war, dass er früh erkannt hat, dass in den Aufzügen der Pegida beileibe nicht nur Rechtsradikale anzutreffen sind.

Weltwoche: Das kann ich bestätigen. Ich bin bei einem der ersten mitgegangen. Es war ein Schweigemarsch. Gespenstisch. Ein stummer Protest. Man hat nur die Schritte gehört, und die liefen immer weiter, als ob sie aus dieser Gesellschaft rauslaufen wollten. Dabei ist es doch keine schlechte Idee, das christliche Abendland zu verteidigen und sich für dessen Werte einzusetzen. Die Kirchen tun es ja nicht mehr.

Tellkamp: Später wurde es dann lauter. Aber es wird ja immer behauptet, jeder könne alles sagen. Sagen kann man alles. Aber was kommt nach dem Sagen? Da wurde der Intendant des Dresdner Staatsschauspiels im Deutschlandfunk gefragt: «Was machen Sie denn mit dem Herrn Tellkamp?» Und es hiess: «Ja, wenn er mal anfragen würde, dann würden wir uns zusammensetzen, und dann würden wir ihn vielleicht mal einladen.» So sieht dann bei denen eine Einladung aus. Oder wir hatten jetzt ein Literaturfest in Meissen. Da ruft mich der Kabarettist Uwe Steimle an und sagt: «Haben Sie mal geguckt, was dort ist?» Angeblich das grösste Open-Air-Lesefest. Steimle und Tellkamp ausgeladen, die hätten rote Linien überschritten.

Weltwoche: In der Kritik des Deutschlandfunks an Ihrem Buch hiess es, dass Sie den Ehrgeiz gehabt hätten, das erste ästhetisch relevante Werk rechter Gegenwartsliteratur zu liefern. War Ihnen das bewusst?

Tellkamp: So ein Quatsch. Ich setz mich doch nicht hin und habe einen Vorsatz. Die Aussenwelt kommt auf einen, und man ist nur Filter.

Weltwoche: Ein grosser Reiz Ihres neuen Romans ist seine Unberührtheit oder Ungerührtheit von solchen strategischen Überlegungen, von dem ganzen woken Bewusstseinsgulasch. Von der Genderei, der Sklavensprache, dem Büchken unters Joch angesagter Positionen. Sie leiden nicht an der «Beschreibungsimpotenz», die Peter Handke einst den Strategen der Gruppe 47 vorgeworfen hat. Ihr Buch ist auch ein Abenteuerroman der Sprache. Letzte Frage daher: Wie geht es weiter mit Ihrem Handwerkszeug, mit der deutschen Sprache, an der sich immer mehr dieser Gesinnungsschlosser zu schaffen machen?

Tellkamp: Ich rate dringend dazu, sie in Ruhe zu lassen. Und das woke Zeug lässt sie nicht in Ruhe. Es tut der Sprache Gewalt an.

Weltwoche: Lieber Herr Tellkamp, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Uwe Tellkamp: Der Schlaf in den Uhren. Suhrkamp. 904 S., Fr. 44.90

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Schöpfbrunnen aus Grimselgranit, Bern 19. Jh.

Munitionsfabrik zum Schnäppchenpreis

Die Eidgenossenschaft verscherbelt einen blühenden Rüstungsbetrieb ans Ausland. Ganz vorne mischen die FDP-Kader Beat Walti und Thierry Burkart sowie dessen Schwester mit.

Christoph Mörgeli

Seit 1863 produziert die Eidgenössische Munitionsfabrik Thun Geschosse verschiedener Kaliber. Die heutige kleinkalibrig produzierende Ammotec gehörte als Weltmarktführerin und «eigentliche Perle des Konzerns» (NZZ) dem Rüstungsunternehmen Ruag International Holding AG, das der Bund als Alleinaktionär besitzt. Diese «Perle» mit 2500 Mitarbeitern und einem Nettoumsatz von fast einer halben Milliarde Franken wurde unlängst an die italienische Familienfirma Beretta verkauft.

Schon das vereinbarte Stillschweigen über den Preis ist angesichts eines faktischen Staatsbetriebs ein Skandal. Soll so vertuscht werden, dass andere Unternehmen deutlich mehr geboten haben? Nicht weniger verärgert angesichts der politischen und finanziellen Bedeutung des Verkaufs, dass der Bundesrat dazu nichts entscheiden mochte, sondern das Geschäft an die Ruag International delegierte. SVP-Nationalrat Alfred Heer hat dazu in der Sommersession einige unangenehme Fragen eingereicht.

Eingespieltes Geschwisterpaar

Von Anfang an bestanden schwerste politische Bedenken, die Schweizer Munitionssparte einem ausländischen Interessenten zu verkaufen. Schon die Schwierigkeiten der Maskenbeschaffung während der Corona-Zeit haben deutlich gemacht, dass man sich in der Stunde der Gefahr nicht auf das Ausland verlassen sollte. Der Berner Ständerat Werner Salzmann (SVP) wehrte sich jahrelang gegen den Verkauf der Munitionssparte. Als Nationalrat gewann er in der Grossen Kammer noch eine Mehrheit für sein sicherheitspolitisches Anliegen und vermochte später auch die Mehrheit der Sicherheitspolitischen Kommission des Ständerats zu überzeugen. Doch im Gesamtrat attackierten ihn vor allem die FDP-Vertreter, so deutlich er seine Ständeratskollegen auch direkt verantwortlich machte für die «mögliche Krise einer Unterversorgung der Schweiz mit Kleinkalibermunition».



«Keine Zuständigkeit»: Ex-Fraktionschef Walti.



Annäherung an die Nato: FDP-Präsident Burkart.

Unmittelbar nach Salzmann sprach FDP-Präsident Thierry Burkart für die Minderheit der Sicherheitspolitischen Kommission, wobei er über die hartnäckigen Bemühungen seines Vorredners spottete. Er fühle sich wie im Film «Und täglich grüsst das Murmeltier». Der Bundesrat sei ja gewillt, beim Verkauf von Ammotec möglichst einen inländischen Käufer zu berücksichtigen. Eine nochmalige Bekräftigung dieser Absicht wäre ein «Hornberger Schiesens erster Güte» und würde dem «Seriositätsanspruch des Ständerats» nicht genügen.

Seit November 2021 sitzt Burkarts Schwester im fünfköpfigen Verwaltungsrat der ver-

kaufswilligen Ruag International. Formell wurde die Aargauer Anwältin Déborah Carlson-Burkart von der mittlerweile aufgelösten BGRB Holding mit den Stimmen von zwei Delegierten des Bundes gewählt, der Bundesrat war über die Wahl informiert. Diese Ruag-Personalie dürfte es der Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) eher einfacher als schwieriger machen, sich mit dem FDP-Präsidenten und Sicherheitspolitiker Thierry Burkart zu verständigen. Die Multi-Verwaltungsrätin Déborah Carlson-Burkart (Visana, Alstom Network, Personalvorsorge Swissport) bezieht fürs Ruag-Mandat gegen 100 000 Franken pro Jahr. Seither funktionieren die Geschwister Burkart wie geschmiert: Sie kassiert in der Rüstungsindustrie, er dröhnt politisch für erleichterte Waffenlieferungen ans Ausland und eine Annäherung an die Nato.

Bundesrat umgeht Verantwortung

Mittlerweile scheint der Verkauf von Ammotec an Beretta perfekt. Oder eben nicht perfekt. Denn er geschah zum dümmstmöglichen Zeitpunkt, nämlich unmittelbar nach Ausbruch des Ukraine-Kriegs. Dieser Krieg hat den Wert von Rüstungsunternehmen massiv in die Höhe schnellen lassen und der Bevölkerung vor Augen geführt, wie wichtig eine eigene Waffenfabrikation ist. Doch der Bundesrat mochte sich nach der Verabschiedung seiner «Desinvestitionsstrategie» mit dem Geschäft nicht mehr befassen und übertrug die Abwicklung der Ruag International. Es befremdet, dass die Landesregierung als alleinige Vertreterin des Aktionariats und damit der Steuerzahler beim Verkauf von Ammotec an Beretta nichts entschieden hat und so ihre Verantwortung umging.

Offenbar hatte die italienische Beretta von Anfang an die besten Karten. Das Geschäft wickelte die UBS in London ab, wobei an massgebender Stelle zwei Italiener involviert waren. Der Beretta-Gruppe stand die FDP-nahe Kommunikationsfirma Furrerhugi beratend zur Seite, anwaltschaftlich mandatiert

war FDP-Nationalrat Beat Walti von der Kanzlei Wenger Vieli, bis vor kurzem Fraktionschef im eidgenössischen Parlament. Angesprochen auf seine delikate Vertretung der italienischen Käuferschaft beim Verkauf einer bundeseigenen Unternehmung ans Ausland, meint Walti: «Ich kann grundsätzlich nicht Stellung nehmen zu Fragen nach beruflichen/anwaltlichen Mandaten.» Auch habe das Parlament «keine Zuständigkeit» beim Verkauf von Ammotec, da entsprechende Vorstösse abgelehnt worden seien. «Ich selber hatte zudem keinerlei Kontakt zu verhandlungs- und/oder entscheidungsrelevanten Stellen; die Frage einer «Offenlegung» hätte sich damit ohnehin nicht gestellt.»

Höheres Angebot aus Tschechien

Tatsächlich übt allerdings das Parlament die Oberaufsicht über die Ruag aus. Und ein bezahltes Mandat des Käufers eines Betriebes im Alleinbesitz des Bundes stellt für einen Nationalrat durchaus einen Interessenkonflikt dar. Auch war das Parlament bei der Ammotec nicht ohne «Zuständigkeit», musste der Nationalrat im Frühling 2021 doch einen Vorstoss behandeln, der einen Verkauf ins Ausland verhindern wollte. Wie voraussichtlich, lehnte Beat Walti – beruflich schon damals oder etwas später von Beretta engagiert – die entsprechende, vom Nationalrat angenommene SVP-Motion ab.

Nicht zuletzt dank besserer Vernetzung hat mittlerweile Beretta das Rennen gemacht. Die italienische Firma musste sich verpflichten, die rund 400 Arbeitsplätze in Thun für mindestens fünf Jahre zu erhalten. Dennoch bleibt die Gefahr gross, dass sich der ausländische Käufer danach für günstigere Produktionsstandorte entscheidet. Etwas über 400 Millionen Franken soll Beretta für Ammotec bezahlt haben. Das tschechische Unternehmen CSG hatte der Ruag allerdings ein Angebot von über 500 Millionen Franken unterbreitet. In einem Brief an den Präsidenten und den Vizepräsidenten der Ruag International protestierte die CSG scharf gegen die Art des Verkaufs und warf den Schweizern angesichts ihres höheren Angebotes nicht weniger als ein unfaires, abgekartetes Spiel vor («acted in bad face»). Andere Bewerber neben Beretta hätten keine echte Chance gehabt.

Ein involvierter Schweizer Berater der tschechischen Interessentin ist überzeugt: «Von Anfang an gab es Indizien, dass der Bund einen Verkauf an die Italiener bevorzugen würde.» Ruag International hingegen betont: «Beretta hat sowohl in finanzieller Hinsicht als auch in allen anderen relevanten Kriterien das beste Angebot abgegeben, deshalb fiel der Entscheid auch zugunsten von Beretta.»

Spätestens nach Verlauf dieses Jahres dürfte sich zeigen, ob und wie sich Verwaltungsrat und Geschäftsleitung der Ruag International Holding AG für ihren 400-fachen Beretta-Millionen-Deal mit Boni belohnen werden.

Auf Twitter zitiert er gerne Marx

Warum im ehemals konservativen Vorzeigeland Kolumbien ein Ex-Terrorist zum Präsidenten gewählt wird.

Florian Schwab

Am Ende war das Ergebnis klarer als gedacht: Mit drei Prozentpunkten Vorsprung auf den konservativen Rodolfo Hernández gewann der Linke Gustavo Petro die Stichwahl um das Präsidentenamt in Kolumbien. Hernández hatte sich aus dem Nichts als Bauunternehmer und «lateinamerikanischer Donald Trump» ins Rennen geworfen und Gustavo Petro die sicher geglaubte Wahl bis zuletzt streitig gemacht.

Der letzte Wahlsonntag stellt eine historische Zäsur in der kolumbianischen Politik dar. Noch nie bewohnte ein Linker die Casa de Nariño in Bogotá, den Präsidentenpalast. Bei den linken Bewegungen der Region galt Kolumbien seit Jahrzehnten als begehrte Beute und Wegmarke auf dem Weg zu einem sozialistischen Lateinamerika. Im April 1948 war der kubanische Revolutionär Fidel Castro in Bogotá und half mit, den gescheiterten Putschversuch des «Bogotazo» zu orchestrieren. Doch weder auf militärischem Weg – man denke an die jahrzehntelang aktiven Guerilla-Gruppen der Farc, des ELN und des M-19 – noch an der Urne konnte das Bollwerk Bogotá bislang eingenommen werden.

Zur Person des neuen Präsidenten: Gustavo Petro ist ein mit allen Wassern des Marxismus gewaschener linker Ideologe. Bis vor kurzem zitierte er auf Twitter gerne und häufig Karl Marx. In jungen Jahren war er in der linken Guerilla-Gruppe M-19 Mitglied. 1985 nahm die Gruppe für kurze Zeit mit Waffengewalt den Justizpalast ein; siebzehn Menschen starben. In seinen sozialistischen Überzeugungen steht Gustavo Petro seinen Vorbildern Hugo Chávez und Fidel Castro kaum nach. Sein Wahlprogramm war allerdings wohltemperiert. So versprach er wie seinerzeit Hugo Chávez, keine Enteignungen vorzunehmen, sondern lediglich die Wirtschaft zu «demokratisieren». Besonders scheint es die neue Regierung auf den Rohstoffsektor abgesehen zu haben –

mit Trafigura (Öl) und Glencore (Kohle) müssen sich zwei Schweizer Rohstofffirmen auf frostige Zeiten gefasst machen. Jedenfalls liess Nicolás Maduro, mit dem Petro einen freundschaftlichen Umgang pflegte, aus Caracas verlauten: «Für unser Brudervolk bricht eine neue Zeit an.» Die Zeiten, in denen Kolumbien im Drogenkrieg und bei anderen Themen fest an der Seite der USA stand, sind fürs Erste vorbei.

Einst undenkbarer Erfolg

Die grosse Frage ist jetzt, ob die kolumbianischen Institutionen in der Lage sind, ein Abrutschen des Landes in den Castro-Chavismus nach venezolanischem Vorbild zu verhindern. Darauf zu wetten, wäre riskant. Petros Vorgänger im Präsidentenamt, Juan Manuel Santos, hat im Zuge seines Friedensvertrags mit den Farc wichtige institutionelle Pfeiler Kolumbiens geschleift und das Justizsystem noch stärker links aufmunitioniert, als es ohnehin schon war.

Mit dem Wahlergebnis vom Sonntag hat Álvaro Uribe Vélez, der konservative Präsident, der von 2002 bis 2010 das Land regierte, die Farc zurückdrängte und die Grundlagen für ein vorsichtiges Wachstum des Mittelstandes legte, sein politisches Erbe verspielt. Die beiden von ihm designierten Nachfolger stellten sich aus Sicht vieler seiner Anhänger als Enttäuschung heraus und ebneten den Weg für den einst undenkbaren Sieg des Guerilleros Gustavo Petro: Juan Manuel Santos kam den Farc

beim Friedensprozess weit entgegen und machte ehemalige Terroristen salonfähig in den Stuben der Macht. Und der scheidende Präsident Iván Duque, wie Santos von Uribe portiert, drangsalierte das Land als lupenreiner Technokrat mit einem der weltweit härtesten Covid-Lockdowns, was die Armut in die Höhe trieb und in der Wirtschaft grosse Zerstörung anrichtete. Auf diesem Nährboden keimte die Saat des Gustavo Petro.



Historische Zäsur: Wahlsieger Petro.

Ich leide an Anglizitis

Englisch hat sich bei uns zu einer Art zweiten Muttersprache entwickelt. Allerdings für die meisten, wie mich, ohne Mutter.

Peter Littger

Im heißen deutschsprachigen Draht von Swiss, der selbstverständlich «Hotline» heisst, wird man gefragt, ob man das Gespräch mit dem «Agent» auf Englisch führen wolle. Von «können» ist keine Rede.

Voraussetzung für die Option ist freilich, den erforderlichen Jargon zu beherrschen. Im Fall einer «Flugumbuchung» ist das zum Beispiel die Kenntnis, dass es sich um ein «rebooking» handelt, dass ein «Flugabschnitt» «leg» und ein «Anschlussflug» «connecting flight» bedeutet.

Hilfreich wäre auch zu wissen, dass der «Gangplatz» «aisle seat» genannt und «ail» ausgesprochen wird. Oder dass die «lounge» wie «laun(d)sch», nicht wie «lohn(s)ch» klingt – weil es ein Aufenthaltsbereich und kein «launch» ist wie der Start einer Rakete oder eines neuen Produkts. Die Verwechslung ist ein typischer Patzer deutschsprachiger Englischsprecher.

Als ginge es nicht um Menschen

Womit wir bei dem «trouble» sind, den der Umstand mit sich bringt, dass Englisch auch im deutschen Sprachraum längst als sprachliches «default setting» gelten kann – die «Standard-einstellung» effizienter Kommunikation. Sie bestimmt das «customer relationship management» und das «marketing» genauso wie die «governance» der meisten Unternehmen. Sie prägt das «policy-making» und «agenda-setting» politischer Organisationen. Sie durchdringt den Austausch in der internationalen «science and research community». Und sie befeuert den Mitteilungsdrang beim globalen «holiday making» und noch mehr per «Social Media». Wer in dieser Welt nicht überhört werden will und schneller zum Zug, zum Flug oder irgendeinem anderen Ziel kommen möchte, spricht Englisch – oder tut wenigstens so. Der Bedarf nach einem wirkungsvollen «troubleshooting» war auf jeden Fall nie grösser.

Wenn ich nur an den Chefarzt aus Göttingen denke, der mir anvertraute, dass er Patienten aus aller Welt zum Bahnhof schickte, weil er nicht wusste, dass die «Station» im Krankenhaus auf Englisch «ward» genannt wird – nicht «station»! Irgendwann habe ihn eine Amerika-

nerin angesprochen, die sich bereits über die Genesungswünsche auf den Monitoren seiner Universitätsklinik gewundert hatte: «We wish you a good improvement» – als ginge es nicht um Menschen, sondern um die Optimierung von Maschinen. Wie viel mehr hätte sie gestaunt, wäre sie auf den Typ Patient gestossen, der aus muttersprachlicher Gewohnheit über den «Is-

Der Bedarf nach einem wirkungsvollen «troubleshooting» war auf jeden Fall nie grösser.

chias» klagt, was auf Englisch bloss wie «itchy ass» oder «itchy arse» klingt. Tatsächlich wird das Leiden «sciatica» genannt und «ssaiaittika» ausgesprochen.

Das alles sind beliebige Beispiele für eine verbreitete Krankheit, die ich «Anglizitis» nenne. Mit ihren hartnäckigen Symptomen und bisweilen schwerwiegenden Folgen beschäftige ich mich in Kolumnen und Büchern. Warum? Weil ich selbst «Der Denglische Patient» bin und auch gelegentlich kräftig danebenhau.

Als ich etwa einmal in New York einen Vortrag über den allgemeinen Hang zur «self-inscenation» hielt, wollte ein Zuhörer wissen, ob ich «self-insemination» gemeint hätte. Von wegen Selbstbesamung! Je nach Anlass sagt man «self-presentation», «self-staging», «self-dramatisation», «self-fashioning», «identity creation», «representation of self», «showman-

ship» oder «grandstanding». Wie denglisch hingegen «self-inscenation» ist, zeigt der Eintrag im Wörterbuch «Merriam-Webster»: «intended as a translation of German «Inszenierung»».

Pannen in Sitzungen

Die Herausforderung besteht darin, dass wir Englisch nicht mehr als Fremdsprache betrachten können, von der wir einzelne Begriffe entlehnen. Vielmehr hat sie sich zu einer Art zweiten Muttersprache entwickelt – allerdings für die meisten, wie mich, ohne Mutter.

Das erklärt die Pannen etwa in englischsprachigen «video calls» und «team meetings». Statt mit dem weltweit gängigen «Hello everyone!» treten «participants» aus unserem Kulturkreis gerne auf Pseudoenglisch bei:

«Hello together!»

«Hello (also from my side) in the round!»

Zugleich kultivieren wir unter uns einen Sprachmix, der den modischen Terminus «hybrid» verdient. Während Deutsch noch die Plattform zu bilden scheint, formt sich Content *increasingly* und *in a nutshell* mit Hilfe englischer Versatzstücke *like* «I'm fine», «Never mind», «Fair enough». Oder «Weltwoche Daily».

Dabei existieren neue, ich möchte sagen, operative Begriffe oft nur noch auf Englisch – übrigens nicht selten endend auf «-ing», weil die Endung eine sprachliche Verdichtung aus Hauptwort, Handlung und Wertung ermöglicht, die wir auf Deutsch nicht bilden können: «Accounting», «Budgeting», «Consulting». Oder «Timing» – das nicht irgendein Zeitpunkt ist, sondern entweder ein passender oder ein unpassender. Oder «Physical Distancing», «Doomscrolling» und «Prepping», um nur drei Begriffe zu nennen, die erst durch Covid und den Krieg populär geworden sind – und deren Bedeutungen Sie ja bestimmt kennen. «Am Ende des Tages» ist es also völlig egal, wie wir uns in der Hotline entscheiden. Kein Englisch ist längst keine Option mehr.



Peter Littger ist Sprachkritiker und «Bestsellerautor». Sein neuestes Buch «Hello in the Round! Der Trouble mit unserem Englisch und wie man ihn shootet» ist bei C. H. Beck erschienen.

Ist das der Wendepunkt in Europas Asylpolitik?

Strassburg hat einen britischen Abschiebeflug nach Afrika mit Verweis auf Uno-Praxis gestoppt. Dabei macht die Uno dasselbe wie Grossbritannien, und das zu Recht.

Alp Mehmet

London

Grossbritannien plant, abgewiesene Asylbewerber aus Afrika künftig nach Ruanda abzuschicken und hat mit der dortigen Regierung ein entsprechendes Abkommen geschlossen. Was ist davon zu halten?

Mit den 554 Personen, die zuletzt am 15. und 19. Juni im Vereinigten Königreich ankamen, ist die Zahl der illegalen Migranten, die seit 2018 den Ärmelkanal überquert haben, auf mehr als 50 000 Personen gestiegen. Seit dem 1. Januar 2018 haben bislang mehr als 75 000 Personen illegal per LKW oder Boot das Vereinigte Königreich erreicht. 2018 trafen insgesamt nur 299 Migranten per Boot ein. 2021 waren es dreimal so viele wie 2020 und fünfzehnmal so viele wie 2019. In diesem Jahr beträgt die Quote bereits mehr als das Doppelte der Rekordzahlen des letzten Jahres.

Die Situation, in der illegale Migranten zu Abertausenden im Vereinigten Königreich eintreffen, hat massive Folgen für die öffentliche Sicherheit und setzt auch unser Asylsystem, ohnehin überlastet und vielfach missbraucht, unter enormen Druck. Das benachteiligt echte Flüchtlinge und bedeutet eine grosse Bürde für die britischen Steuerzahler.

Ausschaffung in sichere Drittländer

Halten wir fest: 90 Prozent der illegalen Migranten sind männlichen Geschlechts, 70 Prozent sind Männer zwischen achtzehn und 39 Jahren; fast alle, die auf diesem Weg eintreffen, beantragen Asyl, und 98 Prozent aller Ankömmlinge können bei ihrer Anhörung keine Dokumente vorweisen. Viele wurden dabei beobachtet, dass sie, sobald sie von britischen Schiffen an Bord genommen werden, Ausweise und Mobiltelefone wegwerfen. Warum sollten echte Asylsuchende dergleichen tun?

Das überarbeitete Einwanderungsgesetz gibt britischen Behörden die Möglichkeit, Asylgesuche all jener Personen als unzulässig zurückzuweisen, die illegal aus einem sicheren Drittland eintreffen oder vor ihrer Ankunft im



Rekordzahlen: Dover, 17. Juni 2022.

Vereinigten Königreich durch ein oder mehrere sichere Transitländer gekommen sind und dort kein Asyl beantragt haben oder deren Asylgesuch dort abgelehnt wurde. Bei vielen Migranten, die in Frankreich die Fahrt über den Ärmelkanal antreten, hat sich herausgestellt, dass ihre Asylanträge in anderen europäischen

Die Situation benachteiligt echte Flüchtlinge und bedeutet eine grosse Bürde für die Steuerzahler.

Ländern bereits abgelehnt wurden. In Frankreich und im Rest der Europäischen Union ist die Ablehnungsquote bei Erstanträgen viel höher als im Vereinigten Königreich.

Durch das Schengen-Abkommen ist die Schweiz mit den porösen Aussengrenzen der EU konfrontiert, wo Migranten, die sich als Asylbewerber ausgeben, weiterhin auf legalem und illegalem Weg eintreffen. Laut Facts4EU.org wurden 2021 fast 230 000 illegale Migranten bei dem Versuch aufgegriffen, in die EU einzureisen – ein Plus von mehr als 60 Prozent gegenüber 2019, dem Jahr vor Ausbruch der Pandemie. Ich habe keine Zweifel, dass diese Zahl weiter steigen wird, mit Auswirkungen für uns alle.

Die britische Regierung hat das Abkommen mit Ruanda als eine «weltweit beispielhafte Partnerschaft» bezeichnet. Tatsächlich ist die

Idee, Asylbewerber in ein (sicheres) Drittland auszuschieben, wo ihre Asylanträge bearbeitet werden können, nicht neu. Australien hat 2001 in Nauru und Papua-Neuguinea Asylzentren eingerichtet. 2003 gelang es Premierminister Tony Blair nicht, die EU dazu zu bringen, eine ähnliche Politik zu verfolgen. Auch der deutsche Innenminister Otto Schily konnte sich 2005 mit dieser Idee nicht durchsetzen.

Entscheidender Beitrag

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg hat den ersten Abschiebeflug nach Ruanda gestoppt, obwohl die britische Seite darauf hingewiesen hat, dass das Verbringen von Asylbewerbern in das sichere Land Ruanda (wo sie ihre Anträge stellen und, sofern erfolgreich, finanzielle Unterstützung beanspruchen können) weder dem vom EGMR formulierten Asylrecht noch der Flüchtlingskonvention von 1951 widerspricht. Der Standpunkt der britischen Regierung wird von den höchsten britischen Gerichten akzeptiert.

Der EGMR begründete sein Urteil mit dem Hinweis auf den Uno-Hochkommissar für Flüchtlinge (UNHCR), demzufolge Asylbewerber in Ruanda keinen Zugang zu einem fairen Anhörungsverfahren haben. Welche Ironie, dass der UNHCR bei der Überstellung von Migranten aus Libyen nach Ruanda und von rund 30 000 Flüchtlingen aus Burundi aktiv mitgewirkt hat!

Ich bin schon lange der Ansicht, dass die Durchführung von Asylverfahren in sicheren Drittländern wie Ruanda die illegale Einwanderung über den Ärmelkanal nicht beenden wird. Aber eine entschlossene Durchsetzung dieser Massnahme, womöglich in Partnerschaft mit befreundeten Ländern, die vor ähnlichen Schwierigkeiten stehen, könnte entscheidend zu einer Lösung dieses Problems beitragen.

Alp Mehmet, vormaliger britischer Diplomat in Rumänien, Deutschland und Island, ist seit 2019 Direktor der überparteilichen Denkfabrik MigrationWatch UK. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Am Ende zahlen die Deutschen

Die Europäische Zentralbank (EZB) hat sich geldpolitisch ins Abseits manövriert. Die Bundesrepublik steht vor einem Gebirge vergemeinschafteter Schulden.

Thilo Sarrazin



Vertrauen ist ein knappes Gut.

Alle Notenbanken wurden in den letzten Monaten auf dem falschen Fuss erwischt. Es ist unklar, wann die gegenwärtige Inflationswelle wieder abflaut, und unsicher, wie stark die Zinsen steigen müssen, um die Preisentwicklung wieder auf einen stabilen Pfad von nicht mehr als 2 Prozent zu führen.

Bei der Anhebung der Zinsen gehen gegenwärtig die Notenbanken in den USA, in Großbritannien und der Schweiz deutlich voran. Die EZB dagegen zögert, und das hat seinen guten Grund, der in der Konstruktion des Euro-Raums liegt und den Geburtsfehler des Euro in Krisenzeiten immer wieder erneut zur Geltung bringt.

Zusammenhänge und Nebenwirkungen

Die Kunst der Geldpolitik und ihre zentrale Aufgabe bestehen, vereinfacht gesagt, darin, den jeweiligen Währungsraum mit so viel Liquidität auszustatten, dass die Wirtschaft ausreichend wachsen kann, aber die Liquidität so zu begrenzen beziehungsweise sie mit so hohen Zinskosten auszustatten, dass eine inflationäre Entwicklung erschwert oder verhindert wird.

Das ist leichter gesagt als getan. Zahlreiche Kausalzusammenhänge und Nebenwirkungen

müssen beachtet werden. Und wenn es wirklich ernst wird, bringt erfolgreiche Inflationsbekämpfung auch immer soziale Kosten mit sich, die in mehr Arbeitslosigkeit, weniger

Politiker neigen zu Lösungen, die langfristig mehr Inflation und weniger Wachstum bringen.

Wirtschaftswachstum, zunehmenden Insolvenzen oder einer unerwünschten Aufwertung der Währung bestehen können.

Gewählte Politiker und Parlamente sind mit den dazu notwendigen Abwägungen üblicherweise politisch überfordert und neigen in der Geldpolitik leicht zu Lösungen, die kurzfristig Entlastung schaffen, aber langfristig mehr Inflation und weniger Wachstum bringen.

Darum ist es üblich geworden und hat sich grundsätzlich bewährt, die Notenbanken mit einem gewissen Umfang an gesetzlicher Unabhängigkeit auszustatten, damit sie unabhängig vom Druck des Tages die Entwicklung einer Währung langfristig stabilisieren können.

Historisch gesehen, haben aber Völker, Nationen, Gesellschaften und die von ihnen geprägten Volkswirtschaften ganz unter-

schiedliche Lösungsmodelle für materielle Verteilungskämpfe und wirtschaftliche Konflikte entwickelt.

Das führte in der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg dazu, dass sich in Europa ein sehr unterschiedlicher Umgang mit dem Inflationsthema entwickelte: Länder wie Deutschland, die Schweiz, Österreich, die Niederlande oder Schweden entwickelten eine Stabilitätskultur mit eher niedrigen Preissteigerungen. Länder wie Belgien, Frankreich, Italien, Griechenland oder Spanien entwickelten eher eine Inflationkultur mit deutlich höheren durchschnittlichen Preissteigerungen.

Kohls Fixierung

Für beide Kulturen lassen sich vernünftige Gründe anführen. Bei unterschiedlichen Währungen in einem Wirtschaftsraum neigen allerdings die Währungen der Stabilitätsländer zu permanenter Aufwertung, die der Inflationsländer zu permanenter Abwertung. Das kann auch gar nicht anders sein, wenn die entsprechenden Länder ihre Position im internationalen Wettbewerb sichern und ihre Waren weder zu billig verschleudern noch zu teuer anbieten wollen.

Die Idee zu einer gemeinsamen europäischen Währung entstand in den siebziger Jahren, weil

Länder wie Frankreich oder Italien die ständige Abwertung ihrer Währung als ehrenrührig empfanden und die Dominanz der D-Mark sowie die mit ihr verbundene Macht der stabilitätsorientierten Bundesbank brechen wollten.

Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU), der von 1982 bis 1998 regierte, war in seinem ganzen Denken stark auf die politische Einigung Europas fixiert. Von Wirtschaft, Währung und Finanzen verstand er dagegen nichts, und es interessierte ihn auch nicht. Er sah in einer gemeinsamen europäischen Währung vor allem ein probates Mittel, die europäische Einigung quasi durch die Hintertür zu erzwingen, und so gab er dem französischen Drängen nach.

Der Maastricht-Vertrag legte 1992 unwiderfürlich den Weg zum Euro fest. Frankreich akzeptierte darin alle nur denkbaren Vertragsklauseln, die deutsche Vorbehalte und Stabilitätsängste befriedigen sollten: Darum wurde das Statut der EZB sehr unabhängig ausgestaltet. Die Preisstabilität wurde unter ihren Aufgaben an die Spitze gesetzt, und es wurde das Verbot monetärer Staatsfinanzierung durch die Zentralbank in den Vertrag geschrieben.

Ein Grundproblem aber blieb ungelöst – mehr noch, es wurde geistig gar nicht adäquat zur Kenntnis genommen: Eine zur Geldschöpfung berechnete staatliche Notenbank stellt automatisch sicher, dass der eigene Staat nicht deshalb insolvent werden kann, weil er an Geldmangel in eigener Währung leidet, sie ist der «lender of last resort». Zu jeder Zeit haben sich Staatskonkurse immer nur dann ereignet, wenn der Staat sich in fremder Währung verschuldet hatte und diese Schulden aus Devisenmangel nicht mehr bedienen konnte. So wurden alle spektakulären Staatspleiten von Argentinien über Russland bis Griechenland durch eine durch Devisenmangel herbeigeführte Zahlungsunfähigkeit ausgelöst.

Risiken einer Insolvenz

Vor dem Euro konnten Lücken in den Staatshaushalten Frankreichs, Belgiens oder Italiens jederzeit durch Staatsanleihen in eigener Währung abgedeckt werden, die der Staat bei seiner Notenbank in Bargeld oder Sichtguthaben eintauschen konnte. Das schuf kurzfristig Entlastung, die Folgen für die Inflation traten erst auf längere Sicht auf, und die Folgen für die Wettbewerbsfähigkeit wurden irgendwann durch eine Abwertung der eigenen Währung ausgeglichen.

In einer Währungsunion fehlt aber den Mitgliedstaaten grundsätzlich die Möglichkeit, zur Deckung von Finanzlücken auf die eigene Notenbank zurückzugreifen. Sie müssen sich an den Kapitalmärkten verschulden, und dort hat man die Risiken einer staatlichen Insolvenz genau im Blick.

Darum sind zum Beispiel gegenwärtig für die inflationsgeplagte Türkei Fremdwährungs-

anleihen in Dollars oder Euros sehr teuer. Die Investoren lassen sich für die Risiken einer Insolvenz bezahlen.

Aus Gründen, die heute keiner mehr verstehen kann, war in den ersten zehn Jahren der Europäischen Währungsunion – von 1998 bis 2008 – die unterschiedliche finanzielle Solidität der Euro-Staaten an den Kapitalmärkten und in der Politik völlig aus dem Blick geraten. Erst die Fast-Staatspleite Griechenlands lenkte 2009 und 2010 die Aufmerksamkeit von Politikern und Investoren auf die Insolvenzgefahren von Euro-Staaten.

Seit Herbst 2009 schlug sich das in sehr unterschiedlichen Zinsen und Kursen der Staatsanleihen der Euro-Länder je nach ihrer

In einer Währungsunion fehlt den Staaten die Möglichkeit, auf die eigene Notenbank zurückzugreifen.

vermuteten Insolvenzgefährdung nieder. Den Franzosen, Italienern, Griechen, Spaniern und Portugiesen gefiel das überhaupt nicht. So hatten sie sich die Währungsunion nicht vorgestellt. Sie wollten zwar die niedrigen deutschen Zinsen und Inflationsraten – aber nicht um den Preis, dass sie ihr Finanzgebaren grundlegend ändern müssten.

Noch unter dem französischen Notenbankpräsidenten Trichet setzte sich im Mai 2010 in der EZB ein Kurswechsel durch. Die Zentralbank verstieß gegen Geist und Buchstaben des Maastricht-Vertrags und stieg stufenweise in eine Politik des massenhaften Aufkaufs von Staatsanleihen ein. So wollte man sicherstellen, dass alle Euro-Staaten liquide blieben, und verhindern, dass die von ihnen zu zahlenden Anleihezinsen zu sehr auseinanderdrifteten.

Die damit verbundene Politik führte 2012 zum Rücktritt des Bundesbankpräsidenten Axel Weber und 2021 zum Rücktritt seines Nachfolgers Jens Weidmann. Die traditionel-

le deutsche Stabilitätskultur hat in der EZB keine Heimat mehr, sie erfuhr und erfährt ja auch erkennbar keine Stützung durch die Berliner Politik.

Die neue und bis heute gültige Linie der EZB zum Umgang mit der Staatsverschuldung der Euro-Länder wurde im Juli 2012 durch den italienischen EZB-Präsidenten Mario Draghi vorgegeben, als er in London sagte: «Within our mandate, the ECB is ready to do whatever it takes, to preserve the Euro. And believe me, it will be enough.»

Mittlerweile, unter Draghis französischer Nachfolgerin Christine Lagarde, interpretiert die EZB ihr Mandat zum Schutz des Euro so, dass es nennenswerte Zinsunterschiede zwischen deutschen Staatsanleihen einerseits und griechischen Staatsanleihen andererseits möglichst gar nicht geben soll. Das bedeutet: Unabhängig vom Zustand der Staatsfinanzen sollen – geht es nach der EZB – alle Länder der Euro-Zone vor einem Insolvenzrisiko gleichermaßen geschützt sein, und die Politik der EZB ist nach deren eigenem Willen der Garant dafür.

Steigender Druck auf Deutschland

Das wird nur dann funktionieren, wenn die EZB fortfährt, Staatsanleihen aufzukaufen, und sich dabei insbesondere auf die Euro-Länder mit hohen Schulden und schlechten Risiken konzentriert. So wird die Aktivseite der EZB-Bilanz, anstatt dass sie erstklassige Risiken enthält, zunehmend zur Müllhalde für Anleihebestände, die an den Kapitalmärkten wegen schlechter Bonität abgelehnt werden.

So trägt die EZB selber durch ihre Politik immer intensiver zu Marktverzerrungen bei. Dem Vertrauen in ihre Politik ist das nicht förderlich. Wie wird sie sich verhalten, wenn die Bekämpfung der Inflation, wie schon öfters in der Vergangenheit, vorübergehend Zinsen von 8, 9 oder 10 Prozent erfordert? Dann kann es für griechische, italienische oder französische Anleihen keinen Sonderschutz mehr geben.

Davor haben diese Länder, die EZB und die Europäische Kommission Angst. Und darum wird der Druck auf Deutschland, noch mehr Schulden zu vergemeinschaften, weiter massiv anwachsen.

Vertrauen ist ein knappes und stets gefährdetes Gut. Man möchte sich nicht vorstellen, was geschieht, wenn Investoren in grösserem Umfang das Vertrauen in die langfristige Stabilität des Euro verlieren und beginnen, ihre Kapitalanlagen in grösserem Stil umzuschichten.



Thilo Sarrazin ist ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und Bestsellerautor.

Geheimwaffe Maultier

Steigende Benzinpreise und unterdotierte Armee:
Es wird Zeit, sich an «unser vornehmstes Kriegsmaterial» zu erinnern.

Max Kern

Im Jahre 1955 schrieb ein Mann, dessen Porträt damals in vielen Schweizer Stuben hing: «Wer weiss, ob einmal, wenn unsere Benzin- und Ölreserven versiegt sind, nicht das Pferd, das von dem lebt, was die Heimat immer hat, wieder zu Ehren kommt.»

Der Satz stammt von General Henri Guisan, dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg. Nun lässt der Ukraine-Krieg die Benzinpreise in die Höhe schnellen. Doch während die Schweizer Armee vor hundert Jahren noch 66 000 Lasttiere im Dienst hatte, sind es heute gerade einmal deren 300.

So treffend Guisans Prognose auch wirken mag, in einem Punkt braucht sie wohl doch eine Präzisierung. Es sind vor allem Maultiere – nicht Pferde –, die eine wahre Geheimwaffe darstellen, zumal im Gebirge.

Stauende Fachleute

Das Maultier ist das Junge eines Eselhengstes und einer Pferdestute. Beim Decken ist der Grössenunterschied zu berücksichtigen. Schon 1672 zeigte eine Abbildung, wie der Eselhengst am leichtesten zur Pflückerfüllung kommt: Die Pferdestute steht in einer Mulde, der kleinere Esel besteigt sie vom Rande aus.

Gern verwechselt wird das Maultier mit dem Maulesel. Ein solcher hat eine Eselstute und einen Pferdehengst als Eltern. Maulesel sind in der Schweiz praktisch ausgestorben.

Vom Pferd erbt das Maultier Grösse und Stärke, vom Esel Genügsamkeit und Härte.

Was macht das Maultier zur Geheimwaffe? Die Vorzüge gegenüber dem Pferd stellte Oberst Hermann Schwyter, Oberpferdearzt der Schweizer Armee, schon 1908 fest.

In einem Versuch standen sich, so Schwyter, «12 auserlesene, vorzüglich gebaute, kräftige Artillerie-Bundespferde und 12 unschein-

bare, schlechtgegliederte Maultiere von 135 bis 145 Zentimeter Höhe gegenüber. Eines der Maultiere war 18, ein anderes gar 20 Jahre alt.» Das Ergebnis erstaunte die Fachleute: «Die Pferde erschöpften sich, weil des Tragens ungewohnt, unter einer Last von 160 bis 172 Kilo im Gebirge relativ rasch.

Demgegenüber zeigten die Maultiere unter durchaus gleichen Marschverhältnissen und bei gleicher Belastung keinerlei nennenswerte Symptome von Ermüdung.» Schwyter: «Wer diese Tiere zu beobachten Gelegenheit fand, der hat sie auch schätzen gelernt.»

Eine ähnliche Erfahrung machten die Pioniere der Bergerschliessung. Beim Bau der Bahnen auf das Briener Rothorn (1891), den Niesen (1910), das Jungfrauoch (1912) und beim Stich durch den Lötschberg halfen Maultiere mit.

Während des Ersten Weltkrieges, als es im Gebirge kaum möglich war, Körnerfutter und gutes Heu zu beschaffen, schätzten

auch die Soldaten den Wert des Maultiers. Es zeigte sich schon mit zwei Dritteln der Pferderation belastbar und in gutgenährtem Zustand.

Man kann es so zusammenfassen: Vom Pferd erbt das Maultier Grösse und Stärke, vom Esel Genügsamkeit und Härte.

«Angewöhnungs-WK»

Ein gewisser Oberst Piaget forderte deshalb 1926 in einem Postulat, dass die Maultierzucht mit Staatsmitteln kräftig unterstützt werde. Das Maultier sei «unser vornehmstes Kriegsmaterial für den Gebirgskrieg».

Von solchen Plänen ist wenig übriggeblieben. Im Januar rückten gerade einmal drei Maultiere im Berner Seeland zum «Angewöhnungs-WK» ein. Doch auch wenn die grossen Subventionen für die Maultierzucht ausgeblieben sind, ein bisschen Geld gibt's für diesen Dienst am Vaterland trotzdem: Der Bund überweist pro Tag vierzig Franken Sold an die Halter der Maultiere.



Dienst am Vaterland.

Clans auf Beutezug

Araber-Banden missbrauchen Deutschland als Selbstbedienungsladen – und der Staat schaut zu.



Ein junger Mann kauft eine Villa für mehrere Millionen Euro. «Der hat's geschafft», könnte man meinen. Doch der Fall ist komplizierter, als er auf den ersten Blick scheint. Und er wirft die alte Frage auf, ob es in Deutschland noch gerecht zugeht oder ob für manche andere Regeln gelten als für andere. Vor allem für kriminelle Clans. Aber der Reihe nach.

Am 15. Juni 2022 erhält Ahmed Abou-Chaker bei einer Zwangsversteigerung den Zuschlag für eine Villa in Kleinmachnow (Berlin), ein Schnäppchen. Taxierte ist der Bau eigentlich auf 14,8 Millionen Euro, Abou-Chaker ersteigert ihn für 7,4 Millionen. Auch und vor allem, weil er der einzige Bieter an diesem Tag ist. Andere gab es komischerweise nicht.

Die Villa ist nicht irgendeine. Sie gehörte einst Rapper Bushido und dem Clan-Boss Arafat Abou-Chaker, mit dem Bushido jahrelang zusammenarbeitete. Heute liefert er sich mit ihm einen erbitterten Rechtsstreit.

Bushido, der durch eine im Jahr 2010 unterzeichnete Generalvollmacht quasi zum Leibeigenen des Abou-Chaker-Clans wurde, löste sich 2018 von ebendiesem. Seither steht Anis Ferchichi, wie Bushido mit bürgerlichem Namen heisst, mitsamt Familie unter Polizeischutz.

Bushido war der erste deutsche Rapper, der sich in die Hände eines der grossen arabischen Clans begab. Seither dominieren mafios strukturierte arabische Grossfamilien das deutsche Rap-Geschäft. Auch seine Freiheit konnte sich Bushido nur erkaufen, indem er mittlerweile Kontakte zu einem anderen Clan unterhält. Heute steht er unter dem Schutz der Remmos.

Ahmed Abou-Chaker selbst ist auch nicht irgendjemand, sondern einer der fünf Söhne von Clan-Chef Arafat. Der 21-Jährige wohnt nicht bei seinem Vater, sondern bei seiner Mutter in Oer-Erkenschwick, Nordrhein-Westfalen. Offiziell ist er Student, unter anderem aber wegen schweren Diebstahls und gefährlicher Körperverletzung polizeibekannt. Und nun zieht er mal eben 7,4 Millionen aus der Tasche, um ein Haus zu kaufen. Wie kann das sein?

Fakt ist: Bereits im März des vergangenen Jahres wurde ein Verfahren wegen Verdachts der Geldwäsche gegen Ahmed Abou-Chaker ein-

*Der Ehrliche ist der Dumme.
Das gilt für Zuwanderer
genau wie für Deutsche.*

geleitet (Ausgang noch offen). Der letzte seiner insgesamt fünf Strafregistereinträge datiert den 22. März dieses Jahres – Beteiligung an einer Schlägerei. Drei Monate später kauft er die Villa, hinterlegte die erforderlichen 10 Prozent des Verkehrswertes. In vier bis acht Wochen ist die restliche Summe fällig.

Beim zuständigen Amtsgericht scheint man sich derweil weder für das gefüllte Strafregister des jungen Mannes noch für die laufenden Ermittlungen gegen ihn zu interessieren. Und das, obwohl es offensichtlich berechtigte Hinweise gibt, dass das Geld nicht aus legalen Quellen stammt. Hierzu bedarf es einer Geldwäscheverdachtsanzeige, heisst es vom Bund deutscher Kriminalbeamter. Diese kann jeder

stellen. Auch die Staatsanwaltschaft kann ein Ermittlungsverfahren eröffnen. Dies ist aus unerfindlichen Gründen bis jetzt nicht geschehen.

Es ist grotesk, dass ein Staat, der seinen Bürgern sonst wegen nicht angegebener zwei Euro achtzig in der Steuererklärung die Hölle heiss macht, hier so viel Nachsicht walten lässt. Deutschland, so scheint es, verkam zum Selbstbedienungsladen für jene, die keine Skrupel haben, diesen Staat und seine Bürger an jeder nur möglichen Stelle zu bescheissen und auszurauben.

«Beuteland» ist das geflügelte Wort, das das Verhältnis zwischen Araber-Clans und Bundesrepublik beschreibt wie kein anderes. Der Ehrliche ist hingegen der Dumme. Das gilt für Zuwanderer, die aufrecht ihre Identität angeben und einer geregelten Arbeit nachgehen, genau wie für Deutsche, die durch die Ignoranz des Staates bezüglich des hunderttausendfachen Sozialbetruges durch Migranten systematisch um ihre Lebensleistung gebracht werden.

Für sie, die Ehrlichen, heisst es am Ende: Nun geht mal bitte bis siebzig arbeiten, damit andere ein gutes Leben haben. Auf Dauer funktioniert das nicht. Ein System, das wesentlich auf der gegenseitigen Solidarität seiner Bürger beruht, ist mit Zuwanderern, die diese Solidarität nur mit der eigenen Familie oder höchstens der eigenen Glaubensgemeinschaft empfinden, schlicht nicht machbar. Und das Einzige, was mittlerweile grösser ist als meine Verachtung gegenüber jenen, die mein Geld nehmen und mich dafür auslachen, ist die Verachtung gegenüber einem Staat, der dies zulässt.

Die Frau im Rollstuhl, die den Teddybär erfand

Im Alter von eineinhalb Jahren erkrankte Margarete Steiff an Kinderlähmung. Doch mit ihrem ungebrochenen Optimismus schuf sie einen Weltkonzern.

Claude Cueni

Europa im März 1843. Astronomen beobachten am Himmel die ungewöhnlichste Kometenerscheinung der Geschichte. Den Schweif schätzen sie auf eine Länge von 300 Kilometern. Prediger erkennen darin ein göttliches Zeichen und künden (einmal mehr) das Ende der Welt an.

Doch es kam schlimmer. Genau zwei Jahre später sank das Thermometer auf minus 22 Grad. Auf den Feldern faulte die Saat, die Kartoffelernte blieb aus, die Getreidepreise schossen in die Höhe, Hungersnöte führten zu Aufständen und Millionen Toten. Die folgenden Jahre markierten die letzten grossen Hungersnöte der vorindustriellen Zeit. Grosse Teile der Bevölkerung verarmten, ernährten sich von Unkraut und Viehfutter.

Auch in der ehemaligen freien Reichsstadt Giengen im Osten Baden-Württembergs herrschte das Elend. Man schrieb das Jahr 1847, als Maria Steiff ihre dritte Tochter Margarete zur Welt brachte. Maria war bereits einmal verheiratet. Baumeister Johann Wurz, ihr erster Ehemann, war während der Arbeit tödlich verunglückt. Und auch ihre beiden Söhne starben.

Nach den damaligen Regeln der Zünfte musste die Witwe die Werkstatt abgeben. Nur durch eine weitere Heirat konnte sie diese Enteignung verhindern. In grösster Not heiratete Maria den ersten Gesellen ihres verstorbenen Mannes Friedrich Steiff. In der damaligen Zeit waren Eheschliessungen eher pragmatische Entscheidungen, private Joint Ventures. Man verbündete sich gemeinsam gegen die Widrigkeiten des Schicksals. Manchmal entstand im Laufe der Zeit Liebe, manchmal nicht.

Das Schicksal meinte es nicht gut mit Maria Steiff, es war hart und gnadenlos. Maria verlor die Freude am Leben, ihre fünf Kinder sagten später, sie sei oft schlecht gelaunt gewesen, man habe sie nie lachen sehen. Maria forderte viel von ihren Kindern, sie mussten arbeiten, fleissig sein und bei der Versorgung der Familie mithelfen. Ihre Tochter Margarete war dazu nicht imstande. Im Alter von ein-

einhalb Jahren erkrankte sie an Kinderlähmung und war fortan auf fremde Hilfe angewiesen, von frühmorgens bis spätabends.

Doktor mit Bärenfellmantel

Als die kleine Margarete den Grosseltern zur Pflege übergeben wird, blüht sie förmlich auf. Die Kinder der Nachbarschaft fahren sie in einem Leiterwagen durch die Gassen. Sie erfindet für sie Spiele, erzählt die Geschichten, die ihr die Grossmutter abends erzählt. Spielzeuge besitzen nur Kinder reicher Eltern. Dort, wo Margarete lebt, spielt man mit dem, was die Natur hergibt: Steine, Äste, Knöpfe und Fantasie.

Ihre Eltern geben die Hoffnung nicht auf, dass sie eines Tages laufen kann. Immer wieder bringen sie ihre Tochter zu neuen Ärzten. 1856 wird die Neunjährige von einem Dr. Werner in Ludwigsburg untersucht. Er leitet eine von ihm gegründete Nervenheilanstalt und lässt



Mutmacherin: Margarete Steiff (1847–1909).

den Kindern viele Freiheiten.

Er trägt einen Mantel mit einem Futter aus Bärenfell. Manchmal trägt er ihn verkehrt herum, dann sieht er aus wie ein Bär, und die Kinder dürfen auf seinem Rücken reiten.

Margarete lebt in einem Haushalt voller Bücher. Sie begeistert sich für Zoologie, lernt Englisch und entwickelt sich zu einem selbstbewussten und unternehmungslustigen Teenager, der es versteht, mit seiner eingeschränkten Mobilität umzugehen. Nach dem Ende der Schulzeit kehrt Margarete zu ihren leiblichen Eltern zurück.

Ihre Schwestern werden allesamt Dienstmädchen, sie arbeiten hart und ernten wenig Anerkennung. Nur eine Heirat kann sie erlösen. Bei ihrer Patentante Appolonia lernt Margarete das Nähen. Ihr Hunger nach neuem Wissen ist kaum zu stillen, ihr Leistungswille ungebrochen. Mit neunzehn näht sie die Aussteuer ihrer Schwestern. Sie selbst wird nie heiraten. Eine Ehefrau, die nicht kochen, putzen, waschen und auf die Kinder aufpassen kann, ist für junge Männer ohne Wert.

Wenn Gleichaltrige abends tanzen gehen, um Bekanntschaften zu machen, arbeitet Margarete in ihrer neueröffneten Damenschneiderei. Sie will Geld verdienen, für sich und die Familie, so viel Geld wie nur möglich, denn ohne Geld lebt man im Elend. 1868 kauft sie mit ihren beiden Schwestern eine Nähmaschine. Ein Traum geht in Erfüllung. Ihre neue Maschine schafft 300 Stiche in der Minute, eine Näherin 50. Jetzt können sie zu Hause preiswerte Kleider herstellen. Margarete hat ein ausgesprochenes Flair für Mode, sie selbst trägt jedoch nur noch Schwarz. Sie wird dies ihr Leben lang tun.

1873 gewinnt der Berliner Joseph Priesner an der Wiener Weltausstellung die Goldmedaille für seine revolutionäre Pelznähmaschine. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Epoche der Beschleunigung und der bahnbrechenden Erfindungen wie Grammophon, Dynamit,



Telefon, Glühbirne und Repetiergewehr. In New York wird Bartholdis Freiheitsstatue eingeweiht, die Goldgräber in Klondike telegrafieren nach Hause, es entstehen die ersten grossen Industriedynastien.

Margarete schneidert nun Kleider auf Vorrat, das ist neu in jener Zeit. Bisher wurde nur genäht, wenn eine Bestellung vorlag, «on demand». Das Geschäft läuft so gut, dass Margarete Näherinnen einstellen kann. Sie ist eine begnadete Networkerin, charismatisch und von ansteckendem Optimismus. Sie entwickelt sich zur erfolgreichen und allseits geachteten Unternehmerin. Nun hat sie endlich Geld und will die Welt sehen, sie besucht Verwandte in anderen Städten und immer wieder zoologische Gärten. Für die Kinder der Umgebung näht sie kleine Elefanten aus Filz und stopft diese mit Wolle aus. Sie liebt Kinder über alles. Eigene wird sie nie haben.

Ihr Geschäft nimmt immer grössere Formen an. In ihrem Produktkatalog finden sich nun auch Affen, Kamele und andere Tiere. Einige montiert sie auf Gestellen. Sie haben Räder wie ihr Rollstuhl und bewegen Arme und Beine, wie

Der 9. September wird seit 1907 in den USA als Teddy Bear Day gefeiert.

sie es nie vermochte. 1888 verkauft sie bereits mehrere tausend Filztiere. Die Firma platzt aus allen Nähten. Ihr Vater finanziert ihr eine Filz-Spielwaren-Fabrik. Im oberen Stock richtet er Margarete eine rollstuhlgängige Wohnung mit Zugangsrampe ein.

Der Katalog von 1892 zeigt neue Stoffe wie Samt und Wolle. Doch mittlerweile dominieren die Filztiere. Margarete verkauft bereits tausend Exemplare pro Woche. Ihre Schwester Pauline wird Witwe und tritt in die «Margarete Steiff Filzspielwarenfabrik, Giengen/Brenz» ein. Die Ausstellung an der Leipziger Spielwarenmesse 1894 bedeutet für die 47-jährige Gründerin den internationalen Durchbruch. Ihre Geschwister, Schwäger, Enkel und Nichten arbeiten nun allesamt für ihr rasch expandierendes Unternehmen.

Es ist ihr zeichnerisch begabter Neffe Richard Steiff, der die Aufgabe übernimmt, neue Tiere zu entwerfen, sein Bruder ist für die Qualitätssicherung verantwortlich, ein weiterer Bruder kauft die Stoffe ein. Sie sind die Ersten in Giengen, die sich ein Auto leisten können. Die Firma platzt erneut aus allen Nähten.

Wahrscheinlich inspiriert vom Eisenmagier Gustave Eiffel, der für den Pariser Malletier Louis Vuitton das Eisengerüst für das erste Ladengeschäft an der 4, rue Neuve des Capucines erstellt hat, designt Richard Steiff ein lichtdurchflutetes Gebäude aus Glas und Stahl, die dazumal modernste Fabrik Deutschlands. Mar-

garettes Neffen bauen ihrer bewunderten Tante ein Motorrad mit Seitenwagen. Gemeinsam rasen sie über die staubigen Strassen. Margarete liebt den Geschwindigkeitsrausch. Sie kauft den Mädchen der Grossfamilie Fahrräder, obwohl radelnde Frauen damals verpönt sind.

Spielzeug für Roosevelts Tochter

Das Jahr 1907 geht als «Bärenjahr» in die Firmengeschichte ein, Margarete beschäftigt bereits über 2000 Mitarbeiterinnen und Arbeiter und verkauft jährlich rund 400 000 Plüschbären, die meisten in die USA. Das mag auch der Grund sein, wieso Amerika eine eigene Entstehungsgeschichte erzählt. Die geht so: Der Sekretär von US-Präsident «Teddy» Theodore Roosevelt entdeckt in einem Schaufenster einen Plüschbären unbekanntes Ursprungs. Da sein Chef ein passionierter Bärenjäger ist, kauft er das Spielzeug für Roosevelts Tochter. Sie nennt ihn «Teddy», das ist der Kosename, den die engsten Freunde des Präsidenten benutzten in Anspielung auf sein Faible für die Bärenjagd. Der 9. September wird seitdem in den USA als Teddy Bear Day gefeiert.

Welche Story ist wahr, welche nicht? Es ist nicht ungewöhnlich, dass zwei Menschen auf zwei verschiedenen Kontinenten unabhängig voneinander zur gleichen Zeit etwa die gleiche Idee haben. Der Zeitgeist gebiert ähnliche Ideen. Entscheidend sind stets Wille und Ausdauer.

Als Margarete Steiff 1909 62-jährig an einer Lungenentzündung stirbt, ergeht es ihr wie vielen Berühmtheiten nach dem Tod. Sie wird mehr geehrt als zu Lebzeiten, als sei der Tod eine ganz besondere Leistung. Ausgerechnet einer der ersten neuen Intercity-Express-Züge (ICE 4), die mit einer Geschwindigkeit von bis zu 250 Kilometern von Hamburg-Altona über Basel, Zürich nach Chur fahren, wird 2017 nach der schwarz gekleideten Frau im Rollstuhl benannt.

Die Geschichte von Margarete Steiff ist nicht nur die Geschichte einer aussergewöhnlichen Frau, sondern auch ein Mutmacher für all jene, die mit einem Handicap ins Leben starten: *Never give up.*

Claude Cueni ist Schriftsteller, Drehbuchautor und Kolumnist. Er lebt in Basel. Ende August erscheint sein Thriller «Dirty Talking».



Warum hat Putin die Ukraine angegriffen?

Wenn künftige Historiker die Gründe für Putins Angriffskrieg erforschen, werden sie in dessen Rede vor dem St. Petersburger Internationalen Wirtschaftsforum am vergangenen Freitag fündig.

Entnazifizierung, Demilitarisierung, *Novorossija* und Russische Welt – alles nur Tortenguss fürs lokale Publikum.

Vor den internationalen Vertretern (kaum jemand aus dem globalen Westen, die meisten aus dem «Rest der Welt») öff-



Öffnet sein Herz: Präsident Putin.

net der russische Präsident sein Herz. Die disruptiven Stürme, die jetzt über die westlichen Volkswirtschaften hereinbrächen, hätten diese sich selbst zuzuschreiben: ihren «geostrategischen Ambitionen».

Die Ukraine ist nur Kriegsschauplatz. Was Putin irgendwann vor dem 24. Februar geplatzt ist wie der buchstäbliche Kraken, ist der lange aufgestaute Zorn angesichts einer Weltordnung, die nicht nur aus russischer Sicht über die Massen USA-lastig ist. Das erklärt die abwartende Neutralität der Chinesen, Inder und vieler anderer in Asien, Afrika und Südamerika.

Putin hat Russland zum Vorreiter einer Zerstörung gemacht, die er selbst wahrscheinlich für schöpferisch hält: die alte Ordnung so zu erschüttern, dass sie am Ende einer neuen Ordnung weichen muss. Das ist die eigentliche Triebkraft hinter der Invasion im Nachbarland.

Den Zerstörungsauftrag hält der russische Präsident jetzt schon für erfolgreich durchgeführt. Man erkennt es am ersten Satz seiner Rede: Es wäre ein Fehler, zu glauben, die stürmischen Veränderungen seien vorübergehend und alles kehre wieder in normale Bahnen zurück.

Thomas Fasbender

SRF verträgt den Sommer nicht

Ja, es ist heiss, und das schon seit einigen Tagen. Das wenig bekannte Phänomen wird in Fachkreisen als «Sommer» bezeichnet.

Das Schweizer Fernsehen bemüht sich derzeit sehr, die unwissende Allgemeinheit darüber zu informieren, was Hitze ist. «SRF News» hat dazu Martina Ragetti vom Swiss Tropical and Public Health Institute vor die Kamera geholt.



Echter Service public.

Mit ernster Miene erklärt die Expertin: Hitze kann krank machen, Krankheiten verschlimmern und sogar zum Tod führen. Und das ausgerechnet jetzt, wo das Coronavirus das alles kaum mehr tut.

Die Frau vom Tropeninstitut packt ihr ganzes Fachwissen aus. Ihr Rat: «Viel trinken und die Hitze vom Körper fernhalten.» Eine Zertifikats-App, die den Wasserkonsum der Schweizerinnen und Schweizer kontrolliert, schlägt die Epidemiologin aber noch nicht vor.

Die beste Massnahme gegen die Hitze wäre sowieso das Ende des Klimawandels. Dieses Dossier hat SRF bekanntlich an die Wetter-Redaktion delegiert.

Weil das aber nicht über Nacht geht, bleibt uns vorerst nichts anderes übrig, als Schatten zu suchen und Wasser zu trinken.

Worauf wir sonst niemals gekommen wären. Das ist eben echter Service public.

Stefan Millius

Sommarugas Energiewende macht China reich

Auf die horrenden Kosten des Umbaus angesprochen, sagt die Bundesrätin: Das Geld bleibt ja hier. Das ist Unsinn.

Hans Rentsch

Energieministerin Simonetta Sommaruga (SP) erzählt dem Volk in ritueller Wiederholung, dass Jahr für Jahr viele Milliarden Franken für Importe fossiler Energieträger ins Ausland abfliessen würden. Ohne sich in Details zu verlieren, impliziert diese Botschaft, mit der sogenannten Energiewende und dem massiven Ausbau der erneuerbaren Energien würden diese Mittel im Land verbleiben.

«Geld bleibt hier» war erstaunlicherweise im Vorfeld des Referendums vom Mai 2017 über das Energiesetz auch der auffallendste Slogan auf der Abstimmungswerbung der FDP zugunsten der Ja-Parole. Dabei steht ja hinter dem Kürzel FDP noch ein – wie man meinen könnte – programmatisch verpflichtendes «Die Liberalen». Einziger Trost: Die Parteibasis, im Jargon der Voto-Nachabstimmungsanalysen FDP-Parteisympathisanten, folgte der Partei-Elite nicht und stimmte mit einem Nein-Anteil von 53 Prozent gegen das Energiesetz.

Von wegen inovativ

Der Slogan «Geld bleibt hier» verdient den Superlativ «das schwächste Argument». Schwach ist das Argument ganz generell. Würden alle Staaten dieser Welt nach dem Muster «Geld bleibt hier» handeln und versuchen, Importe durch eigene Produktion zu substituieren, würden wir in einer armen Welt leben. Das, was der englische Ökonom David Ricardo (1772–1823) mit seiner Theorie der komparativen Kosten für die Vorteile der Spezialisierung und des internationalen Handels gezeigt hat, ist durch die enormen Wohlstandsgewinne einer globalisierten Welt längst auch empirisch bewiesen.

Noch schwächer wird das Argument, wenn man es konkret auf die Schweiz anwendet. Nicht nur profitieren Schweizer Wirtschaft und Gesellschaft geradezu weltrekordverdächtig von der Offenheit für den internationalen Handelsaustausch. Die Schweiz verzeichnet auch seit Jahren massive Aussenhandelsüberschüsse, was allerdings oft falsch verstanden wird. Ein Exportüberschuss ist nicht per se etwas Positives, sondern ökonomisch einfach ein Sparüberschuss einer Volkswirtschaft. Anders gesagt: Wir leben

seit Jahren unter unseren Konsummöglichkeiten. Die für den Import fossiler Energieträger abfliessenden Milliarden, die Bundesrätin Sommaruga und die FDP. Die Liberalen im Land behalten und investieren möchten, konnten wir uns immer locker leisten.

Zum schwächsten Argument wird «Geld bleibt hier» in der konkreten Anwendung auf die Energiewende. Die im Argument unausgesprochene Folgerung, das Geld würde hier

Der Slogan «Geld bleibt hier» verdient den Superlativ «das schwächste Argument».

bleiben, wenn wir nur mit der Energiewende und den erneuerbaren Energien vorwärtsmachen, ist bei genauer Betrachtung unhaltbar.

Woher kommen denn die meisten Rohstoffe, Technologien und Produkte? Fast nichts aus der Schweiz. Fotovoltaik aufs Dach zu montieren, ist keine innovative Leistung. Bei uns wird zu hohen Kosten das installiert, was uns die Chinesen und andere liefern. Zudem haben die Anlagen für Solar- und Windenergie eine begrenzte Lebensdauer von fünfzehn bis zwanzig Jahren und müssen dann ersetzt werden. Die Abhängigkeit von Importen wird kaum kleiner, nur verschieben sich die geopolitischen Gewichte der Lieferländer. Diese erscheinen aus Sicht demokratischer Gesellschaften kaum weniger problematisch als viele der grossen Öl und Gas produzierenden Länder.

Abstimmungspropaganda zeigt immer, wie die Absender die Kompetenz der Adressaten, also des Stimmvolks, einschätzen. Vielleicht wissen auch Energieministerin Sommaruga und die FDP-Elite, dass mit dem Argument «Geld bleibt hier» etwas nicht stimmt. Aber sie könnten ja richtigerweise davon ausgehen, dass die meisten Leute hierzulande die obligatorische Schulzeit als ökonomische Analphabeten verlassen – ein Bildungsversagen im schweizerischen Schulsystem. «Geld bleibt hier» wäre, so gesehen, als Argument wenigstens politisch rational.

Hans Rentsch ist Ökonom und freischaffender Autor.

Heisse Landschaften der «Odyssee»

Im Sommer sind wir die glücklichsten Menschen und führen nachts verbotene Gespräche. Nie sind wir so schön, nie wollen wir so viel.

Sarah Pines

Sommer ist die Jahreszeit, die schöner ist als die meisten Menschen. Die Badetage scheinen endlos, überall leicht verwehendes Lachen, Sonnencremeduft. Es gibt verschiedene Sommer: die in dahintreibende Verantwortungslosigkeit entrückten Sommer amerikanischer Vorstädte, durch die man sich hindurchträumt oder in denen man von der Gartenliege aus mit Drink in der Hand Geheimnisse hinter Vorhängen und Zäunen wittert, weil alles so ruhig und leer ist, bis auf Sportansagen hier und da und ein paar Gartengeräusche, Rasenmäherbrummen, der Grill wird angeschmissen.

Es gibt Poolsommer, mit Fliegen, die auf der delfinblauen Wasseroberfläche treiben und an baumelnden Beinen wie Sommersprossen hängenbleiben. Es gibt dunstige Südstaatensommer alter Veranden, und es gibt Stadtsommer mit geschwollenen Füßen in engen Sandalen auf heissem Asphalt, umgeben von, nein, nicht Zikadengeräusch, sondern dem Tosen von Kühlanlagen. Schliesslich gibt es Mittelmeersommer und Klamottenpacken für den Strand, Ort des Mythos, des Archaischen, der grossen Gesten und der Erotik.

Sorglosigkeit geölter Körper

Sommer bedeutet der ewige Sommer des eigenen Pools: im eigenen Garten schwimmen, auf flamingofarbenen Luftmatratzen wie Gangster oder Filmstars herumlümmeln, dazu Margaritas trinken und den Poolboy anrätzen, dass er das Insektennetz falsch hält.

Ob Playa, Malibu Beach oder Standkorbkolonien an der Nordsee: Sommer ist die Freiheit des kommerziellen Badestrandes, sind nicht unbedingt die Caspar David Friedrichs vorm sturmgepeitschten Nebelmeer, sondern ist die Sorglosigkeit schlaffer, lethargisch daliegender, auf hautnahe Empfindungen reduzierter geölter Körper mit braunem Filetglanz oder der Roastbeef-Optik der Oben-ohne-Sonnenden.



Blick auf Wasser und Weite.

Aber halt. Es gibt noch mehr. Sommer ist nicht nur Sonne, Meer und Sand, die zum kreativen Schreiben und Denken anregen sollen, sondern kreischendes Klischee, ist Schönheit und Wahnsinn zugleich, wie Aristoteles gesagt hätte. Im Sommer werden wir zu Möchtegern-Filmstars mit der Attitüde von Oligarchen. Wir bereisen bevorzugt billige Länder des Sü-

Es gibt Poolsommer, mit Fliegen, die auf der delfinblauen Wasseroberfläche treiben.

dens, in denen wir uns Gladiatorensandalen kniehoch um die Waden wickeln und dem Einkaufsrausch verfallen (hach, hier kostet der Kimono ja viel weniger als bei uns). Sommer, gleichzusetzen mit immer wiederkehrenden Bildern, mit Zitronenbaum, Orangenhain und rot-weissen Streifen, ob auf Schirmen, Hüten oder Segeln, ist wunderschön und blumenverhangen, bevölkert von Dekadenten im Influencer-Look aber auch.

Sommer ist Strandgeplapper, Gekreische auf dem Sand. Auf ausgebeuteten Mittel-

meerinseln werden wir zu Hystrikerinnen mit Kreditkarte, Sonnenhut und wehenden Seidenschals. Menschen-schlangen stehen vor «authentischen» Restaurants, doch allseits ist man bemüht, sich so wenig mit «Einheimischen» abzugeben wie nötig. Sommer ist Kaufrausch und Fettcreme oben an den Schultern, ist tropfendes Eis und hektische Grabbeltischstimmung, wie sie nur der grosse Ausverkauf in der Mitte des Sommers hervorbringen kann. Im Sommer tragen Männer Bierkotze in den Bärten. Frauen verläuft die Mascara auf der Wange.

Antike Helden

Sommer ist Dunst. Im Sommer sind wir die glücklichsten Menschen und führen nachts wichtige, aber verbotene Gespräche. Nie sind wir so schön, nie wollen wir so viel. Wir verlängern die Mittagspause in den Nachmittag hinein, rollen die Ärmel hoch, unser Deo hinterlässt weissliche Striemen auf dem Stoff. Noch ist das Grauen schlierigbrauner Herbstblätter sowie die unerträgliche und gekünstelte Romantik von Kaminabenden weit. Sommer ist Herrlichkeit, wir denken an antike Helden und die hellen, heissen Landschaften aus Homers «Odyssee». Doch anders als antike Helden verlieben wir uns im Sommer in Menschen, vor denen wir im Herbst oder Winter noch weggelaufen wären oder weglaufen werden.

Die schönsten Bilder entstehen im Sommer, die noch lange in uns hängenbleiben wie kleine Fetzen Gaze. Eine Welle, scharfe Agavenblätter, der vergessene Drink mit knallig roter Cocktailkirsche drin, drumherum Dunkelheit und Nacht, Palmenschatten. Was ist Sommer noch? Glühwürmchenflimmern und Abkehr von der Menge, die zarte Traurigkeit, dass es bald vorbei ist und der Regen kommt. Stille oben auf der Terrasse, mit Blick auf Wasser und Weite. Hin und wieder ist das kurze Aufrauschen einer Welle zu hören.

«Früher war es eindeutig sachlicher und neutraler»

Der Zürcher Unternehmer Thomas Matter will die Schweizer Fernseh-Gebühren halbieren. Hier erklärt er, was ihn am SRF nervt und was er gut findet.

Marcel Odermatt

Seit drei Wochen läuft die Unterschriften-sammlung für die «200 Franken sind genug»-Initiative. Thomas Matter ist die treibende Kraft hinter dem Anliegen. Der Zürcher SVP-Nationalrat, der 2014 für Christoph Blocher in die grosse Kammer nachrückte, gehört längst zu den Schwergewichten seiner Partei. Das SRG-Projekt ist nicht der einzige Vorstoss in seinem Köcher. Daneben ist ein Plan am Laufen, wie sich die SVP im Wahljahr 2023 beim Thema Zuwanderung positionieren will. Möglich ist, dass die Volkspartei den 56-jährigen Unternehmer für den Ständerat nominiert. Neben seinen Nationalratskollegen Gregor Rutz und Alfred Heer gilt Matter als aussichtsreichster Aspirant.

Weltwoche: Herr Matter, Rentenreform, Armee oder die Klimafrage: Überall stehen wichtige Entscheide an. Warum setzen Sie mit ihrer «200 Franken sind genug!»-Initiative ausgerechnet die SRG wieder auf die Agenda?

Thomas Matter: In schwierigen Zeiten mit einer aufkeimenden Inflation ist es wichtig, die heute weltweit höchsten geräteunabhängigen Radio- und Fernsehgebühren von 335 Franken pro Haushalt und Jahr auf 200 Franken zu beschränken. Das wäre eine willkommene Entlastung für viele Menschen, gerade mit kleinen Einkommen.

Weltwoche: Vor vier Jahren versenkten die Bürger die «No Billag»-Initiative mit 72 Prozent. Jetzt kommen Sie mit einem neuen Anliegen mit einer ähnlichen Stossrichtung. Ist das nicht eine unnötige Zwängerei?

Matter: Mit «No Billag» hat unser Anliegen nichts zu tun. Dieses Volksbegehren wollte die SRG faktisch abschaffen. Wir verlangen eine moderate Senkung der Gebühren. 2015 stimmte das Volk in einer der knappsten Abstimmungen aller Zeiten einer Vorlage zu, die aus bisher geräteabhängigen eine geräteunabhängige Radio- und TV-Gebühr machte. Damit wurde aus der ursprünglichen Gebühr eine Steuer. Es spielt heute keine Rolle mehr, ob man das Angebot nutzt oder nicht, jeder muss zahlen. Viele Gewerbler realisierten damals nicht, was auf sie zukommt. Dass

Bern

sie nämlich gemäss ihrem Umsatz eine Abgabe an die SRG zu entrichten haben. Wir verlangen auch, dass die Unternehmen von dieser Steuer befreit werden. Firmen können keine Fernsehprogramme konsumieren, die dort arbeitenden Menschen zahlen schon als Private. Diese Doppelbesteuerung gehört abgeschafft.

Weltwoche: Die SRG steht schon lange im Fokus der Rechten. Hand aufs Herz: Die TV-Anstalt soll dafür bestraft werden, dass sie kritisch über die SVP berichtet.

Matter: Es ist keine Bestrafungsaktion. Aber natürlich stört es uns, dass eine grosse Mehrheit der SRF-Journalisten links der Mitte tickt,

«Das wäre eine willkommene Entlastung für viele Menschen, gerade mit kleinen Einkommen.»

was auch wissenschaftliche Studien belegen. Der Medienkonzern ist heute ein linkslastiger öffentlich-rechtlicher Gebührensender. Diese Macht und den damit zusammenhängenden Einfluss auf die Politik will die Initiative eindämmen. Und die privaten Medienkonzerne sollen längere Spiesse bekommen. Die Initiative sieht aus diesem Grund auch explizit vor, dass sie gleich viele Mittel aus dem Gebührentopf bekommen wie heute – rund achtzig Millionen.



Weltwoche: Könnte sich das Volksbegehren nicht zum Bumerang entwickeln? Viele Anhänger Ihrer Gruppierung gehören zu den treuesten Anhängern dieses Senders.

Matter: Ältere Menschen schauen aus Gewohnheit mehr SRG als die Jungen. Meine vier Töchter sind zwischen 14 und 27 Jahre alt. Sie können das Kürzel SRG kaum buchstabieren, konsumieren die Programme nie. Dafür sind Streaming-Dienste wie Netflix ein Thema. Viele junge Leute verfügen über ein kleines Budget. Sie müssen für etwas bezahlen, das sie nicht nutzen. Gerade von ihnen erwarten wir deshalb grosse Unterstützung für unser Volksbegehren.

Weltwoche: Trotzdem: Viele SVP-Anhänger gehören zu den treuesten Fans des Senders.

Matter: Treu mag sein, aber auch sehr kritisch. Wie gesagt, wollen wir die SRG nicht abschaffen. Und die Forderung nach tieferen Steuern und Abgaben gehört zu den Kernthemen der SVP.

Weltwoche: 200 Franken klingen willkürlich. Ganz konkret: Wo könnte der Medienkonzern Einsparungen vornehmen?

Matter: Die Einsparungen zu definieren, ist nicht unsere Aufgabe. Das muss die Chefetage der SRG entscheiden. Als Steuerzahler geben wir ihr bloss den Rahmen vor. Aber als Unternehmer und ehemaliger Teilhaber vom Sender 3 plus sehe ich selbstverständlich grosses Sparpotenzial. Zum Beispiel im Online-Bereich, wo man die Privaten konkurrenziert. Oder bei einem Spartenradiosender wie Virus, den fast niemand hört. Hier kann man Abstriche machen, ohne dass es jemand merkt.

Weltwoche: Gibt es Gefässe, die aus Ihrer Sicht auf keinen Fall gestrichen werden dürften?

Matter: Zum Service public gehören gute Informationssendungen. Die sind teuer, so dass Privatsender sie sich fast nicht leisten können. Öffentlich finanzierte Informationssendungen müssen aber sachlich und ausgewogen berichten.

Weltwoche: Das tun sie heute nicht?

Matter: Ich stelle fest, dass sich in den letzten Jahren vieles verschlechtert hat. Es kann nicht sein, dass ich zwei Minuten lang «10 vor 10» einschalte und sofort bemerke, wie der Moderator politisch tickt. Früher war es eindeutig sach-



«Macht eindämmen»: SVP-Nationalrat und Finanzunternehmer Matter.

licher und neutraler. Denken Sie an Persönlichkeiten wie Heiri Müller, Peter Achten oder Paul Spahn. Diese Moderatoren liessen nicht durchscheinen, wie sie politisch dachten. Hier gibt es sicher Handlungsbedarf für die SRG.

Weltwoche: Sie selber verzichten auf einen von Steuergeldern finanzierten Lohn als Nationalrat. Sie spenden ihn für wohltätige Zwecke. Werden Sie die Kampagne für die Initiative aus dem eigenen Sack bezahlen?

Matter: Ich versuche, mein politisches Amt ehrenamtlich zu tätigen. Ich bin privilegiert, so dass ich keine Steuergelder erhalten möchte. Weil es rechtlich nicht möglich ist, auf ein Gehalt als Nationalrat zu verzichten, spende ich das Geld. Auch für die Initiative greife ich in den eigenen Sack.

Weltwoche: Ein anderes Thema, das Sie bewegt, ist das Bevölkerungswachstum. Wäre es nicht angesagter, hier mit einem Vorstoss einen Pflock einzuschlagen?

Matter: Wir diskutieren dieses wichtige Thema intern intensiv und überlegen, wie wir vorgehen wollen. Es kann nicht mehr so weitergehen wie die letzten zwei Jahrzehnte. Von 2000 bis 2021 stieg die Schweizer Bevölkerung um fast 22 Prozent. Zum Vergleich hatte Deutschland

ein Bevölkerungswachstum von 1,6 Prozent. Die Schweiz ist aber immer noch gleich gross wie 1848, als der Bundesstaat gegründet wurde. Alle wissen, dass wir ein Problem haben. Aber niemand hat eine Strategie – keine Partei, weder der Bundesrat noch die Verwaltung.

Weltwoche: Wie könnte ein solches Anliegen aussehen?

Matter: Um es vereinfacht auszudrücken: Wir müssen die Bevölkerungsexplosion stoppen – auch der Umwelt zuliebe. Um es mit dem Lieblingswort der Linken auszudrücken: Wir müssen nachhaltiger werden. Denn wenn wir so weitermachen, werden wir in der Schweiz in Schwierigkeiten geraten mit der Ernährungssicherheit, der Trinkwasser- und der Energieversorgung, im Naturschutz, bei der Biodiversität. Die Schweiz hat seit 1990 den CO₂-Verbrauch pro Kopf um 34 Prozent gesenkt – absolut waren es aber nur 14 Prozent. Und wir betonieren alles zu, im Wissen, dass die Herstellung von Beton extrem viel CO₂ verursacht. Der Grund ist immer der gleiche: Die Einwohnerzahl steigt viel zu schnell an. Das ist nicht nachhaltig. Diese Debatte wollen wir mit Lösungsvorschlägen anstossen.

Weltwoche: Im Moment beschäftigt viele Leute nicht nur die Migration, sondern auch die

Wirtschaftslage. Die Börse taumelt, viele sprechen von Rezession. Wie beurteilen Sie die Lage?

Matter: Die Situation ist sehr fragil. Auf der einen Seite haben wir eine steigende Inflation, bisher vor allem im Euro-Raum und in den USA, auf der anderen Seite sind die EU-Staaten historisch hochverschuldet. Die Europäische Zentralbank hätte die Zinsen unter diesen Umständen schneller erhöhen müssen. Sie macht das nicht,

«Wir müssen wieder sicherstellen, dass die Schweiz als Fels in der Brandung betrachtet wird.»

weil die verschuldeten Staaten Probleme bekämen, ihre Zinsen zu bezahlen. Das zeigt mir, dass die EZB meiner Meinung nach nicht mehr unabhängig agiert und auf die Politik Rücksicht nimmt. Das ist gefährlich.

Weltwoche: Die Entwertung in der Schweiz ist weniger hoch. Es zahlt sich aus, dass das Land eine eigene Währung hat.

Matter: Ja, die Nationalbank handelte bisher richtig. Ich befürworte den Entscheid, die Zinsen zügig anzuheben. Die Schweiz hat seit dem Kriegsausbruch jedoch ein Problem. Seit dem Ergreifen von Sanktionen ist der Dollar um 6 Rappen gestiegen und hat jetzt fast Parität erreicht. Und dies trotz der Inflationsdifferenz zwischen den beiden Ländern von 6 Prozent. Die Eidgenossenschaft wird in Krisenzeiten nicht mehr in gleichem Ausmass als sicherer Hafen betrachtet. Das Mitmachen bei den Sanktionen wurde von aussen so wahrgenommen, als hätte sich die Schweiz ihrer Neutralität entledigt – das hat der Reputation des Schweizer Franks geschadet. Ein stabiler, starker Franken ist aber wichtig für unseren Wohlstand und unsere Kaufkraft. Wir müssen deshalb wieder sicherstellen, dass die Schweiz als Fels in der Brandung betrachtet wird, was Rechtssicherheit und Neutralität betrifft.

Weltwoche: Was empfehlen Sie Kleinanlegern? Aussteigen oder die Krise aussitzen?

Matter: Wir hatten in diesem Jahr eine Korrektur von fast 20 Prozent. Wenn ein Anleger eine mittel- und langfristige Optik hat, bieten sich Einstiegschancen. Ich selber halte Aktien von Unternehmen mit solider Bilanz und guter Führung – und ein bisschen Gold. Obligationen würde ich nicht kaufen, da die Zinsen weiter steigen werden. Kurzfristig weiss aber niemand, was passiert. Weitere Korrekturen sind durchaus möglich.

Weltwoche: Als grösste Partei muss die Zürcher SVP für die Wahlen im nächsten Jahr einen Ständeratskandidaten lancieren. Zudem wird der FDP-Sitz von Ruedi Noser frei. Sie gelten neben Alfred Heer und Gregor Rutz als möglicher Kandidat. Stehen Sie zur Verfügung?

Matter: Die SVP des Kantons Zürich wird auf jeden Fall mit einem hervorragenden Kandidaten ins Rennen steigen. Wer das sein wird, wird sich zeigen.



VIP-Spezial «Genussreise Bordeaux»

Weine, die die Welt bedeuten

Wie kein anderes Weinbaugebiet gilt das Bordeaux als Synonym für die berühmtesten und erlesensten Tropfen überhaupt. Hinzu kommen eine höchst vielfältige Gastronomie, die faszinierende Landschaft und der unwiderstehliche Zauber der Atlantikküste. Auf unserer Exkursion sind Genuss, Kultur und Entspannung garantiert.

Auf unserer 6-tägigen Reise erkunden wir die Region, wo die Weingüter Châteaux heissen, deren klingende Namen die Kenner auf der ganzen Welt begeistern. Als Erstes erwartet uns das reizvolle Graves-Gebiet südlich von Bordeaux, das vor allem für seine Weissweine bekannt ist. Hier besichtigen wir das Landgut Château Raymond-Lafon im Herzen der berühmten Sauternes Crus.

Als Nächstes steht das Weinanbaugebiet St-Emilion am rechten Ufer der Gironde und der Dordogne auf dem Programm. In der Kellerei des Château de La Rivière, einem Aushängeschild der Appellation Fronsac, lernen wir bei einer Weindegustation die herausragenden Erzeugnisse kennen.

Weiterer önologischer Höhepunkt ist unsere Fahrt auf der Médoc-Weinstrasse – vorbei an den Schlössern von Margaux und Beychevelle – zum legendären Château Mouton Rothschild nördlich von Pauillac. Ein Rundgang durch das Weinmuseum gibt Einblick in die grosse Geschichte des Bordeaux und



in das grandiose Lebenswerk des Barons Philippe de Rothschild.

Abgerundet wird unsere Reise durch kulinarische Genüsse in ausgesuchten authentischen Restaurants sowie mit einer Besichtigung der Altstadt von Bordeaux und weiterer Sehenswürdigkeiten. Optional buchbar ist ein Tagesausflug nach Arcachon und zur berühmten Düne von Pilat.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezial «Genussreise Bordeaux»

Reisetermin:

30. September bis 5. Oktober 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich-Bordeaux-Zürich
- Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
- 5 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Renaissance Bordeaux Hotel»
- 4 Abendessen
- Abschiedsabendessen in Bordeaux
- Stadtrundfahrt in Bordeaux
- Ausflug «Graves und Sauternes» mit Weinprobe
- Ausflug «St-Emilion» mit Weinprobe
- Ausflug «Médoc» mit Weinprobe
- Deutsch sprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Arcachon» mit Degustation und Mittagessen Fr. 120.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1780.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1980.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 370.–

Buchung:

Telefon: 091 752 35 20
E-Mail: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Hallo Medien

Wie wär's, wenn ihr mit den Sprachempfehlungen aufhört?



Darf ich Sie nach Ihrem Pronomen fragen?» Die Frage sollte man dem Gegenüber beim Kennenlernen stellen – jedenfalls, wenn es nach den Service-public-Anstalten ZDF und SRF geht. Bevor man also mit der freundlichen Serviceangestellten im Restaurant ins Gespräch kommt über den Ursprung der bestellten Forelle, ist die Pronomenfrage angebracht. Beim Kennenlernen der Mitschüler im Spanischkurs ebenso, auch beim ersten Treffen mit dem Golfinstruktor.

Mit Pronomen wie er/sie/es werden Personen oder Dinge beschrieben. Für die Anrede von non-binären Personen, also Personen, die sich weder als Frau noch als Mann identifizieren, haben Gender-Freunde «Neopronomen» kreiert wie hen/xier/xien/dey/deren, die kein Geschlecht festlegen. Und weil man nicht wissen könne, als was sich das Gegenüber identifiziert, sei die Pronomenfrage geboten, um es nicht zu verletzen.

Derzeit beschäftigen diese Neopronomen auch die Medien. «Das ist Jo. Dey ist sehr nett und deren Frisur sieht toll aus»: Diese neue Wortschöpfung schlägt das ZDF in seiner Mediathek als Beispiel für geschlechterinklusive Sprache vor. «So verwendest du die richtigen Pronomen», schreibt auch das SRF in einem «We, Myself & Why»-Beitrag auf Instagram und führt Beispiele an: «Hen geht nach Hause. Ich rufe hen an.» Falls man ein falsches Pronomen benutzt: «Korrigiere dich und sprich weiter.»

Wir leben in einer freien Gesellschaft, wo jeder seine Ideen zwecks Lösung eines von ihm identifizierten, sozialen Problems kundtun und danach handeln kann – genauso wie sich jeder zu entsprechenden Ideen kritisch äussern darf. Ich verüble Gender-Freunden nicht, wenn sie sich für ihre Anliegen einsetzen. Am Gender-Aktivismus ist auch nicht alles schlecht: Dass ein respektvoller Umgang mit anderen zu den Eckpfeilern

unserer Gesellschaft gehört, unterschreibe ich sofort. Im Ziel ist man sich einig, beim Weg uneins. Mein Weg führt über gerechtes Handeln und: zu Leuten einfach nett sein. Mitmenschen respektvoll zu begegnen, hat für mich nichts mit Sternchen oder Pronomen zu tun.

In einer früheren Welt hiess Diskriminierung einmal, eine Person (meist mit Absicht) zu beleidigen oder schlechter zu behandeln als andere. Heute macht man sich der Diskriminierung nur schon schuldig, wenn man diese neue Sprache nicht benutzt, Witze über ihre Widersprüche macht oder Neopronomen für unnötig hält; der Vorwurf, man würde nicht-binären Personen ein Recht auf die richtige Anrede absprechen, naht dann rascher, als man «LGBTQ» aussprechen kann. Dabei wird oft gar nicht genau hingehört, was Leute überhaupt kritisieren. Wer Ideen und Forderungen aus dem Gender-Kosmos beanstandet, kritisiert nicht non-binäre Personen und ihre Lebensentscheide, sondern Ideen und Forderungen rund um den Gender-Kosmos; es ist das Drumherum. Jeder soll seine Pronomen wählen, wie er möchte. Nur verlange nicht von allen anderen, dass sie genau gleich denken wie du.

«SRF sagt, wie man politisch korrekt sprechen soll», schreibt der geschätzte Kollege Rico Bandle in der *Sonntagszeitung*, wo er besagten Neopronomen-Beitrag kommentiert. «SRF berichtet nicht etwa darüber, dass eine kleine Gruppe von Aktivisten eine solche Sprachanpassung fordert – was der journalistische Ansatz wäre, sondern verlangt die Sprachanpassung selbst und gibt Handlungsanweisungen.»

Die Gruppe jener, die sprachliche Angleichungen für wichtig halten, ist tatsächlich sehr klein. Verlassen wir Grossstädte wie Zürich oder Berlin und die Blase des Trio Infernal (Journalisten, Akademie, Aktivisten), bleibt nicht viel Gender-Enthusiasmus übrig. Die meisten Men-

schen haben mit identitätspolitischen Themen, zu denen auch die Bestrebungen zu Sprachanpassungen gehören, nichts am Hut. Sie haben nicht mal mitbekommen, dass Debatten über Neopronomen überhaupt existieren. Würde ich unsere Tischkellnerin beim Schwatz tatsächlich fragen: «Würden Sie mir erst noch sagen, welches Pronomen Sie verwenden?», würde sie mir wahrscheinlich einen Kamillentee zur Entspannung servieren.

Ich habe nichts dagegen, wenn gebührenfinanzierte Sender kontroverse Auffassungen und Ideen von Aktivistengruppen vorstellen. Man kann nicht erwarten, dass nur über Dinge berichtet wird, die einem selbst zusagen. Aber es kommt auf die Verpackung an. Die Ausführungen zu den Neopronomen in den ZDF- und SRF-Beiträgen sind nicht als Meinung (einer weniger) gekennzeichnet, sondern werden als gegeben dargestellt, obwohl es mitnichten Ansichten sind, die von der grossen Mehrheit der Gesellschaft getragen werden. Ich kenne auch niemanden, auch niemanden aus der LGBTQ-Community, der diese Kunstworte in seinem alltäglichen Sprachgebrauch nutzt.

Genderinklusive Sprache hat sich nicht auf natürliche Weise entwickelt, sie ist vor allem durch die Medien als ihr führender Impulsgeber in die Gesellschaft gepflanzt worden, deren Vertreter ihre Sprechpausen und Sternchen gewohnheitsmässig repetieren, in der Hoffnung, dass sie irgendwann Wurzeln schlagen. Das Publikum hat aber seine eigenen Wege, Gewohnheiten und Wirksamkeiten, um Toleranz und Respekt auszudrücken. Vielleicht ist es für die «vierte Gewalt» ja irgendwann möglich, das zu akzeptieren.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

«Es ist eine Art Revanche»

Der Genfer Nachrichtendienstoffizier Jacques Baud war für Uno-Friedensmissionen tätig und macht heute Schlagzeilen mit unkonventionellen Thesen zum Ukraine-Krieg.

Roman Zeller

Krieg und Frieden sind seine Lebens-themen. Jacques Baud, 67, Ökonom aus Genf, diente ab 1982 im Schweizer Nachrichtendienst. Dort analysierte er die Streitkräfte des Warschauer Pakts. Sein Fokus galt den Truppen, den Waffen und der Strategie. Dafür lernte er Russisch.

Später ging er nach Ruanda, wo er sich im Auftrag des Schweizer Aussendepartements in Flüchtlingslagern engagierte. Ab 1996 leitete er den Geheimdienst der Uno-Friedensmission im Sudan und lernte Kofi Annan, den späteren Uno-Generalsekretär, kennen. Dieser berief ihn später nach New York und machte ihn zum Chef der Abteilung für militärische Angelegenheiten und Friedenssicherungseinsätze. Aus den Kriegen im Irak, in Libyen und Afghanistan zog Baud die Lehren für künftige Friedensprojekte.

2011 wechselte er zur Nato, darunter ein Jahr in die Position des Leiters Abteilung Kampf gegen die Verbreitung von Kleinwaffen. Ein Spagat zwischen Auftrag und Politik, so Baud. «Meist sind es Nato-Länder, die illegale Waffen vertreiben.» Schon damals war die Ukraine ein Dauerthema, vor allem während der Krim-Krise. Baud, in Brüssel stationiert, war hautnah bei den Entscheidungsträgern.

Als das Pulverfass Ende letzten Jahres zu explodieren drohte, schrieb er, inzwischen pensioniert, das Buch «Poutine, maître du jeu?» – Putin, Meister des Spiels? Seine These: Es gehe weniger um Putin als um den Konflikt zwischen Ost und West.

Weltwoche: Herr Baud, Sie haben sich Ihr ganzes Leben mit Krieg und Frieden beschäftigt. Wie lautet Ihre wichtigste Erkenntnis über den Krieg?

Jacques Baud: Dass wir ihn selbst kreieren. Auf der Welt gibt es unterschiedliche Gesellschaften mit verschiedenen Staats- und Wirtschaftssystemen. Weil nicht alle alles gleich haben und machen wollen, streiten sich die Menschen.

Weltwoche: Was ist das wichtigste Rezept, um Krieg zu befrieden?

Baud: Meine Antwort klingt banal, aber man muss keinen Krieg wollen, anstatt nur davon zu reden. Die Ukraine ist beispielhaft dafür: Wir wollen *unseren* Frieden, nicht irgendeinen generellen friedlichen Zustand, das ist das Problem. Wir wollen, was uns, im Westen, passt. Dann kommt es zu Scheinfrieden wie im Irak oder in Libyen.

Weltwoche: Sie haben ein Buch über Putin verfasst, darüber, was für eine Beziehung Russland mit Europa will. Was haben Sie herausgefunden?

Baud: Der Westen hat die Russen, nicht nur Putin, seit dem Kalten Krieg, aber vielleicht auch schon vorher nie richtig verstehen wollen; der Anstoss für mein Buch war eine Sendung dazu mit vielen, vielen Falschinformationen. Ich realisierte, wir wollen Russland gar nicht verstehen, die Arroganz unseres Erfolges steht im Weg. A la: Wir sind gut, die anderen, die Russen, nicht, also müssen sie so werden wie wir, sonst sind sie nicht gut.

Weltwoche: Wo sehen Sie das grösste Missverständnis von West gegenüber Ost?

Baud: Das begann im Kalten Krieg, mit zwei antagonistischen Blöcken. Logisch, dass man sich da misstraute. Danach, vor allem nach dem ersten Golfkrieg, betrachteten es die Amerikaner als selbstverständlich, die Macht dieser

«Selenskyjs Berater sagte, dass die Ukraine einen Krieg gegen Russland brauche, um der Nato beizutreten.»

Welt zu sein. Der Rest sollte sich unterordnen. Auch Russland, das damals, nach siebzig Jahren Kommunismus, schwach war; es durfte sich ja nicht zu einer Weltmacht erheben. Um seine Eindämmung zu rechtfertigen, projizierte man eine Art sowjetische Ambition, immer mehr und mehr zu wollen – was nicht stimmte. Man übertrug die alten, bösen Vorbehalte eins zu eins auf Russland. Bis heute. Wer Zeitung liest, merkt, die Wortwahl hat sich nicht geändert. Viele wissen gar nicht, was Putin eigentlich ist, ob Kommunist oder nicht. Das



«Ich bin mir nicht einmal sicher, ob Selenskyj

Feindbild von der Macht, die nach Erweiterung strebt, blieb bestehen.

Weltwoche: Wie verstehen Sie Putin? Was will er?

Baud: Putin strebt nach Anerkennung. Er will, dass man sein Land ernst nimmt, als richtiges Land. Während der neunziger Jahre funktionierten die Beziehungen zwischen Russland und dem Westen, weil die Jelzin-Regierung schwach war. Das ging bis Anfang der 2000er Jahre gut, als die Amerikaner begannen, sich aus den Verträgen zur Waffenkontrolle zurückzuziehen. Das war eine rote Linie für die Russen. Anfang 2002, als sich die USA aus dem ABM Treaty [Vertrag über die Begrenzung von antiballistischen Raketenabwehrsystemen, Anm. d. Red.] zurückzogen, beendete der Westen das faire Spiel – so wurde das aufgefasst, aus russischer Sicht. Amerika unternahm Anstrengungen, Raketen in Osteuropa zu stationieren. Was 2007 zu Putins berühmter Rede von München führte. Sinngemäss sagte er: Jetzt, stopp. Was wiederum dem Westen missfiel: Ein russischer Leader, der sagt, dass so was nicht geht? Unerhört! Das war der Bruch zwischen West und Ost.

Weltwoche: Und was will Putin in der Ukraine?



uns vertraut»: Oberst Baud (r.) im Sudan, 2006.

Baud: Warten Sie, Sie sind zu schnell! Voraus-schicken will ich: Wenn niemand, also die Ukraine, den Donbass militärisch bedroht hätte, wäre Russland nicht einmarschiert. Alle anderen Probleme, etwa die Nato-Erweiterung, wollte Russland politisch lösen, durch Diplomatie. Dann spekulierte der Westen, Ende letztes Jahr, über einen Angriff Russlands auf die Ukraine. Vielleicht spürte Putin, dass es eine Möglichkeit gibt, damit die Nato-Erweiterung erneut auf den Tisch zu bringen. Jedenfalls unterbreitete Russland Vorschläge, die der Westen ignorierte, sogar belachte. Als es Anfang Jahr Anzeichen dafür gab, dass sich die Ukraine darauf vorbereitet, den Donbass anzugreifen, platzte Putin der Kragen. Was die Ukraine tat, war die Fortsetzung von dem, was Oleksiy Arestovych, Selenskyjs persönlicher Berater, im März 2019 sagte: dass die Ukraine einen Krieg gegen Russland brauche, dessen Sieg es der Ukraine ermöglichen würde, der Nato beizutreten. Und man werde alles tun, damit es zum Krieg komme.

Weltwoche: Hat er das tatsächlich gesagt?

Baud: Ja, in einem Interview mit dem ukrainischen *Medium A'*, das können Sie im Internet nachschauen.

Weltwoche: Warum sollte die Ukraine einen Krieg wollen? Worin liegt das Interesse?

Baud: Die Idee war, mit einem offenen Konflikt Russland eine Niederlage zu bescheren, um Nato-Mitglied werden zu können. Ob diese Beurteilung verrückt ist, überlasse ich dem Leser. Doch das war offensichtlich die Meinung der ukrainischen politischen Führung.

Weltwoche: Mittlerweile schlug Präsident Selenskyj vor, man wäre bereit für eine neutrale und international gesicherte Ukraine. Wäre das nicht im Interesse Putins, um den Krieg zu beenden?

Baud: Dieser Vorschlag wurde im März unter dem Druck der USA und von Boris Johnson schnell zurückgezogen. Die Strategie der Ukraine im Donbass beruhte auf der falschen Annahme, die Nato würde zur Hilfe eilen. Womöglich hat man das Bündnis überschätzt. Selenskyj sagte selber, er wurde in diesem Zusammenhang belogen, er habe gehofft, dass ihm geholfen würde – mit einer «No Fly»-Zone etwa. Er rechnete mit viel mehr Unterstützung von der Nato. Aber die kam nicht.

Weltwoche: Warum nicht? Wie lauten die Interessen des Westens?

Baud: Wie gesagt: Frieden ist, wenn man Frieden will, und den will man eben nicht.

Ich glaube, der Westen hofft noch immer, mit diesem Krieg Russland schwächen und einen Regimewechsel fördern zu können. Dafür sprechen die Ereignisse: Am 24. Februar griff Russland an, und schon am Folgetag erklärte sich Selenskyj bereit, zu verhandeln. Nur: Zwei Tage später intervenierte die EU und sagt: Nein, kämpfen; hier, 450 Millionen Euro für Waffen. Das Gleiche einen Monat später: Am 21. März

«Die Amerikaner möchten Russland schwächen. Europa hat kein Interesse an diesem Ziel.»

sagte Selenskyj, er möchte mit Putin sprechen. Zwei Tage später vermeldete die EU: Nein, hier nochmals eine halbe Million – für den Krieg. Der Druck von Johnson und Biden kam hinzu, um den Verhandlungsvorschlag zurückzuziehen. Für mich ist es eindeutig, dass die Ukraine ausgenutzt wird, um Putin zu stürzen.

Weltwoche: Die Ausgangslage im Westen ist ja unterschiedlich: Amerika ist weit weg, während der Krieg in Europa stattfindet. Decken sich die Interessen auf westlicher Seite?

Baud: Überhaupt nicht! Das ist Teil der Irrationalität: Die Amerikaner – und das sage nicht nur ich, sondern auch Professoren und Intellektuelle – möchten Russland schwächen, an den Rand der internationalen Gesellschaft drängen mit Sanktionen und Waffen. Das ist strategisches Mobbing. Europa hat kein Interesse an diesem Ziel. Europa ist zu nahe und viel zu eng mit Russland verbunden. Fragt sich, warum die EU diese Politik mitträgt.

Weltwoche: Ihre Erklärung?

Baud: Das weiss ich nicht. Klar gibt es Ansatzpunkte, aber ich durchschaue die EU nicht. Ein Teil der aggressiven Russland-Politik stützt sich wohl auf die Länder des neuen Europas, auf die Ostblockstaaten, die Russland aus historischen Gründen hassen. Es ist eine Art Revanche der Länder, die bereits in den zwanziger und dreissiger Jahren gegen die Sowjets gekämpft haben – die baltischen Staaten, Polen, die Ukraine. Alles Länder, die von der Sowjetunion besetzt waren. Das Problem von Europa ist, die EU kann nicht ohne diese Länder entscheiden, fühlt sich aber im Westen nicht gleichermassen betroffen von dem, was im Osten passiert. Spanien oder Portugal zum Beispiel. Die Kriegsmusik spielt im Osten. Es ist genau umgekehrt wie damals, als es um Migration ging und die Oststaaten an Lösungen weniger interessiert waren als Griechenland, Spanien oder Italien. Auch heute hat man ein asymmetrisches Problem, aber nur symmetrische Lösungen.

Weltwoche: Was will eigentlich die Schweiz in diesem Krieg?

Baud: Die Schweiz wird in diesem Krieg nichts gewinnen. Null! Deshalb verstehe ich die Position des Bundesrates nicht. Für mich

ist klar, die Schweiz war in ihrer sicherheitspolitischen Geschichte immer das Land dazwischen, der Mediator. Es war unser historisches Schicksal, die Neutralität zugunsten des Friedens zu nutzen. Leider ist diese Tradition vorbei. Ich sehe nicht, wie unsere Politiker die Schweiz in diesen Konflikt noch einbringen wollen. Die Russland-Sanktionen kommen dem Kriegsbeitritt faktisch gleich. Die Schweiz ist der zweitgrösste Sanktionsnehmer gegenüber Russland, nach Grossbritannien und vor den USA.

Weltwoche: Cassis sprach ja von der «kooperativen Neutralität», die er aufrechterhalten wolle. Was halten Sie davon?

Baud: Wenn Sie mich fragen, war unsere Neutralität schon zuvor kooperativ. Im Kalten Krieg pflegten wir Beziehungen zu allen Nachbarn. Nachrichtendienstlich natürlich nicht zum KGB. Ich glaube sogar, die Nato-Länder sahen uns immer als Mitglied, informell zwar, aber so war die Geisteshaltung. Wir waren Teil des Westens, mehr Freund als Feind. Das war für mich kooperative Neutralität; diskret, ohne es sich mit der Gegenseite zu verscherzen. Keine Ahnung, was Cassis mit seiner kooperativen Neutralität will. Für mich ist das eine intellektuelle Alibiübung.

Weltwoche: Wie müsste die Schweizer Neutralität heute aussehen?

Baud: Keine Sanktionen gegenüber Russland, und wir müssten unsere Guten Dienste aktiv offerieren für eine Verhandlung. Das ist aber ein Gedankenspiel. Ich glaube, der politische Druck von aussen ist zu gross. Zu Cassis' Verteidigung muss man sagen, sogar die Länder der EU und der Nato wurden unter Druck gesetzt, sich an den Sanktionen zu beteiligen. Vielmehr stellt sich die Frage, ist die Schweiz überhaupt noch durch Schweizer geführt?

Weltwoche: Was meinen Sie?

Baud: Ich glaube, nein. Sobald die Interessen der Vereinigten Staaten in der Waagschale liegen, wird unsere Aussenpolitik vom Ausland bestimmt. Wir sind nicht mehr in der Lage, eigenständige Entscheide zu fällen. Wenn ich sehe, wie die USA andere Länder unter Druck setzen, mit Sanktionen und anderen Möglichkeiten, glaube ich kaum, dass die Schweiz losgelöst entscheiden konnte und kann. Schliesslich wollen die Amerikaner ein einheitliches Europa gegen Russland. Und die EU will das auch. Damit ist die Schweiz erpressbar, wir sind so eng angebunden. Ich kann mir vorstellen, dass die EU – wie bei Ungarn – sagt: Wenn ihr bei unseren Sanktionen nicht mitmacht, sanktionieren wir euch.

Weltwoche: Wenn Sie aussenpolitischer Berater des Bundesrates wären, wie lautete Ihr Ratschlag? Was ist jetzt zu tun, um auf den neutralitätspolitisch richtigen Pfad zurückzukehren?

Baud: Ich befürchte, für die Schweiz ist der Zug abgefahren. Wenn ich die neusten Entwicklungen auf dem Schlachtfeld verfolge, bin ich gleicher Meinung wie Henry Kissinger: Es braucht einen pragmatischen Ansatz, Realpolitik – sofort mit dem Blutvergiessen aufhören und an den Verhandlungstisch sitzen. Nur kann die Schweiz leider nichts beitragen, Russland setzte uns auf die Liste der «unfreundlichen Staaten». Unsere neutrale Position ist passé – auf beiden Seiten. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob Selenskyj uns vertraut. Wir haben sicherlich die notwendigen Qualitäten, aber wir haben kein Gewicht mehr gegenüber Russland. Daher täte die Schweiz

«Es braucht Realpolitik – sofort an den Verhandlungstisch sitzen. Leider kann die Schweiz nichts beitragen.»

gut daran, jetzt enorme diplomatische Anstrengungen zu unternehmen, um sich bei Russland in ein positives Licht zu rücken. Nur: Das würde eine Reaktion von der EU und Amerika bedeuten. Was mich wiederum in der Annahme bestärkt: Die Schweiz steckt in einer aussenpolitischen Sackgasse. Schade! Man hätte sich am Anfang des Konfliktes anerbieten sollen. Weil man neutral ist. Jetzt geht das nicht mehr.

Weltwoche: Wie besorgniserregend ist es, dass die Schweiz auf dieser Liste der «unfreundlichen Staaten» geführt wird?

Baud: Das hat vor allem wirtschaftliche Konsequenzen. Und wir werden wohl weniger politischen Austausch haben. Aber das ist nicht das Schlimmste: Es ist eine moralische Beurteilung Russlands gegenüber uns, eine Frage des Vertrauens, von uns verspielt. Um Vermittler zu sein, müsste man den Mut haben, sich sowohl gegenüber dem Bösen als auch gegenüber dem Guten durchzusetzen – wie ein Schiedsrichter auf dem Fussballfeld. Wenn eine Mannschaft meint, der Schiedsrichter pfeife für den Gegner, kann der Schiedsrichter seine Pfeife an den Nagel hängen. Die Schweiz ist so weit.

Weltwoche: Sehen Sie – trotz allem – Anzeichen, dass dieser Krieg bald enden könnte?

Baud: Ich sehe, wie langsam die echte Realität durchschimmert. Nicht diejenige, die wir von den Medien vorgehalten bekommen. Sondern diejenige, die zeigt, dass die Ukraine daran ist zu verlieren; dass es Russland besser geht, als vorgegaukelt. Man beginnt sich allmählich zu fragen, ob es – wie Henry Kissinger es sagt – vernünftig ist, einen solchen Krieg weiterzuführen. Schliesslich führt es unter dem Strich dazu, dass man mit der ukrainischen Bevölkerung spielt. Egal, was man über die Ukraine, die Nato oder Putin denkt, die bittere Wirklichkeit drückt und schreit förmlich: Stoppen wir das Ganze, setzen wir uns

an einen Tisch und finden eine Lösung. Vermutlich wird das, ob man jetzt will oder nicht, ohne Konzessionen an Russland nicht gehen. Aber je länger man zuwartet, desto mehr Konzessionen werden es sein.

Weltwoche: Woran halten Sie sich fest, um optimistisch in die Zukunft zu blicken?

Baud: Eigentlich kann es gar nicht mehr viel schlimmer kommen. Aber ich glaube, die Rhetorik, dass die Ukraine gewinnt, mit Sanktionen und westlichen Waffen, legt sich allmählich. Weil wir auf den Boden der Tatsachen kommen.

Weltwoche: Ein Realitätsschock als Heilmittel?

Baud: Genau. Die Kriegsfalkenstimmung legt sich langsam. Nuancierte Stimmen melden sich immer mehr. Die Diskussion ist offener, konstruktiver. Das erklärt auch, warum sie in der *New York Times*, die total pro Demokraten und antirussisch ist, schon darüber nachdenken, ob man nicht vielleicht übertrieben habe. Jetzt müssen nur noch die Politiker einlenken und vom Schwarz-Weiss-Denken wegkommen. Wenn sich die vernünftigen Stimmen weiter mehren, kommt's gut.

schweizer
monat
EINZIGARTIG FREIHEITLICH SEIT 1921

Sommeraktion



20% Rabatt
auf das Abo mit dem
Gutscheincode **SOMMER**

*Das Angebot gilt bis am 10. Juli 2022
auf alle Jahres- und 2-Jahresabos Print und Online.

Sparen Sie bis zu 76%!*



Lesespass schnuppern und gewinnen!

Wir verlosen 5 luxuriöse Wohlfühl-Weekends für je 2 Personen in Österreich

- 2 Gutscheine für 2 Nächte für 2 Personen im Grandhotel Lienz
- 3 Gutscheine für 2 Nächte für 2 Personen im Wellnesshotel Cervosa

Alle Details auf

www.abo24.ch



12% RABATT

Das Schweizer Magazin für alle Grosseltern.
6 Ausgaben für nur Fr. 50.– statt Fr. 57.–*



29% RABATT

Die schönsten Seiten des Schweizer Landlebens.
7 Ausgaben für nur Fr. 49.– statt Fr. 69.–*



51% RABATT

Einfach, raffiniert und gelingsicher kochen und backen.
4 Ausgaben für nur Fr. 19.– statt Fr. 39.20*



76% RABATT

Die Tageszeitung der Zentralschweiz.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



71% RABATT

Die Zeitung für die ganze Region Basel.
48 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 100.–*



20% RABATT

Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co.
6 Ausgaben für nur Fr. 28.– statt Fr. 35.–*



76% RABATT

Die Tageszeitung der Ostschweiz.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



69% RABATT

Die grösste Tageszeitung im Berner Mittelland.
60 Ausgaben für nur Fr. 39.– statt Fr. 127.50*



57% RABATT

Die traditionsreiche Wochenzeitschrift für die ganze Familie.
10 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 67.50*



58% RABATT

Für das komplette Lesevergnügen am Sonntag.
8 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 48.–*



34% RABATT

Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft seit 1861.
13 Ausgaben für nur Fr. 59.– statt Fr. 90.–*



69% RABATT

Die meistabonnierte Tageszeitung der Schweiz.
48 Ausgaben für nur Fr. 39.– statt Fr. 126.–*



37% RABATT

Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz.
13 Ausgaben für nur Fr. 45.– statt Fr. 71.50*



72% RABATT

Seit über 170 Jahren die Tageszeitung der Bundeshauptstadt.
60 Ausgaben für nur Fr. 39.– statt Fr. 137.50*



30% RABATT

Das führende Schweizer Wirtschaftsmagazin.
3 Ausgaben für nur Fr. 49.– statt Fr. 70.–*



30% RABATT

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten.
3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.50*



76% RABATT

Die Tageszeitung für den Aargau.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



76% RABATT

Die Tageszeitung für die Region Basel.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



20% RABATT

Ihr Ratgeber für die Themen des Alltags.
13 Ausgaben für nur Fr. 76.– statt Fr. 95.–*



35% RABATT

Die Weltwoche – Unabhängig. Kritisch. Gut gelaunt.
17 Ausgaben für nur Fr. 99.– statt Fr. 153.–*



65% RABATT

Topaktuell informiert: von Montag bis Samstag.
36 Ausgaben für nur Fr. 35.– statt Fr. 100.80*



54% RABATT

Lesespass im 3-Bund-Konzept: News, Sport und Magazin.
13 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 63.70*



25% RABATT

Jede Woche aktuell, spannend und nützlich.
13 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 52.–*



37% RABATT

Geschichten und Menschen, die die Schweiz bewegen.
13 Ausgaben für nur Fr. 45.– statt Fr. 71.50*

Sparen & gewinnen!

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und bis zu 76% sparen. Zusätzlich nehme ich an der Verlosung teil!

Bitte gewünschte/n Titel ankreuzen:

- Aargauer Zeitung
- bz Zeitung f. d. Region Basel
- Beobachter
- Die Weltwoche
- Blick
- SonntagsBlick
- GlücksPost
- Schweizer Illustrierte

BRACKCH-Gutschein gültig für gesamtes Sortiment (ausser Spirituosen, Baby-Anfangs- und Spezialmilch). Mindestbestellwert Fr. 50.–, keine Barauszahlung. Gültig bis 30. April 2023.

- Grosseltern Magazin
- Schweizer LandLiebe
- le menu
- Luzerner Zeitung
- Basler Zeitung
- PCtipp
- St. Galler Tagblatt
- BZ Berner Zeitung

Ihr Geschenk bei jeder Bestellung

BRACKCH GUTSCHEIN CHF 20.–

Vorname _____

Name _____

Strasse, Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

E-Mail (für Gutschein-Versand) _____

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltitel nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsnahme auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmenden werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmenden erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmende können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2022.

Bestellen Sie jetzt per Coupon oder unter www.abo24.ch



* Im Vergleich zum Einzelverkaufs- oder Abopreis. Gilt nur für Neubesondernde in der CH oder dem FL, gilt auch für im selben Haushalt lebende Personen (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten).

Sommer der Hormone

Nr. 23 – «Lachend in die Kreissäge rennen»
Vivien Wulf über *bad boys*

Ich war früher einmal ein *bad boy*, und es war eine grosse Liebe. Wir haben uns mehrmals getrennt und wieder versöhnt. Immer wieder. Wenn man so viel für jemanden empfindet und die Dame kein Interesse zeigt, muss man der *bad boy* sein, ansonsten hat man keine Chance. Wieder und wieder macht man sich vor, dass sie es diesmal wirklich ernst meint und von nun an alles gut wird. Die hübscheste Frau, die deine Hormone zum Kochen bringt, ist vielleicht nicht die, die dich auf lange Sicht glücklich machen wird, sondern die, die dir auch viel Schmerz bereiten kann. Aber der einzige Mann, der je ihr Herz stahl, war ich, der *bad boy*. Und ich war sehr stolz darauf. *Ari Yaraghchi, Winterthur*

Unseliger Zeitgeist

Nr. 23 – «Sprache leidet still»
Werner Bangerter über gutes Deutsch

Ich bin mir bewusst, dass sich Sprache laufend verändert und sich (leider) dem heutigen unseligen Zeitgeist unterwerfen muss. Es schmerzt mich aber jedes Mal, wenn ich Artikel, Leserbriefe und Kolumnen lese, die vor orthografischen Fehlern nur so strotzen. Andauernd frage ich mich, wie wir dieser traurigen Entwicklung Einhalt gebieten können. Der Dummheit, Faulheit, Inkompetenz und den neudeutschen «Furzideen» entgegenzutreten, erachte ich als eine Aufgabe, die mich wohl für den Rest meines Lebens begleiten wird. Es ist schliesslich eines unserer wichtigsten Kulturgüter, das offensichtlich der Vergänglichkeit unterliegt. *Max Huber, Menziken*

Wie Roman Jakobson schon vor hundert Jahren nachwies, handelt es sich beim Phänomen, das der Duden tendenziös als «generisches Maskulinum» beschreibt, um nichts anderes als das normale Verhalten einer unmarkierten Form. Markierte und unmarkierte Formen gibt es in der Sprache zuhauf. Das Markieren von Formen bringt Vorteile («LehrerIN» ist als markierte Form kompakter als «woman teacher»), aber auch Nachteile («Lehrerinnen und Lehrer» ist umständlicher als «teachers»). Die Sprache gleicht den Nachteil aus, indem sie der unmarkierten Form eine doppelte Funktion zuweist: Sie kann den Gegensatz zur markierten Form bilden oder den Gegensatz aufheben.

Peter Butler, Basel

Präzise und klar

Nr. 23 – «Neutralität und Moral»
Kolumne von Thilo Sarrazin

Verständnis für Putins Verhalten ist meines Erachtens die Voraussetzung für Friedensverhandlungen. Sarrazin jedoch kritisiert dieses Verständnis der *Weltwoche* beziehungsweise stösst sich daran und ruft dazu auf, sich bewusst zu machen, auf welcher Seite man steht. Ja, sind wir hier in einem Western gelandet? Ich finde Verständnis nach wie vor besser als Unverständnis. *Ronny Wellner, Auerbach (D)*

Präzise und klar schildert Sarrazin den Sachverhalt. Insbesondere dass «die Ukraine als vollständig souveränes völkerrechtliches Subjekt innerhalb von Grenzen [besteht], die von Russland [...] ausdrücklich anerkannt worden waren». Sarrazin empört sich, dass Putin in der *Weltwoche* «bei aller formalen Distanzierung von dem Überfall auf vielfältiges Verständnis»

stösst und «diese [...] das Opfer verhöhnende Art der Berichterstattung mit dem Gebot der «Neutralität» gerechtfertigt wird». Auch in diesem Punkt spricht mir der Autor aus dem Herzen. *Peter Mundt, Schaffhausen*

Zu viel Medizin

Nr. 22 – «Kunst des Gesundbleibens»
Weltwoche-Spezial

Aus langjähriger Erfahrung und Beobachtung komme ich zum Schluss, dass unser Gesundheitswesen nicht teuer ist, weil es besonders gut ist, sondern weil generell sehr ineffizient und kostentreibend gearbeitet wird. Unser Gesundheitswesen ist zu einem Selbstbedienungsladen verkommen. Ich denke da insbesondere an die vielen, absolut überflüssigen Untersuchungen ohne Konsequenzen. Neben den immer wieder als Kostentreiber erwähnten Laboruntersuchungen und Medikamenten fallen die vielen bildgebenden Untersuchungen (Röntgen, CT/MRI) wahrscheinlich erheblich mehr ins Gewicht. Der kritiklose Einsatz und die zunehmende Technikgläubigkeit der jungen Ärzteschaft verursachen Hunderte Millionen Franken an Unkosten, und dies ohne Mehrwert beziehungsweise Nutzen für die Patientengesundheit. «So viel wie nötig und so wenig wie möglich» sollte besonders in der modernen Medizin seine Gültigkeit haben, wird aber offensichtlich nicht mehr gelehrt. Man hat ja endlose Ressourcen, respektive das Kollektiv zahlt. Viel Medizin ist keine gute Medizin. *Dr. med. Christopher Zurschmiede, Trogen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Jean-Louis Trintignant (1930–2022) Gennadi Burbulis (1945–2022)



Suggestive Präsenz: Schauspieler Trintignant.

Seine erste Rolle nach erfolgreichem Abschluss seines Schauspielerstudiums war gleich jene, die auch ihn definierte: Hamlet, der Zauderer, die Skrupulöseste aller Bühnenfiguren; und das war auch er. In Eric Rohmers «Ma nuit chez Maud» (1969) verbringt er eine Nacht mit Françoise Fabian, ohne mit ihr zu schlafen. Der Katholik kann sich nicht überwinden, obwohl sie, eine äusserst liberale Frau, bereit wäre. Ihm bei seinen Zweifeln zuzusehen, während neunzig Minuten, entfaltet eine überwältigende Kraft. Trintignant verkörperte eine Männlichkeit, die sich diametral zu den beiden anderen Stars, Jean-Paul Belmondo und Alain Delon, verhielt: statt draufgängerisch oder eiskalt kalkuliert – das sensible Abwägen. Die Zurückhaltung, das Einfühl-same lag wie Raureif auf seinem Gesicht, als sei er Teil seiner Seele. Sein Spiel war federleicht, selbst dort, wo seine abwägende Haltung ins Böse kippte, wie in Bernardo Bertoluccis «Il conformista» (1970). Mit kaltem Lächeln liefert er seinen Mentor und dessen Frau, mit der eine Affäre hatte, an die Faschisten aus. Auch als Bösewicht konnte er höchst feinfühlig sein («Compartiment tueurs», 1965). In Sergio Corbuccis Italo-Höllenfahrt «Il grande silenzio» (1968) war er als stummer Kopfgeldjäger eine geniale Besetzung; darin seinem Kollegen Sergio Leone weit überlegen.

Im provenzalischen Piolenc geboren, hatte es der Knabe nicht leicht. Der Vater, ein Unternehmer, sass wegen seines Résistance-Engagements im Gefängnis, die Mutter ging ein Verhält-

nis mit einem Deutschen ein und wurde später kahlgeschoren. Nach einem abgebrochenen Jura-studium besuchte er in Paris die Filmakademie und lernte viele berühmte Kolleginnen und Kollegen wie Delphine Seyrig, Michael Lonsdale, Laurent Terzieff kennen. 1956 holte ihn Roger Vadim für die Rolle des schüchternen Gatten von Brigitte Bardot in «Et Dieu ... créa la femme». Der Film über Eifersucht und die Grenzen von Sex auf der Leinwand (es kam zu Kürzungen) wurde ein kommerzieller Aufreger, aber nicht nur wegen der wilden Story, auch die Affäre von Trintignant mit Bardot sorgte für Schlagzeilen, zumal damals Trintignant noch mit Stéphane Audran verheiratet war. Claude Chabrol, der später Audran heiratete, holte Trintignant für seine böse Satire «Les biches» (1968) neben Stéphane Audran – und das machte sich bezahlt.

Neben den Filmen als grosser Liebhaber («Un homme et une femme», 1966) brillierte er in den Polit-Filmen als zwielichtiger Zauderer wie in «Z» (1969), «L'attentat» (1972), «Le train» (1973). In über 130 Filmen wirkte er mit, und als er Ende der 1990er Jahre nicht mehr wollte, der Star, der sich nie als solcher verstand, vermochte ihn der Österreicher Michael Haneke nochmals für zwei Filme zu überreden: «Amour» (2012) und «Happy End» (2017). Meisterwerke über die Macht der Liebe, die die suggestive Präsenz dieses sanften Gesichts eines glasigen Wohlwollens noch in hohem Alter zur Geltung bringen.

Wolfram Knorr

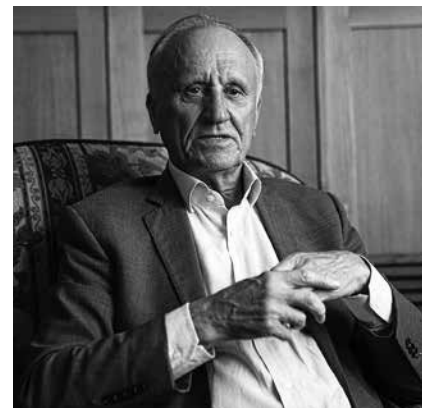
Damals, als sich die Sowjetunion in Chaos und Armut auflöste, war er einer der mächtigsten Männer in Moskau. Aber in den Vordergrund trat er selten, er zog lieber aus der zweiten Reihe die Fäden. Sonst wäre er noch verhasster gewesen im Volk.

Denn Gennadi Burbulis' Name ist verbunden mit zwei Umständen, die Russlands weitere Entwicklung entscheidend prägen sollten: Er war Autor der Belowescher Vereinbarungen, mit denen die Führer Russlands, Weissrusslands und der Ukraine 1991 offiziell die UdSSR abwickelten. Und er unterstützte die ökonomische Schocktherapie, die Millionen von Russen in Armut stürzte und der Demokratie dauerhaft einen schlechten Namen gab.

Burbulis war die rechte Hand von Boris Jelzin, Russlands erstem Präsidenten. Den Titel eines Vizepräsidenten erhielt er nur wegen seines litauischen Namens nicht. Der sei, so Jelzin, den Leuten nicht vermittelbar. Burbulis' Grossvater war 1915 in den Ural deportiert worden. Hier unterrichtete sein Enkel später die lupenrein kommunistischen Fächer «Dialektischer Materialismus» und «Philosophie des Marxismus-Leninismus».

Politisch aktiv wurde er in den Perestroika-Jahren, wo er in den Kongress der Volksdeputierten, das erste halbwegs demokratische Parlament der UdSSR, einzog. Statt mit Gorbatschow verbündete er sich mit Jelzin. Seine Treue zu ihm ging so weit, dass er sich opfer-te, als die Kritik am Kremelchef immer schriller wurde: Er trat von allen Ämtern zurück und verschwand von der politischen Bühne.

Wolfgang Koydl



Boris Jelzins Verbündeter: Burbulis.

Ungeahnte Corona-Risiken für die Jungen

Zur Aufarbeitung der Gesundheitsdaten braucht es Kritiker von aussen.



Die Corona-Zeit ist zu grossen Teilen immer noch nicht aufgearbeitet. Um aus den gemachten Erfahrungen für eine nächste Epidemie oder andere grosse Störungen, ja auch für den normalen Betrieb im Gesundheitssektor möglichst viel zu lernen, wären gründliche Analysen und Debatten wertvoll. Das gilt für die Arbeit der Behörden, der Ärzte, Spitäler und der Pharmabranche wie auch für die Erhebung und Verarbeitung von Daten.

Es geht jedoch nur schleppend voran. Untersuchungen der öffentlichen Verwaltung dienen oft der Rechtfertigung des Verhaltens. Die Erhebung und Weiterverarbeitung von Gesundheitsdaten bleibt schwerfällig, ja man will sogar die Einführung des elektronischen Patientendossiers durchstieren, das technologisch in der Sackgasse und praktisch gescheitert ist.

Und bei der Erforschung von Sterblichkeit und Todesursachen sind die Behörden traditionell Jahre im Rückstand. Anstösse müssen von aussen kommen.

So hat der Gesundheitsökonom Konstantin Beck von der Universität Luzern die Daten des Bundesamts für Statistik zur Übersterblichkeit genauer analysiert und soeben in einem Video erläutert. Er nimmt das vom Bundesamt erstellte Modell als Grundlage, um die normale Sterblichkeit in einer Periode auszurechnen. Werte über der Normalzahl gelten als Übersterblichkeit.

Für die Altersgruppe der über 65-Jährigen kommt Beck etwa zu den gleichen Befunden wie das Bundesamt. Was aber ist mit den jüngeren Gruppen, die in der Corona-Zeit wenig Aufsehen erregten, wenn es um Sterbezahlen ging, die bei diesen Menschen ja nicht so hoch waren?

Becks erster Punkt: Es ist bemerkenswert, dass man die 0- bis 64-Jährigen jeweils zu einer einzigen Gruppe zusammenfasste, also Babys und Leute knapp am Pensionierungsalter in den gleichen Topf warf, und nie näher aufschlüsselte.

Kein Problem, so scheint es zunächst, denn die Kurven der Übersterblichkeit dieser Gruppe zeigen für die Jahre 2020 und 2021 kaum Ausschläge bei den Todesfällen, die über eine gewisse Toleranzgrenze hinausgingen. Übersterblichkeit kein Thema.

Aber Achtung: Summiert man alle Todesfälle, die über dem normalen Wert liegen, nicht nur jene über dem Toleranzwert, dann zeigt sich ein konstanter Anstieg in der Sterblichkeit ab der Corona-Zeit. «Permanent starben etwas mehr Menschen, als man erwarten würde», sagt Beck. Bis April 2020 verläuft die Kurve flach, dann steigt sie an bis auf kumuliert 1000 unerwartete Todesfälle. Beck erblickt in der Gruppe der 20- bis 39-Jährigen sogar ein spezielles Muster: Erst nach der zweiten Corona-Welle steigt deren Sterblichkeit deutlich an, da gibt es mehr Übersterblichkeit als in den zwei Wellen vorher.

Also gerade in dem Moment, in dem man mit Impfen beginne, Zertifikate einführe et cetera, gerade da habe man mehr Übersterblichkeit als vorher. Das sei kein direkter Schluss, diese Übersterblichkeit der Impfung anzulasten, sagt Beck. Es könnten auch erhöhte Selbstmordraten, eine Schwächung des untrainierten Immunsystems oder eine schlechtere Früherkennung tödlicher Krankheiten eine Rolle spielen.

Feststellbar sei zurzeit einfach, dass es unerwartet viele Todesfälle in sämtlichen Altersgruppen in bisher ungekanntem Ausmass ge-

geben habe – und zwar in Zeitperioden, in denen man das nicht unbedingt erwartet hätte. Corona-Risiken der anderen Art.

Becks Untersuchung ist ein Grund mehr, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Jüngeren in einer Gesundheitskrise genauer zu durchdenken. Schon nur eine bessere Zusammenarbeit zwischen öffentlichen Spitälern und Privatkliniken könnte die Leistungsfähigkeit des Spitalsektors erhöhen und die Gesellschaft vor Staatseingriffen schützen.

Für Hirn, Herz und Schlaf

Gesundheit ist zurzeit das grosse Thema, nicht nur wegen Prämien- und Kostendebatten im Parlament, sondern auch weil Spitalketten und Krankenkassen nun vermehrt versuchen, besser auf die Nachfrage der mündigen Kunden zu schauen. Der Krankenversicherer Sanitas hat soeben die jährliche Publikation «Health Forecast» veröffentlicht, in der die Leute zu Prävention in Eigenverantwortlichkeit, zu einem «Neuanfang» für ihre Gesundheit aufgerufen werden.

Gute Ermahnungen, aber nützen wenig, denkt man sogleich, denn im versicherten Gesundheitssystem herrscht doch sowieso Vollkasko-Mentalität. Aber die Fragestellungen von Sanitas sind ökonomisch raffinierter: «Wie finden wir zu einem besseren Schlaf? Wie können wir Alzheimer vorbeugen und unser Gehirn fit und jung halten?» Das sind erstrebenswerte Fitness- und Lebensqualitäts-Eigenschaften, für die man wirklich selber verantwortlich ist, die man nicht gross durch einen Praxis- oder Spitalbesuch kaufen kann. Es geht in Richtung Eigenverantwortung.

MUSSOLINI IN LAUSANNE



Blumen aus der Schweiz: Benito Mussolini (1883–1945).

«Der 19-Jährige war über Chiasso eingereist und arbeitete zunächst in Orbe als Handlanger auf dem Bau.»

Seite 60

«Nach seiner Festnahme blieb er in Lausanne und trat mit italienischen und russischen Sozialisten in Kontakt.»

Seite 60

«Drei Herren aus Lausanne reisten nach Rom, um dem Duce die Ehrendoktorwürde der Universität Lausanne zu überbringen.»

Seite 61

«Bis heute ist ungeklärt, wie man in der Schweiz auf die Idee kam, einem Gewaltherrscher den Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen.»

Seite 64

Lausannes wunderliche Beziehung zu Benito Mussolini

Erst schickte man den Vagabunden aus der Emilia-Romagna zurück nach Italien. Später reiste eine Delegation nach Rom, um ihm die Ehrendoktorwürde anzutragen. Noch heute ringt die Stadt um eine Haltung gegenüber dem einstigen Diktator.

Christophe Büchi

Am Morgen des 27. Juli 1902 um Viertel nach vier stiess der Lausanner Polizeibeamte Louis Emery unter der Brücke, die den östlichen und den westlichen Teil der Waadtländer Kapitale verbindet, auf einen Obdachlosen, der in einer Kiste eines Transportunternehmens die Nacht verbracht hatte. Der junge Mann, des Straftatbestands der «Vagabondage» verdächtig und schuldig, wurde zuerst auf den Polizeiposten, dann auf die Préfecture geführt.

Der Vagabund hiess Benito Mussolini und war am 29. Juli (Emery notierte fälschlicherweise: Juni) 1883 in Predappio bei Forlì in der Emilia-Romagna geboren. Er trug einen Studenausweis eines italienischen Lehrerseminars sowie genau fünfzehn Centimes bei sich, wie der Polizeibeamte in schöner Handschrift und mit vorschriftsgemässer Präzision protokollierte. Der Landstreicher wurde in eine Zelle gesperrt. Nach 24 Stunden kam er wieder frei.

Scherereien mit den Behörden

Der 19-jährige Mussolini war zwei Wochen zuvor über Chiasso in die Schweiz eingereist und hatte anfänglich in Orbe als Handlanger auf dem Bau gearbeitet. Nach seiner vorübergehenden Festnahme unter der Brücke blieb er vorerst in Lausanne, schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch und trat mit italienischen und russischen Sozialisten in Kontakt. Er schrieb sich zeitweise an der Universität Lausanne in Sozialwissenschaften ein und belegte sporadisch einige Vorlesungen. Als fleissiger Student fiel er nicht auf.

Dafür war er politisch sehr aktiv und wandelte sich zum Berufsrevolutionär. Er wurde Sekretär und Propagandist der Gewerkschaft italieni-

Lausanne

scher Bauarbeiter und hielt Brandreden, was ihm Scherereien mit den Behörden bescherte. Im Sommer 1903 wurde er im Kanton Bern wegen Subversion des Landes verwiesen und nach Italien abgeschoben, wo ihm aber als Militärdienstverweigerer der Boden bald zu heiss wurde; wenig später war er in Genf anzutreffen, wo er erneut einen Landesverweis bekam und nach Frankreich ausgeschafft

Der Duce nahm die Ehrung huldvoll entgegen, worauf Freundlichkeiten ausgetauscht wurden.

wurde, was ihn nicht daran hinderte, kurz darauf wieder in der Westschweiz aufzutauchen. Im November 1904, nachdem ein Amnestiegesetz erlassen worden war, das Deserteuren Straffreiheit gewährte, kehrte er nach Italien zurück. Die Schweiz wird er unter gründlich veränderten Umständen wiedersehen.

Am 8. April 1937 spielte sich im Palazzo Venezia in Rom eine Szene ab, die ebenfalls in die Geschichte eingehen sollte. Am Nachmittag gegen 16 Uhr warteten drei gediegene Herren in einem Vorzimmer, um zur Audienz

bei Benito Mussolini vorgelassen zu werden. Nachdem die Herren – es waren der Rektor der Universität Lausanne Emile Golay, der Universitätskanzler Franck Olivier sowie Professor Pasquale Boninsegni – eine Stunde gewartet hatten, konnten sie ins monumentale Büro des «Duce» eintreten. Sie überreichten dem Diktator eine Urkunde, mit der ihm die Würde eines Ehrendoktors der Universität Lausanne verliehen wurde. Dies war schon höchst bemerkenswert. Noch sonderbarer war allerdings die Begründung: Mussolini habe «durch die Beseitigung des Kampfs der Parteiinteressen dem italienischen Volk seinen geistigen, sozialen und ökonomischen Zusammenhalt wiedergegeben» und eine «neue soziale Ordnung geschaffen, die die soziologische Wissenschaft bereichert hat».

Der Duce nahm die Ehrung huldvoll entgegen, worauf einige Freundlichkeiten ausgetauscht wurden. Dann wurden die Herren entlassen. Sie schickten Mussolinis Gemahlin Rachele einen Blumenstraus und nahmen abends an einem Empfang im italienischen Erziehungsministerium teil, bei dem die Freundschaft zwischen Italien und der Schweiz beschworen wurde. Die Delegation

machte noch einige Tage Sightseeing in der Ewigen Stadt und kehrte hierauf nach Lausanne zurück. «Alles ist gut gegangen, meine Befürchtungen sind zerstreut», schrieb der Universitätsrektor nach Hause. Er konnte nicht ahnen – oder vielleicht doch? –, dass der Stein, der ihm soeben vom Herzen gefallen war, zum Stein des Anstosses werden sollte, der die Universität während Jahrzehnten beschäftigen würde.

Nun hat jede Hochschule ihre Ehrendoktoren, deren akademische Meriten und Charaktereigenschaften zweifelhaft sind. Die einst katholische Universität Freiburg etwa, um nur ein Bei-



Mehrmals ausgeschafft: Signalementskarte anlässlich der Verhaftung Mussolinis durch die Genfer Polizei am 11. April 1904.

spiel zu zitieren, verlieh dem französischen Wirtschaftsminister Dominique Strauss-Kahn 2005 den Titel eines Dr. h. c. (Doctor honoris causa). «DSK» wurde später zum Direktor des Internationalen Währungsfonds ernannt, stand danach im Mittelpunkt eines Sexskandals und schied mit Schimpf und Schande aus dem Amt.

Dennoch ist die Verleihung des Lausanner Ehrendokortitels an einen Diktator, der kurz zuvor sein Land in einen völkerrechtswidrigen Krieg gegen Äthiopien gestürzt hatte und vom Völkerbund mit Sanktionen belegt worden war, ein starkes und erklärungsbedürftiges Stück. Und bis heute stellt sich die Frage, wie eine Universität in der demokratischen Schweiz auf die Idee kam, einem Gewalt-herrscher, der zudem verschiedentlich seinen Anspruch auf das Tessin geltend machte, den Lorbeerkranz aufs römische Haupt zu setzen.

Rolle von Uni-Direktor Boninsegni

Leider steht eine definitive Antwort bis heute aus. Lange Zeit galt der Lausanner Professor Pasquale Boninsegni als der Strippenzieher im Hintergrund. Der Professore, wie Mussolini aus der Romagna stammend, war 1902 an die Universität Lausanne gekommen und wurde Assistent des Ökonomen Vilfredo Pareto, Sohn eines nach Frankreich geflüchteten Mazzini-Anhänger. Der berühmte Pareto, der zusammen mit seinem Vorgänger Léon Walras als Begründer der «Lausanner Schule» und Vorreiter der Ökonometrie gilt, ist auch einer der Gründerväter der Soziologie. 1907 wurde Boninsegni sein Nachfolger. Dieser war ursprünglich Freimaurer und Sozialist, orientierte sich aber im Ersten Weltkrieg, wie Mussolini, immer mehr zur extremen Rechten. Als der Duce nach dem Marsch seiner Schwarzhemden auf Rom 1922 zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, outete sich Boninsegni als Faschist der ersten Stunde. Bald wurde er Führer einer Lausanner Faschisten-Sektion.

Seiner akademischen Karriere schadete dies keineswegs: Boninsegni wurde Direktor der ESSP (Ecole des sciences sociales et politiques), der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Universität Lausanne (die der juristischen

Lange Zeit galt der Lausanner Professor Pasquale Boninsegni als der Strippenzieher im Hintergrund.

Fakultät angeschlossene Ecole wurde später zur eigenständigen Fakultät). Es ist deshalb auch naheliegend, den Ehrendoktor an den Duce auf Boninsegnis Initiative zurückzuführen.

Und in der Tat ging die Verleihung des Dr. h. c. auf einen Vorschlag der von ihm ge-



Mussolini (Mitte) an der Konferenz der Alliierten in Lausanne, 1922; Ehrendoktor-Diplom der Universität Lausanne.

leiteten ESSP zurück. Die Versuchung, dem italienischen Lausanner Faschisten den Schwarzen Peter zuzuschieben, ist deshalb gross. Nur gibt es da ein Problem: Bei keiner der entscheidenden Sitzungen war Boninsegni dabei. Dies könnte taktische Gründe gehabt haben; der machiavellische Professore zog es vielleicht vor, im Hintergrund zu bleiben. Aber zumindest die These seiner Alleinverantwortung ist brüchig. Im Standardwerk über die Geschichte der Universität Lausanne präsentiert der Autor François Wisard jedenfalls eine andere Erzählung. Danach wäre die Initiative vom Vizedirektor der ESSP, Arnold Reymond, ausgegangen, wobei pragmatische Überlegungen im Vordergrund standen.

Im Jahr 1935 begann die Universität Lau-

sanne, sich auf ihr 400-Jahr-Jubiläum vorzubereiten. Die Universität war zwar offiziell erst 1890 gegründet worden; doch ging sie auf die Académie zurück, die 1537 nach der Eroberung der Waadt durch Bern aus der Taufe gehoben worden war – in erster Linie (aber nicht ausschliesslich), um die Ausbildung der reformierten Pfarrer sicherzustellen. Das Komitee, das die 1937 geplanten Feierlichkeiten vorbereitete, wurde vom Theologen Arnold Reymond geleitet, der wie erwähnt auch als Vizedirektor der ESSP amtierte.

Das Komitee ging sofort auf Geldsuche, auch im privaten Sektor, doch erwies sich das Fundraising als recht harzig. So kam man auf die Idee, auch die ehemaligen Studenten um Unterstützung zu bitten. Bei der

entscheidenden Sitzung mahnte ein Chemieprofessor, Mussolini nicht zu vergessen. Zwar war dessen Präsenz an der Universität Lausanne eine durchaus sporadische, doch hatte Mussolini aus seiner Anhänglichkeit an Lausanne nie ein Hehl gemacht.

Als 1922/23 an der Lausanner Konferenz die Zukunft der Türkei und Griechenlands verhandelt wurde, kehrte er – diesmal als italienischer Regierungschef – an den Lac Léman zurück und liess sich am Quai d'Ouchy stolz mit Melone und Gamaschen in napoleonischer Pose ablichten. 1927 beschenkte er das Waadtländer Kantonsmuseum mit drei Gemälden. Drei Jahre später zeigte er sich erneut kooperativ, als es um die Wiederansiedlung der Steinböcke in der Schweiz ging: Italien spendete zwei Steinböcke, kurz darauf zwei weitere Weibchen. So schickte Reymond dem Duce einen Bettelbrief. Dieser zeigte sich erneut grosszügig und liess einen Check über tausend Franken an die Kantonalbank überweisen, in seinem persönlichen Namen.

Die Waadtländer hatten also allen Grund, ihm etwas dankbar zu sein. Etwas anderes kam hinzu: Im hiesigen Bürgertum, aus dem ein nicht geringer Teil der Universitäts-

Er zeigte er sich erneut kooperativ, als es um die Wiederansiedlung der Steinböcke in der Schweiz ging.

professoren stammte, fand der italienische Faschismus eine nicht geringe Zahl von Sympathisanten, zumindest bis Mitte der dreissiger Jahre. Deklarierte Faschisten wie der Oberst Arthur Fonjallaz, der später wegen Spionage für Nazideutschland verurteilt wurde, waren zwar selten. Zahlreicher waren aber jene, welche das faschistische Modell zwar für die Schweiz ablehnten, im Fall Italiens jedoch als ein notwendiges Übel betrachteten.

Natürlich wussten sie, dass Mussolini kein Demokrat war, sondern ein Gewaltherrscher, der mit seinen Gegnern kurzen Prozess machte. Aber sie hielten ihm zugute, dass er die kommunistische Gefahr gebannt und Ordnung geschaffen habe: «In Italien fahren die Züge wieder pünktlich.»

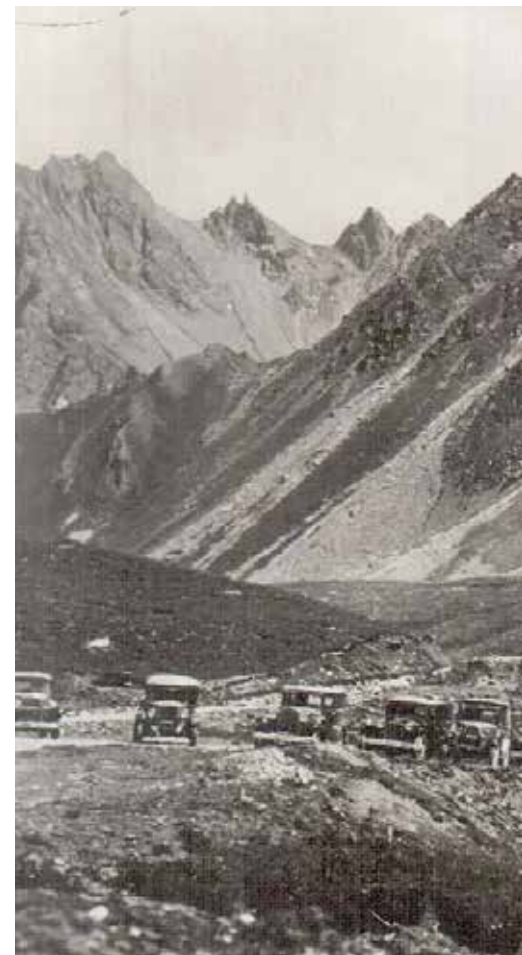
Auch der von den Faschisten befürwortete Korporatismus, der einen «dritten Weg» zwischen Kapitalismus und Kommunismus darstellen wollte, stiess in einem Teil der welschen Öffentlichkeit anfänglich auf eine diffuse Sympathie. Korporatistische oder ständestaatliche Ideen waren besonders in der Waadt ab 1933 en vogue, auch wenn man die von den italienischen Faschisten betriebene Verherrlichung des Staates und den Staatsterrorismus als politisches Mittel mehrheitlich ablehnte. Insofern kam das Vorhaben, Mussolini auszuzeichnen, nicht aus dem Nichts.

Hinwendung zu Nazideutschland

Allerdings dürften sich Mitte der 1930er Jahre die Sympathien für Mussolini merklich abgekühlt haben. Der Abessinienkrieg 1935 war ein Grund dafür; die Hinwendung Mussolinis zu Nazideutschland und sein Engagement im Spanischen Bürgerkrieg als Verbündeter von Franco und Hitler ein anderer. Dies sollte sich bald auch bei den Diskussionen um den Ehrendoktor zeigen, bei denen die Befürworter sich rasch mit wachsender Opposition konfrontiert sahen.

Am 21. November 1936 präsentierte Professor Reymond vor dem Professorenrat der ESSP die Idee, Mussolini zum Ehrendoktor zu machen. Der Rat war fast vollständig, es fehlten nur der Psychologe Jean Piaget und Boninsegni. Der Vorschlag wurde mit neun Stimmen angenommen. Einer opponierte: Jean Wintsch, Arzt und Psychologe sowie bekennender Sozialdemokrat. Einige Tage später schrieb Boninsegni dem Duce in einem

persönlichen Brief, er sei einstimmig (!) zum Ehrendoktor vorgeschlagen worden. Im Dezember kam das Geschäft vor den Universitätsrat, der sich aus den Vertretern der Fakultäten und der Ecole zusammensetzte. Der Vorschlag wurde diesmal nicht durchgewinkt. Die Dekane der juristischen und der philosophischen Fakultät wollten den Entscheid verschieben und nochmals die Kantonsregierung konsultieren. Der Entscheid wurde



Provokation an der Schweizer Grenze:



Leiche im Keller: zeitgenössische Karikaturen.





italienischer Restaurant-Bahnwagen auf dem San-Giacomo-Pass, um 1930.

vertagt. Im Januar 1937 tagte der Rat erneut. Wieder wurde Unbehagen geäussert, man stehe unter Druck, hiess es. Schliesslich wurde der Vorschlag angenommen, aber höchste Diskretion empfohlen.

Dies sollte sich freilich als frommer Wunsch erweisen, denn die Sache kam rasch an die Öffentlichkeit. Ein Typografenlehrling der Druckerei La Concorde, die das Dokument herstellte, fischte einen Ausdruck aus dem Papierkorb. Dieser landete beim Chefredaktor der sozialistischen Zeitung *Le Droit du Peuple*, Paul Golay (Vater der Schriftstellerin Alice Rivaz), der die Sache im März publik machte, kurz vor den Kantonalwahlen. Es kam zu einem öffentlichen Aufschrei, der Universitätsrektor bekam Dutzende von Protestschreiben. Die Kantonsregierung war sauer auf die Universität und deckelte den Rektor.

Der Skandal wurde auch in Rom wahrgenommen. Mussolini liess verlauten, er wolle auf die Ehre verzichten. Nun schaltete sich auch die Diplomatie ein. Dem Schweizer Gesandten in Rom, Paul Ruegger, gelang es, zusammen mit seinen italienischen Gesprächspartnern, die Wogen zu glätten. Schliesslich lenkte der Duce ein und erklärte sich bereit, die Ehrung anzunehmen. Dies erklärt, weshalb der Lausanner Delegation nach der Audienz ein Stein vom Herzen fiel.

Die Sache hatte ein juristisches Nachspiel. Gleich beim Auffliegen des Skandals begann die Justiz, nach den Urhebern des Informationslecks zu fahnden. Zuerst wurde Wintsch verdächtigt, dieser aber gab sein Ehrenwort, er sei es nicht gewesen. Schliesslich wurde der

Die Sache mit dem Dr. h. c. liess die Universität Lausanne auch nach dem Weltkrieg nicht mehr los.

Lehrling verhört und legte ein Geständnis ab. Er wurde entlassen, fand aber kurz darauf dank seinen sozialistischen Kameraden wieder eine Arbeit. Schliesslich liess die Justiz das Verfahren fallen. Man wollte jetzt möglichst rasch Gras über die längst peinlich gewordene Sache wachsen lassen. Im Juni 1937 verliefen die Feierlichkeiten ohne weitere Turbulenzen.

Tod in Milano

Den Mann, der die Sache in die Wege geleitet haben soll, ereilte kurz darauf das Schicksal: Im Oktober 1939 erlitt Boninsegni beim Überqueren des Pont Bessières in Lausanne eine Herzattacke und starb. Er konnte nicht mit ansehen, was aus seinem Idol wurde. Im Juni 1940 führte der Duce Italien an der Seite Deutschlands in den Weltkrieg. Nach der Lan-

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.

Schöne Lëtzebuenger
Nationalfeierdag.
Happy National
Day to our
Luxembourgish
friends.



BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE

www.bil.ch



Napoleonischer Pose: Mussolini (Mitte) bei der Fahnenweihe der Jungfaschisten in Rom; mit Hitler in Venedig, 1934.

dung der Alliierten in Sizilien wurde er im Juli 1943 in einer Palastrevolte gestürzt. Später machte er sich mit deutscher Hilfe zum Chef eines faschistischen Rumpfstaaes in Norditalien. Im April 1945 wurde er von Partisanen gefangengenommen, erschossen und in Mailand an einer Garage kopfüber aufgehängt. So endete ein Ehrendoktor der Universität Lausanne.

Die Sache mit diesem Dr. h. c. liess die Universität Lausanne auch nach dem Weltkrieg nicht endgültig los. Sie blieb wie ein unangenehmes Familiengeheimnis, über das man munkelt, aber nicht offen spricht. 1975 stellte der linke Historiker Claude Cantini, Autor mehrerer Bücher über den Faschismus, ein Gesuch, das einschlägige Dossier im Universitätsarchiv («Nummer 14 in Schachtel 9») konsultieren zu dürfen. Es war verschwunden.

Doch im Januar 1987, beim Nahen des 450-Jahr-Jubiläums der Universität Lausanne, kam es zu einem überraschenden Coup. Cantini hielt in Lausanne einen Vortrag und kündigte

an, man wolle jetzt die Aberkennung dieses Ehrentitels erreichen, trotz fehlendem Dossier. Der Journalist Jean-Philippe Chenaux ging der Sache nach und fand heraus, dass das berühmte Dossier im Domizil eines Geschichtsprofessors lagerte, der als Spezialist der Waadtländer Geschichte des 19. Jahrhunderts galt und nicht im Sinn hatte, zur Causa Mussolini etwas zu publizieren.

Kurz darauf machte er in einem Artikel der liberalen *Gazette de Lausanne* das Wiederauftauchen des Dossiers unter dem hübschen

Im März dieses Jahres verlangte eine Linkspolitikerin erneut die Aberkennung des Ehrendoktors.

Titel «Coucou, le revoilà!» bekannt. Der Rektor versprach hierauf, die Causa gründlich abklären zu lassen. Im Juni 1987 erschienen ein Weissbuch und ein Materialienband, in dem der Autor Olivier Robert die Chronologie der Ereignisse rekonstruierte. Die beiden Publikationen präsentieren insbesondere die Protokolle der Universitätsbehörden wie auch eine Vielzahl von Protestbriefen in Faksimiles. Aber auch Robert musste feststellen: Viele wichtige Fragen, vor allem jene nach der Urheberschaft, bleiben im Dunkeln.

Lehren für die Zukunft

2004 veröffentlichte der Wirtschaftsprofessor Jean-Christian Lambelet zusammen mit Robert ein Buch, in dem eine Interpretation der Ereignisse vorgelegt wurde. Seine These: Die Universitätsbehörden seien von Boninsegni, der Mussolini regelmässig informierte, gleichsam überrumpelt worden. Sie hätten sich in einer

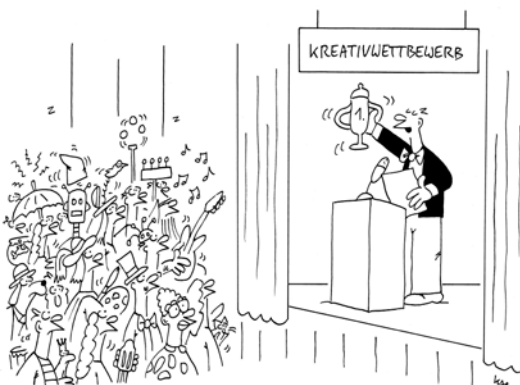
Zwangslage befunden, aus der sie sich nicht mehr hätten befreien können, ohne eine diplomatische Krise auszulösen. Das Buch wurde allerdings da und dort als Versuch gewertet, die Universitätsbehörden weisszuwaschen.

Dr. h. c. Mussolini ist für die Universität Lausanne bis heute das geblieben, was man krude als Leiche im Keller bezeichnet. Im März dieses Jahres erhob eine Waadtländer Linkspolitikerin erneut die Forderung nach Aberkennung des Ehrendoktors. Der Chef der hiesigen Colonia Libera Italiana, Michele Scala, SP-Gemeinderat in Renens, forderte ebenfalls, dieser «Doctor horris causa» müsse jetzt endlich rückgängig gemacht werden.

Der Rektor Frédéric Herman erklärte gegenüber der *NZZ am Sonntag*, eine Aberkennung sei nicht vorgesehen: «Damit würde die Sache aus der öffentlichen Debatte verschwinden. So einfach dürfen wir es uns nicht machen.» Aber die Universität wolle zu ihrem Fehler stehen und diesen gutmachen, etwa mit der Schaffung einer Professur über den Faschismus oder mit einem Preis für herausragende Forschungsarbeiten zum Thema.

Zudem setzte die Universität eine Arbeitsgruppe ein, die von der Ethikerin Nadja Egger geleitet wird und das Thema vertieft beleuchten soll. Diese sollte ihren Bericht in den nächsten Monaten vorlegen. Sie wird vielleicht auch Vorschläge machen, wie die Praxis bei der Verleihung von Ehrendoktoren verbessert werden könnte.

Die Moral aus dieser Geschichte kann wohl nur so lauten: Die Verleihung von Ehrentiteln ist eine hochriskante Angelegenheit, bei der man nicht genügend vorsichtig vorgehen kann. Und vor Machthabern sollte man sich hüten.



„Der erste Preis geht an den Gesetzgeber, der mal wieder ein Problem gelöst hat, das es praktisch nicht gibt.“

LITERATUR UND KUNST

Der Schauspieler
Ethan Hawke
ist der Sisyphos
von Hollywood.
Wolfram Knorr, Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber



Chronist der Vergänglichkeit.

Albert Anker, Schlafender Knabe im Heu, 1897 – Wenig nur ist von mehr Anmut als ein schlafendes Kind. Sein Schlaf scheint himmlisch, leicht wie eine Wolke, befreit vom Blitzen und Donnern des Höllischen, vom Alpträumhaften, das sich ins Leben eines Menschen schleicht und sich in seiner Seele festsetzt, wenn es der Zeit der Unschuld für immer entwächst.

Es liegt da in völligem Einklang mit seiner Welt und sich selbst; ein kleiner Tagedieb, müde geworden vom Spiel oder von kleinen Arbeiten, die es verrichten musste, stiehlt es sich davon, legt sich hin auf eine weiche Unterlage und dämmert in eine Reise hin zu seinen inneren,

schattenlosen und fraglosen Bildern, so frisch und unverbraucht wie sein Leben sind sie.

Nichts Wesentliches verschläft es, im Gegenteil. Vielleicht reitet es auf Pferden, jagt Löwen, springt von Bäumen in einen Fluss oder einen See, isst Erdbeeren oder Kirschen oder wandelt auf einem Weg, dessen Kieselsteine sich als Bonbons herausstellen. Nichts scheint ihm etwas anhaben zu können, nicht die Welt um es herum, nicht jene in ihm drin, es lebt in einer Leichtigkeit, die die Schwere nicht kennt.

66 Jahre alt war Albert Anker (1831–1910), als er einen schlafenden Knaben zum Meisterwerk erweckte, einem voller Sinnlichkeit, Zärtlich-

keit, Sehnsucht, Sanftmut und Wehmut auch. Anker war auf dem Höhepunkt seines Schaffens, malte mit traumwandlerischer Fertigkeit vor allem Menschen, denen stets der Hauch einer Idylle innewohnt und die Idee einer Harmonie. Anker war ein Maler kleiner Paradiese, heiler Welten, man hat ihm das vorgeworfen, wirft es ihm immer noch vor, zu Unrecht, weil Anker, auch, ein Chronist der Vergänglichkeit war.

Er war viel mehr als ein Maler existenzieller Schonfristen, als ein Sozialromantiker und ein Repräsentant einer schmerzfreien Welt; er war ein Maler unwiederbringlich verlorener Paradiese. *Michael Bahnerth*

Held des amerikanischen Jahrhunderts

Muhammad Ali war nicht nur ein Boxer von unvergleichlicher Eleganz. Als kritischer Patriot spielte er auch eine wichtige gesellschaftliche Rolle.

Hans Ulrich Gumbrecht

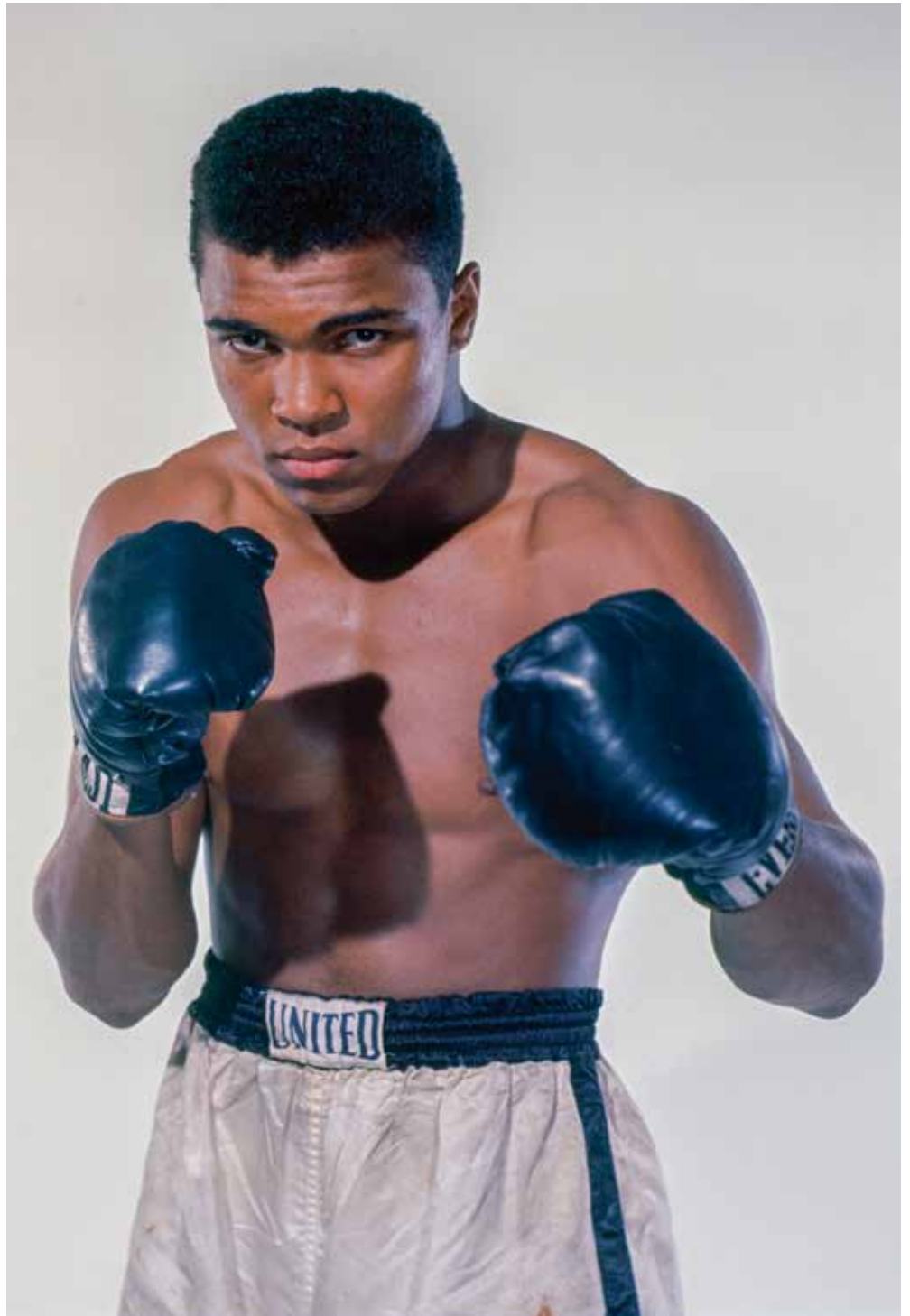
Greatest of All Time: A Tribute to Muhammad Ali. Taschen. 652 S., Fr. 69.90

Keinen Fehler habe ich Barack Obama während der acht Jahre im Weissen Haus so übelgenommen wie den Beschluss, sich bei der Beerdigungsfeier für Muhammad Ali in dessen Geburtsstadt Louisville am 10. Juni 2016 durch Bill Clinton vertreten zu lassen, den unter Afroamerikanern beliebtesten aller seiner Amtsvorgänger. Die Entscheidung entsprach Obamas sonst durchaus plausibler Strategie, als Präsident aller amerikanischen Bürger jeglichen Verdacht auf Privilegierung der eigenen Bevölkerungsgruppe zu vermeiden. Doch die dabei gewiss vorausgesetzte Anerkennung von Muhammad Ali als bedeutendstem Athleten und international berühmtestem schwarzen Amerikaner des 20. Jahrhunderts kam tatsächlich einer Unterschätzung seiner historischen Rolle gleich.

Aura von Würde

Denn niemand hat so nachhaltig wie Muhammad Ali das zwanzigste als jenes Jahrhundert geprägt, das zum amerikanischen Zeitalter wurde. Mehr noch als durch politische Taten aufgrund des Einflusses einer neuen, «populär» genannten Kultur, einer Kultur, welche erst seit Muhammad Ali auch den Sport einschloss. Diese populäre Kultur hob nicht nur in den Vereinigten Staaten immer wieder gesellschaftliche Spannungen auf, ohne sie zu ignorieren, und schenkte ihnen oft sogar den Eindruck einer zugewandten Sinnlichkeit, die ehemalige Probleme und Antagonismen in eine Aura von Würde verwandelte.

Dabei hatte die Sportkarriere des als Cassius Marcellus Clay Jr. geborenen Muhammad Ali eher konventionell begonnen. Nach dem Gewinn der Goldmedaille im Box-Halbschwergewicht mit nur achtzehn Jahren bei den Olympischen Spielen von 1960 in Rom lag der Gedanke nahe, der junge Mann könne – wie eine Reihe anderer Afroamerikaner in den drei vorausgehenden, vom grossen Joe Louis



Stärke und Freiheitswille: Boxlegende Muhammad Ali (1942–2016).

eröffneten Jahrzehnten – eine Chance auf den Weltmeistertitel im Schwergewicht haben.

Dass seine Stärke kaum von der bedrohlichen Kraft einer Schlaghand abhing, sondern von überlegen schneller Beinarbeit und mithin von einer neuen Ästhetik seines Sports, die ihn für Gegner unerreichbar machte, bemerkte das Publikum erst, als Clay begann, sich selbst lautstark – wie noch kein Boxer vor ihm – «gutausschend» zu nennen («I am the prettiest thing that ever lived»), im Gegensatz zu den Gegnern mit ihren von Treffern markierten Boxer-Gesichtern. Schon vor seinem ersten Weltmeisterschaftskampf im Januar 1964 hatte er so diesem traditionell gewaltsamen Sport ein im wörtlichen Sinn neues Aussehen gegeben – das allerdings auch seine Chancen gegen den als brutal geltenden und allem Anschein nach von einer kriminellen Organisation betreuten Titelträger Sonny Liston minimal erscheinen liess.

Begründer der Hip-Hop-Dichtung

Als Liston dann, vollkommen erschöpft und ohne einen Wirkungstreffer gelandet zu haben, zur siebten Runde nicht mehr antrat, nutzte der neue Weltmeister die internationale Medienbühne für eine weitere Innovation, die mich als damals fünfzehnjährigen Hörer der Live-Übertragung via American Forces Network Europe frappte. Auf die Frage eines Reporters, warum er nicht schon vor der siebten Runde versucht habe, durch Knock-out zu gewinnen, antwortete der Sieger in Versform: «He wanted to go to heaven, / so I took him in seven.»

Dieses erneut dem Image des Boxens entgegenlaufende und möglicherweise zur eigenen Überraschung entdeckte Talent (Cassius Clay war in seiner Schulzeit als dyslexisch eingestuft worden) sollte er mit einer Intensität weiter kultivieren, die ihm den Rang eines Begründers der wortartistischen Hip-Hop-Dichtung eingebracht hat.

In die Zeit seines ersten Weltmeistergürtels fällt auch die Begegnung des jungen Champions mit Malcolm X, dem intellektuell charismatischen Aktivisten der schwarzen Bürgerrechtsbewegung und Gläubigen der afroamerikanischen Nation of Islam. Er überzeugte den plötzlich berühmt gewordenen Sportler, seinen angeblich auf einen Sklavenhalter zurückgehenden Geburtsnamen abzulegen, zunächst als Cassius X und dann als Muhammad Ali Muslim zu werden und, vor allem, eine kritische Einstellung gegenüber amerikanischer Politik zu entwickeln, die nie in prinzipiellen Antiamerikanismus umschlagen sollte.

Eher bestand Ali zeitlebens auf sein Recht als amerikanischer Bürger, die für das eigene Leben wichtigen Entscheidungen in persönlicher Unabhängigkeit zu treffen. Ausschlaggebend im Blick auf seine historisch singuläre Bedeutung wurde dabei die 1967 ausgesprochene Weige-

rung, aktiven Wehrdienst im damals auf dem Höhepunkt wechselseitiger Vernichtung angekommenen Vietnamkrieg zu leisten. Manche von Alis Stellungnahmen aus diesem Kontext sind bis heute legendär geblieben, etwa die Bemerkung, dass ihn «noch nie ein Vietcong <Nigger> genannt» habe. Zunächst aber trugen solche Reaktionen nur weiter zur Verurteilung des zwar sportlich sensationellen, aber sonst vor allem arrogant wirkenden Weltmeisters bei der weissen Bevölkerungsmehrheit bei.

In diesem Sinn sprachen ihm die verschiedenen nationalen Boxverbände (ein Chaos-Szenario ganz eigener Art) den Titel ab, während der – nun ehemalige – Weltmeister erstaunlich geduldig auf juristischem Weg sein Recht zur Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen verfolgte. Vier der potenziell besten sportlichen Jahre hatte er verloren, bis der Oberste Gerichtshof 1971 ein Urteil zu seinen Gunsten fällte. Während jener Wartezeit war Muhammad Ali vom exzentrischen Provokateur zum Helden jener amerikanischen Generationen aufgestiegen, die anlässlich des Kriegs in Vietnam eine – bis heute nicht abgeschlossene – kritische Revision des Selbstverständnisses als Nation aufnahmen.

Dem traditionell gewaltsamen Sport gab er im wörtlichen Sinn ein neues Aussehen.

So wurde durch ihn – ausgerechnet in den Jahren ohne Titelkämpfe – Sport zum Teil der Populärkultur in ihrer spezifischen Fähigkeit, anders nicht zu schlichtende Gegensätze aufzuheben. Mit dem eleganten Boxer Muhammad Ali identifizierten sich nun jene intellektuellen Amerikaner, die seinen Sport zuvor verachtet hatten, und selbst unter konservativen Landsleuten fand er Unterstützung für das Grundrecht, in Fragen der Politik und der Religion (hier: als Wehrdienstverweigerer und als Muslim) dem eigenen Gewissen folgen zu dürfen. In der Begeisterung für Muhammad Ali vereinten sich selbst dominant weisse Gruppen der amerikanischen Gesellschaft, die zuvor in permanenter Distanz gelebt hatten.

Sieg als Äquivalent einer Todeserfahrung

Den Historikern scheint jedoch entgangen zu sein, dass der so schon zu Beginn der siebziger Jahre als Held der amerikanischen Epoche etablierte Muhammad Ali eine andere, eher die Traditionen seines Sports erfüllende Identität als Boxer entwickelte. Bei dem Kampf als Herausforderer des mittlerweile amtierenden Weltmeisters Joe Frazier verlor er im März 1971 nach zwölf Runden harter Gegenwehr zum ersten Mal während seiner Profikarriere, und obwohl er später den Titel zurückholte und verteidigte, sprach er nicht mehr von der eigenen

Schönheit und «Grösse», sondern gab zu Protokoll, dass er den Sieg als Äquivalent einer Todeserfahrung erlebt hatte: «the closest thing to dying that I know».

Doch der neue Ali hatte nicht nur als Boxer, Muslim und Aktivist die amerikanische Nation in einem Mass der Begeisterung vereint, das ihr heute fehlt. Zugleich wurde er weltweit als eine Figur verehrt, die das neue Potenzial einer Konvergenz von sportlichem und politischem Engagement verkörperte. So fand sein dritter Kampf gegen Joe Frazier in Manila auf den Philippinen nicht weniger Aufmerksamkeit als er in New York oder Chicago geweckt hätte.

Auch der Höhepunkt in der zweiten Hälfte von Alis Boxer-Karriere ereignete sich am 30. Oktober 1974 ausserhalb Nordamerikas, nämlich in der Hauptstadt von Zaire, wo er den jungen Weltmeister George Foreman in der achten Runde besiegte. Für seine afrikanischen Anhänger, die ihn während der Wochen sportlicher Vorbereitung zu Tausenden mit dem Slogan «Ali, bomaye» («Ali, bring ihn um») auf Schritt und Tritt begleiteten, muss er die Wirklichkeit eines Existenz-Ideals gewesen sein, einer Bündelung von physischer Stärke und politischem Freiheitswillen, dem sie – zum Nachteil des verbal schwerfälligen und körperlich überlegenen Foreman – folgen wollten. Für einen Moment in Alis Leben war das amerikanische Jahrhundert mit seiner Kraft und seinem Potenzial, Widersprüche aufzuheben, global geworden.

Wie so viele aussergewöhnliche Sportler versäumte Ali den richtigen Moment, um seine Laufbahn abzuschliessen. Nach mehreren, auch in den Augen der Bewunderer schmerzhaften Niederlagen kehrte er ab Dezember 1981 nicht mehr in den Ring zurück – und erklärte 1984 öffentlich, dass er an Parkinson erkrankt war.

Während der verbleibenden mehr als drei Jahrzehnte seines Lebens engagierte er sich in vielen politisch und ethisch motivierten Projekten; es wurde zu Muhammad Alis zentraler Mission, die Würde eines fragil gewordenen Körpers im öffentlichen Raum zu zeigen. Als er mit der Fackel in seiner zitternden Hand das olympische Feuer der Spiele in Atlanta 1996 entzündete, begann das amerikanische Jahrhundert zu Ende zu gehen.

Nicht weil sichtbar wurde, welche Wirkung vor allem die Kämpfe gegen Joe Frazier auf Muhammad Alis Physis gehabt hatten, sondern weil jenes Jahrhundert und die von ihm erfundene Kultur ihre Erfüllung in dem afroamerikanischen Goldmedaillengewinner und Boxweltmeister, Hip-Hop-Poeten, Wehrdienstverweigerer und Patrioten mit dem unversehrten Gesicht fanden, der das Leiden, die Rechte und die irritierende Schönheit aller von Krankheit geschlagenen Menschen gegenwärtigte.



Senkt den Puls: Kraftort Wald.

Erfrischende Waldspaziergänge

Daniela Niederberger

Robert Gallmann, Yoshifumi Miyazaki:
Waldbaden. Wanderungen zu Kraftorten im
Kanton Bern. Weber. 240 S., Fr. 49.90

Wer ab und zu einen Waldspaziergang macht, merkt, dass er irgendwie erfrischt heimkommt. Warum das so ist und dass dies nicht bloss der Bewegung geschuldet ist, erfahren wir im Buch «Waldbaden» von Robert Gallmann und dem emeritierten japanischen Professor Yoshifumi Miyazaki. Letzterer hat zahlreiche Studien über «Shinrin-yoku» (baden im Wald) verfasst.

Japan wuchs in den siebziger und achtziger Jahren rasant, es galt als Wirtschaftswunderland. Gleichzeitig wurden die Men-

Schon nach fünfzehn Minuten im Wald war deutlich weniger Cortisol messbar.

schen gestresster, Zivilisationskrankheiten wie Allergien, Diabetes, Bluthochdruck und Herzinfarkte nahmen zu. Die Gesundheitsbehörden propagierten – weise und schlau – das Spazieren im Wald. Das ist gratis, und Wälder gibt es in Japan genug. Waldbaden wurde als prä-

ventive Therapie anerkannt. Professor Miyazaki lieferte den wissenschaftlichen Unterbau, und siehe da: Bei den Probanden, die im Wald spazierten, sank nach kurzer Zeit der Puls, die Hirnaktivität entspannte sich, der Blutdruck regulierte sich, und im Speichel liess sich weniger Cortisol nachweisen. Cortisol ist ein Stresshormon, das, wenn es länger erhöht auftritt, das Immunsystem schwächt. Schon nach fünfzehn Minuten im Wald war deutlich weniger Cortisol messbar. Das Entspannungsniveau der Studienteilnehmer war um 56 Prozent höher als jenes der Probanden, die zum Vergleich irgendwo in der Stadt sassen.

Vom Gurnigel zur Schüpfenflue

Interessant ist auch, dass der uninformierte Waldgänger ja den vagen Eindruck hat, die Waldluft tue ihm gut. Tatsächlich hilft sie dem Körper, sich gegen Krebs zu wehren. Wie das? Die Bäume sondern sogenannte Phytonzide ab, um sich gegen Fressfeinde zu wehren. Das menschliche Immunsystem reagiert auf diese Stoffe, indem es T-Killerzellen bildet. Diese machen Jagd auf Krebszellen. Nach drei Stunden im Wald an drei aufeinanderfolgenden Tagen hatten die Probanden 50 Prozent mehr T-Killerzellen.

Das tönt jetzt alles sehr wissenschaftlich, doch keine Angst: Es ist bloss der kurze erste Teil des Buches. Dieses ist dank Grossformat und wunderschönen, atmosphärischen Fotos bestens für den Salontisch geeignet. Ein-

gestreute Haikus – japanische Kürzestgedichte – und weise Worte von Konfuzius bis Kafka verleihen dem Werk darüber hinaus etwas Poetisches. Und dann ist da ja noch der Hauptteil: 33 Wanderungen durch wahnsinnig fotogene Wälder zu mystischen Kraftorten.

Warum diese allerdings alle im Kanton Bern liegen, erschliesst sich der Leserin nicht. Nichts gegen den schönen Kanton, und natürlich nimmt man sich vor, bald einmal vom Gurnigel zur Schüpfenflue zu wandern oder entlang der wilden Sense zum Kraftort Riedburg. Auch die Wälder im Emmental um die Ruine Wartenstein sind schön. Aber gerne würde man auch Wandervorschläge aus anderen Landesteilen erhalten. Und Zeitangaben wären nützlich. Doch insgesamt macht dieser kuriose Wissenschafts-Poesie-Wanderführer-Hybrid Freude.



Liberaler in illiberalen Zeiten

Christophe Büchi

Léonard Burnand: Benjamin Constant.
Perrin. 349 S., Fr. 36.90

In der Bibel steht, dass der Prophet im eigenen Land wenig gilt. Benjamin Constant (1767–1830) ist dafür ein schlagendes Beispiel – wobei man die Rede vom eigenen Land hier in der Pluralform formulieren müsste. Constant war nämlich, soweit dieser Begriff auf seine Zeit angewendet werden darf, französisch-schweizerischer Doppelbürger. Oder genauer: Er war von der Geburt her, denn die Waadt war bis 1798 bernisches Untertanenland, ein waadtländischer Welschberner hugenottischer Abstammung, dem erst im Erwachsenenalter die französische Nationalität zuerkannt wurde.

In der Schweiz kam ihm in die Quere, dass er zu einer Sprachminderheit gehörte und einen wesentlichen Teil seines Lebens in Frankreich verbrachte. In Frankreich blieb er ein Alien, weil er aus der Eidgenossenschaft stammte und von seiner Waadtländer Abstammung mehr geprägt war, als es auf den ersten Blick den Anschein machte. Als Abkömmling eines republikanischen Staatenbunds, vor allem aber

Auch die Tatsache, dass er als Rothaariger einer Minderheit angehörte, hat Bedeutung.

auch als Protestant und Liberaler stellte er im Frankreich des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts eine untypische Erscheinung dar. Auch die Tatsache, dass er als Rothaariger von der Physis her einer kleinen Minderheit angehörte, hat Bedeutung. All dies macht ihn ungewöhnlich – und hochinteressant. Die bedauernswerte Folge dieser multikulturellen Identität ist jedoch, dass Constant bis heute weder in der Schweiz noch in Frankreich den Rang einnimmt, der diesem grossen politischen Denker und Schriftsteller eigentlich zukommt.

Widerspenstig, widersprüchlich

Dies könnte sich in Zukunft ein Stück weit ändern. Denn der Lausanner Léonard Burnand hat Constant eine schöne Biografie gewidmet, die im renommierten Pariser Verlag Perrin erschienen ist und zu Recht gelobt wird. Von besonderer Bedeutung ist dabei, dass diese Biografie von einem Historiker stammt; bisher gaben sich vor allem Literaturwissenschaftler

und Spezialisten für politische Ideen und für Philosophiegeschichte mit Constant ab. Der historische Kontext kam bei ihnen oft zu kurz. Der Historiker Burnand hingegen ist ein ausgewiesener Kenner des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Er versteht es, Constant in die Zeitgeschichte einzubetten. Und überdies ist der Autor, der als Direktor des Institut Benjamin Constant und als Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Lausanne firmiert, ein begnadeter Erzähler, der mit Empathie an die schillernde Persönlichkeit Constants herangeht und über etwas verfügt, was in Biografien von Fachhistorikern eher selten ist: Schalk und einen geschärften Sinn dafür, wie man eine Geschichte spannend erzählt. Witz und Wissen: Was will man mehr? Nun ist anzufügen, dass Henri-Benjamin Constant de Rebecque, wie er mit vollem Namen hiess, eine veritable Romanfigur ist und in seiner Existenz alle Ingredienzen der



Wunderkind: Constant (1767–1830).

«Comédie humaine» vermischt sind: Tragik, Erotik, hochfliegende Spekulationen und krachende Abstürze, Macht und Machtlosigkeit, Spielsucht und Vielweiberei. Sein Start ins Leben stand unter einem schwarzen Stern: Kurz nach seiner Geburt am 25. Oktober 1767 starb die Mutter, ähnlich wie bei Jean-Jacques Rousseau. Man stelle sich die tragische Szene vor: Der Taufe in der Kirche Saint-François in Lausanne folgte ein Tag später, mit den gleichen Teilnehmern, die Beerdigung der Mutter. Kein Wunder, dass das Kind, der «Sohn der Toten», sich sein Leben lang anstrenge, ge-

liebt zu werden, und gleichzeitig lebenslang vor festen Bindungen zurückschreckte.

Benjamin war ein Wunderkind: Mit fünf Jahren beherrschte er das griechische Alphabet, mit zwölf Jahren schrieb er sein erstes Theaterstück, daneben spielte er ausgezeichnet Cembalo. Und gleichzeitig war er wild, wirr, turbulent, schwierig, in die eine Richtung getrieben und gleichzeitig in die andere – ein widerspenstiger und widersprüchlicher Charakter, den er selbst in einem Brief mit dem schönen Satz kennzeichnete: «Jedes Individuum hat in seinem Innern einen Bürgerkrieg.»

Spielsucht und Rotlichtmilieu

Die Constants waren eine im 16. Jahrhundert aus Frankreich eingewanderte Waadtländer Hugenottenfamilie, deren männliche Mitglieder sich vor allem in holländischen Soldatenbetrieben betätigten. Die Familie mütterlicherseits, de Chandieu, stammte aus dem gleichen Milieu und war vor allem für den französischen König tätig. Nach dem Tod von Benjamins Mutter begann zwischen den Grossmüttern ein Rosenkrieg um die Obhut des Kleinen. Benjamins Vater Juste, der eine bernische Kompanie in niederländischem Sold kommandierte und meist weit weg war, gab seinen Sohn in die Obhut von Privatlehrern, von denen einige strohdumm, andere sittlich verworfen und wieder andere beides gleichzeitig waren. Und alle waren sie durch den hochbegabten und gleichzeitig hochgefährdeten Jüngling hoffnungslos überfordert.

1785 kam Benjamin nach Paris, wo er bald der Spielsucht verfiel und sich im Rotlichtmilieu herumtrieb. Es folgten Lehr- und Wanderjahre in Deutschland, Schottland, wieder in Paris. Schicksalsentscheidend wurde 1794 die Begegnung mit Germaine de Staël, der ebenfalls hochbegabten Tochter des Financiers Jacques Necker. Mit ihr zusammen wurde Constant zu einem Vordenker des französischen Frühliberalismus. Im Zeitalter Napoleons und in der Restaurationszeit setzte er sich als Publizist und Politiker für individuelle

Freiheit, gegen staatliche Übergriffe und nicht zuletzt auch gegen den Sklavenhandel ein. Im Dezember 1830, nach der Julirevolution, starb er in Paris. An seiner Beerdigung waren 150 000 Menschen zugegen – ein Fünftel der Stadtbevölkerung.

All dies erzählt sein Biograf Burnand mit Verve und breitem historischen Sachverstand. In einer Zeit, da die individuelle Freiheit und vor allem auch die Freiheit der Rede und des Denkens durch wachsende Intoleranz und zunehmende Denkverbote bedroht ist, kann uns Constant nur guttun.

Nachruf

A. B. Yehoshua (1936 – 2022)

Pierre Heumann

Physisch schon stark von seinem Krebsleiden gezeichnet, begrüßte er mich vor einem Jahr in seiner Wohnung nahe von Tel Aviv. Abraham B. Yehoshua, der Autor von elf Romanen, mehreren Theaterstücken, Kinderbüchern und Kurzgeschichtensammlungen, sprühte weiterhin vor Energie. Der Schriftsteller, dessen Bücher aus dem Hebräischen in 28 Sprachen übersetzt wurden, erzählte begeistert von seinem Buchprojekt, das ihn damals beschäftigte. Doch dann sagte er plötzlich: «Ich beneide die Toten.» Seit dem Tod seiner Frau, die während 56 Jahren seine beste Freundin war und die er abgöttisch geliebt hatte, sei das Leben für ihn «nicht mehr interessant».

Buli, wie ihn seine Freunde nannten, wollte sich in der ihm verbliebenen Zeit mit der Gegenwart beschäftigen. «Wir befassen uns zu stark mit Erinnerungen», sagte er bei unserem letzten Treffen vor einem Jahr und nannte als Beispiel den Holocaust, das Trauma, das immer noch auf Israel und seinen Bewohnern lastet.

Um sich davon zu befreien, empfahl er dem Land eine «positive Demenz», auf dass es sich von den Erinnerungen an die tragische Vergangenheit befreien könne. Denn es gebe hier und jetzt komplexe Probleme, die dringend gelöst werden müssten, sagte er. Als Beispiel erwähnte er, dass Israel im Westjordanland seit

dem Sechstagekrieg von 1967 das Leben von 2,5 Millionen Palästinensern bestimme – «das ist nicht haltbar».

Yehoshua war einer der ersten israelischen Intellektuellen gewesen, die vor den Konsequenzen der andauernden Besatzung des Westjordanlands warnten. Dabei, ereiferte er sich, gebe es in der Wüste Negev, die rund die Hälfte des Staatsgebietes ausmache, genügend Raum für politisch unbedenkliche Ansiedlungen.

Und dann warb er für die Idee, die ihm bei seinen Landsleuten viel Kritik eingetragen hatte. Nachdem er sich während Jahrzehnten

«Wir befassen uns zu stark mit Erinnerungen», sagte er bei unserem letzten Treffen.

dafür eingesetzt hatte, dass Israelis und Palästinenser Seite an Seite in zwei Staaten leben sollten, gab er sich jetzt desillusioniert: Eine Trennung zwischen Israel und dem Westjordanland sei nicht mehr machbar, konstatierte er.

Deshalb plädierte er für eine Einstaatlösung: Israelis und Palästinenser sollten in einem gemeinsamen Staat leben. Er wisse zwar, dass damit «riesige neue Probleme» geschaffen würden. Aber, meinte er dann: «Seit mehr als siebenzig Jahren leben jüdische Israelis mit der arabischen Minderheit in Frieden, trotz zahlreichen Kriegen mit arabischen Nachbarn und Palästinenseraufständen.» Dass die Koexistenz all diesen Belastungen standgehalten habe, stelle doch sowohl Juden als auch Palästinensern ein hervorragendes Zeugnis aus. War er ein realistischer Vordenker oder ein naiver Fantast?

Typisch für Yehoshuas Werk ist seine dialektische Sicht auf die Romanfiguren, was seinen Erzählungen Spannung verleiht. Meinungen und Wahrheiten sind einem ständigen Wandel unterworfen, stets im Fluss. Die Protagonisten haben oft Fehler, sind aber stets sympathisch. Und selbst bei den tragischen Ereignissen, die er schildert, schimmert immer auch ein sanfter, liebevoller Humor durch, ein Humor, der Yehoshua auch als Menschen ausgezeichnet hat. Sein literarisches Vorbild war William Faulkner, von dem er wiederholt voller Bewunderung sprach.

Buli, der stets Lebensfreude ausstrahlte, starb Mitte Juni in einem Tel Aviver Krankenhaus, nachdem er wegen Speiseröhrenkrebs behandelt worden war, der Metastasen gebildet hatte.



Liebevoller Humor: Autor Yehoshua.



Konfliktdynamik: Zürich, 9. November 1918.

Schwieriger Umgang mit dem Generalstreik Rudolf Strahm

Martin A. Senn, Tobias Straumann:
Unruhe im Kleinstaat. Der schweizerische
Generalstreik von 1918 im internationalen
Vergleich. Schwabe. 257 S., Fr. 42.90

Der Generalstreik vom November 1918 ist eine der markantesten und in der Spätwirkung einflussreichsten Episoden der Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wenn Schüler im Geschichtsunterricht je etwas vom Generalstreik mitbekommen, dann sind es die neun Forderungen der Streikführung, die als Vorwegnahme von heute selbstverständlichen Reformen daher kommen, etwa das Frauenstimmrecht, das Proporzwahlssystem, der 8-Stunden-Tag respektive die 48-Stunden-Woche, die Alters- und Invalidenversicherung oder die Sicherung der Nahrungsmittelversorgung. So einleuchtend die Streikforderungen von 1918 aus heutiger Sicht sind, für Historiker ist die Geschichtsschreibung zum Generalstreik noch immer ein deutungsoffenes Kapitel.

Der Publizist Martin A. Senn hat zusammen mit dem Geschichtspräsidenten Tobias Straumann eine neue Abhandlung vorgelegt. Das Buch ist angenehm verständlich lesbar und belegt die Ereignisse und Debatten ausgiebig mit historischen Quellen. Die Autoren erheben den



Anspruch, die erste umfassende Generalstreik-Geschichte von Willi Gautschi (1968) und die Dutzenden seither erschienenen Publikationen in neuem Lichte zu konkretisieren.

Den Landesstreik von 1918 vergleichen sie mit den zugleich erfolgenden Unruhen in den andern europäischen Kleinstaaten Niederlande, Schweden, Norwegen und Dänemark. Ihre Hauptthese lautet, dass in der Schweiz die extremere Radikalisierung der Arbeiterbewegung auch bedingt war durch deren fehlende politische Integration und die Arroganz des damals herrschenden Freisinns. Die These wird nicht durchgängig belegt, ist aber einleuchtend. Vor dem Generalstreik hatte die FDP mit 41 Prozent Stimmenanteil aus den Wahlen

Die Geschichtsschreibung zum Generalstreik ist noch immer ein deutungsoffenes Kapitel.

1917 dank dem Majorzsystem mit 103 von 189 Sitzen die absolute Mehrheit im Nationalrat – die SP mit 31 Prozent Stimmenanteil 20 Sitze.

Senn und Straumann heben hervor, dass die Notlage und Verelendung der Arbeiterschaft gegen Kriegsende im November 1918 durch Lohnerhöhungen und die Verbesserung der Nahrungsmittelversorgung schon markant gemildert worden seien. Damit relativieren sie die armutsbezogenen Deutungen vorangehender Historiker. Nicht bestritten wird aber, dass die Provokationen des Bürgertums, die Un-

nachgiebigkeit des Bundesrats, die Aufbietung der Armee und ausgerechnet der Dragonerschwadronen vom Lande im November 1918 die Radikalisierung befeuert haben.

Unterschiedliche Geschichtsdeutung

Die Autoren bringen indes wenig Kenntnis von der Dynamik sozialer Bewegungen in Konflikteskalationen in die Debatte. Es ist nämlich nicht unlogisch, dass sich die Radikalisierung einer Bewegung erst dann manifestiert, wenn der äussere Leidensdruck bereits nachgelassen hat. Die Autoren beschreiben sehr wohl die Konfliktdynamik in den führenden Gremien anhand von Zitaten. Wie die Radikalisierungsdynamik aber in den Veranstaltungen an der gewerkschaftlichen und der SP-Basis ablief und wie die Kampfmotivation hochgeschaukelt wurde, können sie (wohl auch mangels Protokollen) nicht beschreiben. Sie beschränken sich auf die Wiedergabe von publizierten Stimmenverhältnissen und Beschlüssen.

Höchst spannend wird im Buch die Auseinandersetzung beschrieben zwischen Robert Grimm, dem Initianten und Präsidenten des Oltener Aktionskomitees (OAK), einerseits und dem radikalen Fritz Platten andererseits, der in der Arbeiterunion (AU) und der SP in Zürich die Basis mobilisierte und sich als ihr radikaler Sprecher hervortat. Während Grimm seine Kampfrhetorik stets mit Forderungen für die Verbesserung der Ernährungslage, die Errichtung eines Ernährungsamts, die Lebensmittelrationierung und den Wohnungsbau konkretisierte – und natürlich auf die (vom Volk angenommene) unverzügliche Proporzwahl des Nationalrats Gewicht legte –, insistierte der radikale Platten auf dem Generalstreik als Kampfvehikel zur allgemeinen sozialistischen Machtergreifung durch das Proletariat.

Bereits im Vorfeld des Generalstreiks zeichnete sich also aus heutiger Sicht die 1921 erfolgte Abspaltung der Kommunistischen Parteigruppe mit Platten von der Sozialdemokratischen Partei ab. Während Grimm als begabter Organisator der SP später als Berner Regierungsrat und im Zweiten Weltkrieg als Verantwortlicher für die Landesversorgung wirkte, wurde Platten als Wortführer des revolutionären marxistischen Flügels bald zum Präsidiumsmitglied der kommunistischen Internationale ernannt und viel später als Auswanderer in Russland während des Stalin-Terrors ermordet.

Dieses informative Buch über die «Unruhe im Kleinstaat» kann ich jedem Geschichtsinteressierten empfehlen. Doch die Diskussion, ob der Generalstreik von 1918 ein legitimes proletarisches Kampfmittel der Arbeiterbewegung oder ein kommunistisch inspirierter Umsturzversuch war, wird es nicht beenden.

Rudolf Strahm, 78, war SP-Zentralsekretär, später SP-Nationalrat, danach Eidg. Preisüberwacher.



Die Bibel Gottes Wille

Dein Wille geschehe (Matthäus 6, 10). – Die ersten drei Bitten des Unservater-Gebets sind Gott gewidmet: dein Name, dein Reich, dein Wille. Das obige Zitat ist eigentlich keine Bitte, sondern ein Zugeständnis an Gott: Mein eigener Wille steht im Vordergrund, aber sein Wille möge geschehen, wenn es nicht anders geht. So hat auch Jesus diesen Satz im Garten Gethsemane ausgesprochen. *Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, [. . .] so geschehe dein Wille* (Mat 26, 42). Jesus nimmt seine Hinrichtung hin. Dass Gott so etwas will, mutet zynisch an. Jesus als Sonderfall offenbart Gott. Aber was ist mit den Menschen, die von machtbesessenen Despoten bedrückt, beraubt, eingesperrt, getötet werden? Für sie scheint die Bitte ins Leere zu laufen, denn Menschenschinderei ist nicht Gottes Wille.

Die Geschundenen kann vielleicht der Nachsatz «wie im Himmel, so auf Erden» trösten. Es gibt Bereiche, wo der Wille Gottes bereits geschieht: Im anders gearteten Himmel, aber auch unter den Menschen hier und jetzt, denn *das Reich Gottes ist mitten unter euch* (Luk 17, 21). Die Welt ist mit Exklaven des Reiches Gottes übersät. Und meistens ist der Unterschied zwischen meinem Willen und dem Lauf der Dinge nicht so erschreckend wie in den Menschenschinder-Systemen. Mein Leben verläuft bloss etwas anders, als ich dachte. In der Regel erweist sich der Weg, den man nicht gewählt hat, als gut. Auch was meinem Willen zuwiderläuft, wird Teil meines Wesens. Hier weitet sich der Horizont: Mit dem Willen Gottes ist nicht die Beachtung seiner Gebote im Blick, sondern die Erfüllung seines Heilsplans. Dieser ist über alles Leid und alle Orientierungskrisen hinweg unerschütterlich. Das Alte Testament sagt es so: *Das Herz des Menschen plant seinen Weg, aber der Herr lenkt seinen Schritt* (Sprüche 16, 9).

Peter Ruch

Der Mann mit dem Vergeblichkeitsglück

Der Aussenseiter Ethan Hawke gehört zu den unterschätztesten Mimen Hollywoods. Auch in Nebenrollen ragt er heraus.

Wolfram Knorr

The Northman (GB/USA, 2022)
 Von Robert Eggers. Mit Alexander Skarsgård,
 Ethan Hawke u. a.

Wehe, wenn das nordisch-mystische Ur sich öffnet, dann dräut finsternes Unheil: Wikingerkönig Aurvandil wird vom Bruder abgemurkst, und Amleth, des Königs Filius, wird zum blutigen Wüterich. In der düsteren Gewaltorgie «The Northman», in der sogar der Schlamm wütet, ist Ethan Hawke, 51, kreidebleich und rostig wie ein Nagel, der König. Wer beim Namen Amleth an Shakespeare denkt, liegt trotzdem daneben. Amleth ist kein Hamlet, kein Zauderer, sondern ein Totschläger – und Ethan Hawke, der Hollywood-Mime, mittendrin, der Flaneur, der verzagte Charmeur, auf Bühnen mit Klassikern brillierend, Filme drehend, Romane schreibend. Ein *American hero*? Kaum; dazu ist er zu sperrig, zu widerborstig fürs Show-Gewerbe, und deshalb auch kein Everybody's Darling. Als er den Hamlet im gleichnamigen Film von Michael Almereyda gab, blickte er so düster drein, als würden seine Lebensgeister auf einem Amboss geplättet. Vielleicht aber war er nur so missgelaunt, weil er den Story-Transfer aus einer längst vergangenen Zeit in die Gegenwart albern und verwirrend fand («Die Zeit ist aus den Fugen – schlimm zu denken, dass ich geboren ward, sie einzurenken»). Shakespeare-Puristen ging das zu weit.

Einsamer Reiter

Ethan Hawke ist kantig, verquer, unhandlich, selbst als einsamer Reiter in Western («In a Valley of Violence», 2016, «The Magnificent Seven», 2016). Der 1970 in Austin, Texas, geborene Schauspieler, Drehbuchautor, Produzent und Schriftsteller, der schon als Vierzehnjähriger im Science-Fiction-Film «Explorers» (1985) vor der Kamera stand, Ausbildungen an renommierten Schauspielschulen absolvierte, hatte 1989 seinen Durchbruch als extrem verklemmter Pennäler in Peter Weirs «Dead Poets Society». Die Neigung, gegen den Strom zu

schwimmen, ist sein Markenzeichen, und er kultivierte es mit dem Independent-Regisseur Richard Linklater in dessen Quasselfilmen «Before Sunrise» (1995), «Before Sunset» (2004) und «Before Midnight» (2013). Neben Julie Delpy gab er sich, ziemlich authentisch, wie er sich selber am liebsten sieht: als feinnervigen, intellektuellen Zeitgenossen, mit einer sanften Müdigkeit in den Zügen und ein wenig stadtneurotischem Bajazzo-Humor auf den Lippen. Wien, Paris, ein Griechenlandurlaub sind die,

Neben Julie Delpy gab er sich, ziemlich authentisch, wie er sich selber am liebsten sieht.

ein wenig an Woody Allen gemahnenden, schicken Flirtstationen der schmetterling-heiteren Dialoglichtspiele. In Echtzeit gedreht, waren sie erstaunlich kurzweilig, hatten Charme, transportierten aber auch Leergut. Für «Boyhood» (2014), der über einen Zeitraum von zehn Jahren gedreht wurde, kehrte er nochmals zu Linklater zurück. Auch für Almereyda («Hamlet») stand er 2020 in «Tesla» wieder vor der Kamera und spielte den unterschätzten Erfinder Nikola Tesla, der mit der Energieübertragung durch Zweiphasenwechselstrom berühmt wurde und trotzdem zwischen Thomas Alva Edison und George Westinghouse unter-

ging und 1943 verarmt starb. Nicht zufällig hat Autobauer Elon Musk sein Modell nach ihm benannt. In Christopher Nolans Zauberfilm «The Prestige» (2006) hat David Bowie als Tesla einen eindrucklichen kleinen Auftritt.

Zwar spielt Almereyda auch hier wieder mit den Zeitebenen, aber vor dem Hintergrund der Physikexperimentiererei ergibt das Sinn, dem auch Ethan Hawke als verknozt Einzelgänger gerecht wird, der die windkanal-erprobten Kollegen im Grunde hasst, aber es niemals zugeben würde. Seinem ausgeprägten Desinteresse an allem, was etabliert ist, entsprang wohl auch sein Engagement, neben Klaus Maria Brandauer in «White Fang» (1991) einen Zivilisationsflüchtling zu spielen, der zur Zeit des Goldrauschs in die Wildnis Alaskas abhaut. «Gattica» (1997), einer der intelligentesten SF-Filme, dreht den Spieß um: Hawke ist ein «Normalo» in einer Welt, in der nur noch künstlich erzeugte Menschen akzeptiert werden. Seine Zukunftsaussichten sind folglich mies. Er ist ein «In-Valid», findet nur Arbeit als Reinigungskraft in einem Raumfahrtzentrum, wo er allerhand anstellt. Ist zwar ein bekannter Plot, aber Hawke gibt der Rolle eine erstaunlich beunruhigende Intensität.

Bei den Dreharbeiten zu «Gattica» lernte er Uma Thurman kennen, mit der er einige Jahre verheiratet war, zwei Kinder hatte, in die Klatschpresse geriet wegen einer Affäre mit dem Kindermädchen und damit Teil jener Showbiz-Gemeinde wurde, um die er immer einen grossen Bogen gemacht hatte. Darauf zog er sich ins legendäre «Chelsea Hotel» zurück, nannte die Zeit seine «schwarzen Jahre» und widmete sich wieder der Schriftstellerei. 1996 hatte er mit «The Hottest State» sein Debüt, dem «Ash Wednesday» (2002) und «Rules for a Knight» (2015) folgten. Das Echo war bescheiden, die Literaturkritik reagierte unerschwellig, nach dem Motto: Was hat der in diesem Revier zu suchen? Seinem Reiseroman «Aschermittwoch» wurde vorgeworfen, ein Hollywoodianer wolle eine fremde Welt besetzen. Dabei greifen viele Stars zur Feder, wenn auch ihre Werke weniger ambitiös sind





Fernsehen

«G & G» im Quotenkeller

René Hildbrand

Gesichter und Geschichten: SRF 1, 18.35 Uhr

Vor eineinhalb Jahren wurde aus der People-Sendung «Glanz und Gloria» das Gesellschaftsmagazin «Gesichter und Geschichten». Das neue Konzept mit verlängerter Sendezeit hat sich nicht bewährt. «G & G» floppt. Die Quoten sind im Keller. Im Fernsehen gilt: Je näher die Primetime, desto höher die Zuschauerzahlen. Das schafft «G & G» nicht. Täglich wird das Magazin quotenmässig vom vorgängig ausgestrahlten Format abgekocht. In der einfach gestrickten Sendung «Mini Chuchi, dini Chuchi» werden von Hobbyköchinnen und -köchen persönliche Rezepte zubereitet. Der Marktanteilunterschied beträgt mitunter zehn Prozent und mehr. Es gibt Tage, an denen «G & G» gerade noch 70 000 Zuschauer erreicht. Beim anschließenden Nachrichtenmagazin «Schweiz aktuell» schnellen die Zahlen locker um über 200 000 Betrachter hoch.

Weil Kochen offensichtlich besser funktioniert als Geschichten und Interviews mit oft namenlosen Künstlern und Musikgruppen, lässt «G & G» ab und zu die Bündner Köchin Rebecca Clopath anrichten. Hilft auch nicht. Zu den «G & G»-Lieblingsschwerpunkten gehören Geschichten aus dem LGBTIQ-Bereich. Dieses Magazin ist akzidentell, ein *Chrüsümüsi*, das kein Zuschauer braucht. Wie es klappen kann, zeigen mit emotionalen Geschichten täglich «Brisant» (ARD) sowie «Hallo Deutschland» und «Leute heute» (beide ZDF). Bei «G & G» haben die Moderatorin Nicole Berchtold und ihr Kollege Salar Bahrapoori gekündigt. Die beiden sind erwachsen geworden.

Kunst

Rudolf Koller, ganz nah

Angelika Maass

Rudolf Koller: Die Skizzenbücher.
Kunsthaus Zürich. Bis 14. August.
Katalog: Scheidegger & Spiess. 96 S., Fr. 22.–

Er war noch ein Kind, als ihm klar wurde, was er werden wollte: Pferdemaler. Kurz vor seinem 15. Geburtstag verliess er die Kantonale Industrieschule, an der auch sein späterer Freund Gottfried Keller gewesen und weggewiesen worden war, und ging nun bei Zürcher Künstlern in die Lehre: Rudolf Koller (1828–1905), Sohn eines Metzgers, dann Wirtes in Zürich und einer Schaffhauserin.

Drei Jahrzehnte danach, Koller war längst nicht nur Pferde-, sondern Tiermaler und Landschaftler geworden, sollte er jenes Werk schaffen, das zu seinem berühmtesten wurde: «Die Gotthardpost» (1873), wie sie in rasender Fahrt bergab eine Rinderherde überholt. Eine «Allegorie auf die Beschleunigung der Verkehrsmittel», wie ein Kenner einmal gesagt hat. Alles, woraus sich das Gemälde zusammensetzt – die Figuren der Pferde, der Kühe, des Kalbes, des Kutschers und der Kutsche, die Passstrasse und die Berglandschaft, die Atmosphäre in hellstem Licht und die durchsonnte Höhenluft –, beruht auf Kollers genauester Auffassung von Wirklichkeit und realen, eigenen Erfahrungen.

«Fantasie und Geist»

Natürlich kommt auch «Die Gotthardpost» in der aktuellen Ausstellung im Kunsthaus Zürich vor, nicht zentral, aber in einer kleinen Auswahl aus den vielen Zeichnungen und Ölskizzen, die Koller auf dem Weg bis zur gültigen Lösung schuf. Sie geben eine Ahnung davon, wie sorgfältig der Künstler seine Gemälde vorbereitete, die dann langsam und

*Betörend ist, wie ihm mit Graftstift,
zuweilen auch Feder, nur mit
Linie und Schraffur alles gelingt.*

überlegt entstanden, bis zu dem Moment, da es für ihn stimmte und «Fantasie und Geist» im Verbund mit «Können und Wissen» ihr Möglichstes getan hatten. Doch nicht die Gemälde stehen hier im Vordergrund, sondern Kollers Zeichnungen. Und da wird deutlich: Selbst wenn man Rudolf Koller gut zu kennen glaubt, ist er immer wieder für Überraschungen gut. Die gegenwärtige Kabinett-ausstellung, die so reich ist, dass man auch nach einem zweiten Besuch längst nicht alles «ausguckt» hat, beweist es.

Koller, dieser stimmungsvolle Schweizer Realist, tritt uns als ein Künstler entgegen, dem wir bei der Aneignung von Wirklichkeit über die Schulter schauen können – zeichnend, unmittelbar, in der ihm eigenen wechsellvollen Handschrift. Sein zeichnerischer Kosmos ist in einer Fülle von Skizzenbüchern bewahrt, von denen sich 85 erhalten haben; 67 sind bald nach Kollers Tod aus dem Nachlass in die Grafische Sammlung des Kunsthauses gelangt. Diese Skizzenbücher wurden nun in mehrjähriger Arbeit restauriert und digitalisiert; zehn der wichtigsten sind inzwischen auf Digital.kunsthau.ch abrufbar. Und die von Jonas Beyer kuratierte Schau setzt der vorangegangenen Arbeit die Krone auf.

Aus der Unmenge der mehr als 3600 Skizzenblätter wurden über sechzig ausgewählt, ergänzt durch zwölf Gemälde, die mit ihnen in direkter Verbindung stehen. Vom vollendeten Blatt bis zum auf wenige Zeichen verkürzten Stenogramm ist da alles zu sehen, und man mag aus heutiger Sicht bedauern, dass Koller nur für sich und seine Malervorratskammer, aber nicht für die Öffentlichkeit zeichnete und sich regelrecht weigerte, seine Ölskizzen und Zeichnun-



Tierseelenmaler:

gen auszustellen. Lebendigkeit, Direktheit, Spontaneität und Dynamik sind da zu spüren, aber auch Innigkeit, Aufgehen in der Landschaft, ja Glücksmomente in der Begegnung mit Tieren; Tiere als Mitgeschöpfe des Menschen.

Wie eine Erscheinung

Man hat zu Recht von Koller als einem Tierseelenmaler gesprochen. Er ist mit Tieren aufgewachsen, hat mit ihnen gelebt, hat sich, als er 1862 mit seiner Frau auf die noch sehr ursprüngliche Hornau am Zürichhorn zog, in ein umgebautes Haus mit reichlich Land drum herum und natürlichem Seeufer, eine ganze Menagerie heimischer Nutztiere zugelegt. Weitere Tiere erstand er, nur um sie zu malen (danach wurden sie wieder verkauft). Der Zeichner Koller schaut mit unverfälschtem Blick, der dem Gegenüber gerecht werden will; egal, ob es sich um Hunde, Pferde, Ziegen, Schafe oder Kühe, immer wieder Kühe, handelt, ob sie einzeln oder in Gruppen auftreten, bewegt oder ruhend, ob mit oder ohne Umgebung. Geradezu betörend ist, wie ihm mit Grafitstift, zuweilen auch Feder, nur mit

Linie und Schraffur alles gelingt: Bald bildmässig aufgefasst, bald fragmentarisch auf ein Ganzesweisend, realistisch oder genial abstrahiert – der Künstler Koller kommt einem da durchaus nah.

Und ja, im Skizzieren und Festhalten der Wirklichkeit kommt er uns heute oft näher als in manchem seiner ausgeführten Gemälde. Einen Beweis liefert etwa der «Ruhende Löwe», den Koller wohl 1851 in Wien, im Tiergarten Schönbrunn, gesehen hat. Das kleine Blatt ist von un-

Koller besuchte alle zwei Jahre Paris mit seinen Museen und dem Salon – nie ohne Skizzenbuch!

glaublicher Naturwahrheit und zählt zu den Meisterzeichnungen der Grafischen Sammlung des Kunsthhauses. Seine Ausführung besticht durch die vollendete Verbindung von Hell und Dunkel, von Präzision und leichter Hand. Später hat Koller den nun mit offenen Augen ruhenden Löwen – im Hintergrund bleicht ein Gerippe – in die Wüste versetzt (wo Koller nie war): ein

schönes Gemälde mit Variationen von Beige- und Brauntönen und Anklängen von Genre-Malerei, aber kein Meisterwerk.

Direkt unter dem Löwengemälde befindet sich eine von drei Medienstationen, die je das Digitalisat eines Skizzenbuches bieten, an dieser Stelle das mit den Wiener Löwenbildern. Es lohnt sich, nicht nur hier, sondern an jeder Station ausgiebig haltzumachen. Man stösst dabei nicht nur auf vieles, was einem hilft, Koller besser zu sehen und den suchenden Künstler zu erkennen, der so virtuos Volumen und Licht in der freien Natur darzustellen wusste, sondern auch auf hübsche Details von Pariser Kunsterfahrungen.

Koller, der schon immer reisefreudig war, besuchte rund alle zwei Jahre Paris mit seinen Museen und dem Salon – nie ohne Skizzenbuch! Im vorliegenden hielt er vieles fest, ausnahmsweise auch Text. Neben der raschen Skizze eines Gemäldes steht der Name des Künstlers, vielleicht auch, dass er mit einer Medaille ausgezeichnet wurde, und Manets «Olympia», noch ganz frisch (1863), hat ihn vermutlich stark beeindruckt: Sein knappes Bildnotat hält neben den Formen vor allem das Hell-Dunkel-Verhältnis fest. Und dann



Skizze zur «Gotthardpost».



Glücksmoment: Studie zu «Idylle am Hasliberg».

das Kälbchen auf dem Tragreff, das mir nicht mehr aus dem Kopf geht; es ist mir beim Blättern an der ersten Medienstation begegnet. Dreimal taucht es auf. Einmal ganz nah, in seinem innersten Wesen erfasst – absolut berührend.

Wer mag, geht am Ende noch hinauf in die ständige Sammlung, um wenigstens einen kurzen Blick auf Kollers Gemälde zu werfen. In Gesellschaft von Albert Anker, noch mehr von dem ihm tiefverbundenen Künstlerfreund Robert Zünd (der mit dem «Eichwald») strahlt «Die Gotthardpost», schaut einen die «Kuh im Krautgarten» an (auch sie ist in der Kabinettausstellung mit vorbereitenden Zeichnungen vertreten) und leuchtet wie eine Erscheinung das ausserordentliche Porträt seiner Frau als Braut. Und der «Gletscher am Sustenpass» verzaubert noch immer mit seiner Unmittelbarkeit und Grösse.

Medien

Urszene Gladbeck

Norbert Bolz

Gladbeck – Das Geiseldrama (D, 2022)
Montage: Volker Heise. Auf Netflix

Die Geiselnahme von Gladbeck im Jahr 1988 dauerte 54 Stunden und forderte drei Tote. Das Ereignis bleibt nicht nur wegen der spektakulären Unfähigkeit der Polizei im Gedächtnis, sondern vor allem wegen der nie dagewesenen Medienpräsenz. Die Journalisten führten während der Entführung Live-Interviews mit den Tätern, sie boten sich als hilfreiche Begleitung im Fluchtauto an, unternahm eigene Vermittlungsversuche mit den Geiselnehmern und gaben ihnen Tipps zur erfolgreichen Selbstinszenierung vor einem Millionenpublikum.

Das hat für Faszination und Empörung gleichermaßen gesorgt. Und wenn wir jetzt, 34 Jahre danach, mit Volker Heises Dokumentation auf diese Gladbecker Urszene zurückschauen, stellt sich eine prinzipielle Frage von grosser Aktualität: die Frage nach der richtigen Distanz des Journalismus.

Journalisten als Aktivisten

Im Allgemeinen ist man sich wohl einig, dass Sensationsreporter, Paparazzi und oft auch Kriegsberichterstatter zu nah am Geschehen sind. Was sie dann liefern, ist indiskret, obszön oder brutal. Aber umgekehrt bleiben die sogenannten Hoteljournalisten dem Geschehen zu fern – wenn etwa ARD-Reporter den Siegeszug der Taliban von Neu-Delhi aus kommentieren. Zu fern vom Geschehen bleiben natür-

Zum ersten Mal erlebten die Deutschen, wie tief die Medien in die Wirklichkeit eingedrungen sind.

lich auch die Journalisten, die sich primär an dem orientieren, was ihre Kollegen zum Thema schon gesagt und geschrieben haben.

Mut und Sensationsgier spielen bei dieser Frage nach der journalistischen Distanz natürlich eine grosse Rolle. Aber viel wichtiger ist das berufliche Selbstverständnis des Journalisten – und das hat sich dramatisch verändert. Immer mehr Journalisten wollen nicht mehr nur berichten, sondern ins Geschehen eingreifen. Sie verstehen sich als teilnehmende Beobachter und zunehmend auch als Aktivisten. Das führt aber zu einem Verlust der Distanz, an den wir uns mittlerweile so sehr ge-



Empörendes Reality-TV: Geiselnnehmer und Opfer.

wöhnt haben, dass eine Live-Übertragung von juristischen Prozessen wie jüngst jenem der Schauspieler Amber Heard und Johnny Depp niemanden mehr skandalisiert.

Das ist aber nicht nur ein Problem der Sittlichkeit. Die Geiselnahme von Gladbeck hat den Deutschen zum ersten Mal gezeigt, was passiert, wenn der Verbrecher ein Medium bekommt, das heisst, wenn man ihm erlaubt, sich in den Medien zu inszenieren. Bei dem Erpresser Dagobert, der Polizei und Sonderkommissionen jahrelang an der Nase herumführte, hatte das noch humoristische Züge. Aber mittlerweile beherrschen die Terroristen die kriminelle Medienszene – und da geht es dann bis zur Enthauptung vor laufenden Kameras.

Zehn Jahre nach der Live-Übertragung des Verbrechens begannen die Medien über ihre eigene Rolle im Geiseldrama von Gladbeck zu reflektieren, zunächst in einem Doku-Drama von RTL, dann in einer Reality-TV-Sendung des ZDF. Zum dreissigsten Jahrestag schob die ARD noch einen Zweiteiler nach. Man musste kein Medienwissenschaftler sein, um zu erkennen, dass schon die Geiselnahme Reality-TV war: die Live-Übertragung des Verbrechens.

Traumatisch und wegweisend

Natürlich war das damals dominierende Thema die Mitschuld der Medien. Aber im Grunde war das nur eine Ablenkung vom unglaublichen Versagen der Polizei und der verantwortlichen Politiker. Die moralistische Kritik verstellte das

eigentliche Problem: das neue Selbstverständnis der Journalisten.

Wir können heute besser verstehen, dass die Geiselnahme von Gladbeck die deutsche Urszene der neuen Medienwirklichkeit war – genauso traumatisch wie wegweisend. Zum ersten Mal erlebten die Deutschen, wie tief die Medien in die Wirklichkeit eingedrungen sind. Heute ist das selbstverständlich geworden. Wir leben in einer Welt der Überwachungskameras, und zwar nicht nur im despotischen China oder im terrorgeschüttelten London.

Und wir leben in einer Welt der Bürgerreporter, die mit ihren Smartphones jedes Ereignis aufzeichnen. Was auch immer geschehen mag – irgendjemand filmt immer. Man könnte von einer Pornografie des Alltags sprechen. Es gibt nichts mehr, was nicht gezeigt würde. So wird das Obszöne normal. Der journalistische Auftrag, zu zeigen, was ist, produziert immer mehr verletzende Bilder, die man mit der Untastbarkeit der Menschenwürde kaum vereinbaren kann. Deshalb die verpixelten Gesichter und die *trigger warnings*.

Es gibt aber nicht nur die Grenzüberschreitungen zum Bösen wie bei der Kumpanei der Journalisten mit den Verbrechern in Gladbeck, sondern auch eine Grenzüberschreitung zum Guten. Gemeint ist der Journalist, der sich als aktivistischer Weltretter versteht oder doch zumindest als «Haltungsjournalist». Hier gilt die Maxime von Hanns Joachim Friedrichs: Mach dich als Journalist niemals mit einer Sache gemein – auch nicht mit einer guten. Zurück zur journalistischen Distanz!

Klassik

Oper mit Picknick im Grünen

Manuel Brug

Ethel Smyth: The Wreckers.
Glyndebourne Festival 2022

Jetzt sitzt man wieder auf grünstem Rasen in der englischen *countryside*, der Champagner perlt, der Lachs und die Salate warten gutgekühlt, ebenso die Beeren samt Clotted Cream. Die Blumen schlagen aus, die Schafe mümmeln am Horizont, Wolken und Sonne führen ein gar eigenwilliges Theater für sich selbst auf. Es windet leicht – das Wetter ist perfekt, um schweissfrei in Smoking und Abendkleid einen wunderfeinen Opernpicknicknachmittag in Glyndebourne oder Grange Park, beim Grange Festival, bei der Garsington Opera oder bei der Longborough Festival Opera zu verbringen.

England als Musiktheater-Arkadien. Denn hinter dem stattlichen Herrenhaus liegt entweder ein umgewidmeter Stall oder ein Zelt

In der in Cornwall spielenden Geschichte hat das rachsüchtige Volk das grosse Wort.

oder gar ein komplett funktionstüchtiges Opernhaus. Das, obwohl privat finanziert, die letzten zwei Corona-Jahre überlebt hat und nun wieder eine volle Sommersaison aus bis zu sechs Titeln anbietet. Und alle, die hier sitzen, geniessen dieses Privileg ganz besonders.

In West Horsley Place, in der Grafschaft Surrey, einem Tudor-Anwesen, 23 Meilen südwestlich von London, gibt es ein Opernhaus, das aus Backsteinen errichtete Theatre in the Woods, das 2017 nach nur zehn Monaten Bauzeit eröffnet wurde. Denn die 1998 gegründete Grange Park Opera musste ihr früheres Domizil in Hampshire verlassen und fand Unterschlupf bei dem populären BBC-Showmaster Bamber Gascoigne. Der hatte dieses Haus geerbt und wollte es in einen Ort der Künste verwandeln.

Emphase, Drama, Musikgetöse

Gascoigne starb diesen Februar, doch sind das Orchester und diese Spielzeit nach ihm benannt. Seit 2017, als man noch im Baustaub den ersten Noten lauschte, sind zwar weiterhin die Betonplatten des Dachs über den fünf Rängen zu sehen. Aber Stars wie Simon Keenlyside mit seinem Jago-Debüt, Bryn Terfel als Falstaff und Joseph Calleja mit seinem ersten szenischen Enzo geben sich die Ehre.

Ja, hier auf dem Land begegnet man nicht nur Rarem wie Leos Janáček's eigenwillig satirischen «Ausflügen des Herrn Brouček»

auf den Mond und zu den Hussitenkriegern. Hier hat man auch den Mut und die Frechheit, Amilcare Ponchiellis vieraktig-opulente «La Gioconda», das einzige Werk, das es aus der Zeit des reifen Verdi in Italien einigermassen ins Repertoire geschafft hat, auf die vergleichsweise kleine Bühne zu bringen. Und das höchst gelungen.

Emphase, Drama, Musikgetöse, Liebe und Leidenschaft liefert auch Glyndebourne, die gepflegte Mutter aller Country House Operas, seit 1934 mit dem Top-Theater, wo man dieses Jahr zum Auftakt die komponierende Suffragette Ethel Smyth mit ihren «Wreckers» («Strandpiraten») entdeckt hat. Alle geben sich viel Mühe, und man ist auch sehr gnädig gestimmt, weil es auf den Wiesen endlich Holztische und -stühle gratis gibt, die älter werdenden Knochen also nicht mehr auf Picknickdecken niedersinken müssen – aber ein

*Wir drucken,
was die Presse
hergibt...*



erstklassiges Stück ist das kaum. Nicht nur, weil Benjamin Britten vierzig Jahre später mit «Peter Grimes» die definitive britische Sea Opera geschrieben hat.

Als ein Werk des englischen Verismo sind die «Strandpiraten» interessant. In der in Cornwall spielenden Geschichte einer religiös verblendeten Küstengemeinde, die Schiffe in die Irre führt, auflaufen lässt und ausplündert, dabei die Mannschaft tötet und solches als gottgegeben sieht, hat das rachsüchtige, schnell aufhetzbare Volk das grosse Wort. Der wie stets junge Glyndebourne-Chor macht das fabelhaft bedrohlich klanggischend. Die Oper hat in Glyndebourne nicht Schiffbruch erlitten, sondern einen sicheren Musiktheater-Hafen gefunden.

Jazz

Haus der Temperamente

Peter Rüedi

Fussyduck (Robin Antunes, Florian Weiss, Guillaume Guedin, Leandro Irarragorri, Daisy George, Baptiste Dolt): Maybe That's All We Get. Double Moon Records DMCHR 71398

Was meint der Name dieser Band, Fussyduck? Es gab mal die britische Rockband Fuzzy Duck, aber auf die kann sich die Musik dieses jungen, eigenwilligen Jazz-Sextetts nicht beziehen. Die Anspielung, verrät mir Posaunist Florian Weiss, meine vielmehr ein Trinkspiel, und das kam so: 2017 fanden sich anlässlich eines Treffens der International Association of Schools of Jazz in Siena zwei junge Musiker aus Paris (der Geiger Robin Antunes und der Altsaxofonist/Klarinetist Guillaume Guedin), zwei aus der Schweiz (der Berner Florian Weiss und der Pianist Leandro Irarragorri, als Sohn eines kubanischen Vaters in Zürich aufgewachsen und ausgebildet) sowie die Bassistin Daisy George aus London in einer Workshop-Band, die sich auf Anhieb verstand und während einer Woche immer kompakter zusammenspielte (der Drummer Baptiste Dolt, Franzose auch er, kam später dazu). Beim Warten aufs Essen verkürzte sich die Truppe mit dem genannten Trinkritual die Zeit. «Wir sind ein bunter Haufen, der sich menschlich gut versteht, und deshalb passen wir auch musikalisch gut zusammen. Alle bringen ihre Eigenständigkeit ins Kollektiv mit ein», sagt Weiss.

Die internationale Band ist ein Haus der Temperamente. Allein: Die Vielstimmigkeit mündet immer im sehr speziellen Einklang. Die Ausgelassenheit, die Spielfreude, die der weinselige Name suggeriert, ist nur ein Pol; ein anderer grosse Nachdenklichkeit und formales Raffinement – in den Kompositionen, emotional melodiosen, harmonisch dicht geschichteten Klängen, und in der gegenseitigen Durchdringung von ausgeschriebenem und improvisierten Teilen. Das mag gelegentlich an die Combos von George Russell (mit u. a. Eric Dolphy) erinnern. Guedin, ein Altist von intensiver Eindringlichkeit und scharfem musikalischem Gestus, schrieb zwei der Stücke. Zwei sind von Daisy George, je eines vom empathisch warm erzählerischen Trombonisten Weiss und vom entfesselten Violinisten Antunes. Das emotionale Gravitationszentrum der CD ist allerdings Guedin's Arrangement von zwei (zusammengezogenen) Piecen des legendären Lennie Tristano: dessen tiefgründigem Herzschatz-Blues «Requiem for Charlie Parker» und einem ausgelassenen «Mambo». Heben wir das Glas auf das Debüt einer tollen Band, der wir wünschen, die Zukunft widerlege den Titel ihres Opus eins: «Maybe That's All We Get».

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Absturz

Mark van Huisseling

Heute lesen Sie in dieser Spalte etwas, was Sie sonst nirgends lesen (dieser Satz ist geklaut aus dem «Briefing», dem täglichen NZZ-Newsletter): Meine Anlagen in Kryptowährungen sind im Wert stark gefallen. Oder vielleicht sollte ich schreiben, «aktuell verliere ich meine Wette auf steigende Kurse von Bitcoin, Ether et cetera.»

Ich soll Ihnen was erzählen, was Sie noch nicht wussten? Eben. Sie sind darüber auf dem Laufenden, dass Kryptos abgestürzt sind, klar. Aber von einem Journalisten/Kolumnisten, der *skin in the game* hat, mit eigenem Geld im Spiel ist, zu erfahren dass er in diesem Spiel zurzeit im Rückstand ist, ist News. Normalerweise melden sich nur Gewinner zu Wort beziehungsweise, wenn es sich um Journalisten handelt, Leute, die gar nicht erst eingestiegen sind, weil ihnen schon immer klar war, dass Kryptowährungen die Tulpenzwiebeln 2.0 sind und ein Dummengeschäft, bei dem man der Dumme wäre.

«Vergangene Woche war meine Smartphone-Bildschirmzeit 12 Prozent höher als in der Woche davor. Grund war die Entwicklung des Bitcoins; dieser stieg zeitweilig über 15 000 Dollar und lag somit mehr als 100 Prozent höher als am Anfang des Jahres», schrieb ich im November 2020 in dieser Spalte. «Seit in den vergangenen Wochen der Kurs um 50 Prozent nach oben gesprungen ist, macht Nachsehen, wie's steht im *wallet*, noch mehr Spass, und also steigt die Bildschirmzeit.» Bevor Sie zu rechnen beginnen – «möglicherweise erinnern Sie sich, dass Ihr Kolumnist ein wenig in Krypto investiert ist, er liegt damit zurzeit etwas über 400 Prozent im Plus», verriet ich im Februar 2021 («Mit anderen Worten: MvH hat Schwein gehabt», erwähnte ich zum Glück noch).

Vergangene Woche, Sie ahnen es, war meine Bildschirmzeit niedriger, nachzusehen, wie's steht im *wallet*, macht gegenwärtig keinen Spass (das war eine Untertreibung, Bitcoin: minus 24 Prozent, auf rund 24 000 Dollar, Ether: minus 31 Prozent; richtig gelesen, das war die Entwicklung in einer Woche. Die Kurse können weiter fallen oder wieder steigen, bis Sie das lesen).

Vielleicht fragt man sich: Weshalb ist einer, der über 400 Prozent im Plus lag, nicht ausgestiegen und hat seinen Gewinn in Sicherheit gebracht? Vielleicht urteilt man: Hochmut kommt vor dem Fall, Gier ist nicht gut oder so ähnlich.

Zwei Enthüllungen an dieser Stelle: Ich habe, tatsächlich, die Hälfte verkauft, nachdem sich meine Anlage (oder meine Wette) verdoppelt hatte. Und also den Einsatz zurückgeholt. Danach aber weiter investiert (und auch wieder Geld ins Trockene gebracht). Gier? Hochmut? Nein, denke ich. Sondern weil ich auf augenöffnende Studienergebnisse stiess: In der Mehrheit der untersuchten Fälle verdienten Investoren, die Gewinne mitnahmen, wie man sagt, in der Folge weniger Geld (oder verloren sogar welches), wenn sie ihre Mittel neu anlegten. Die Erklärung: Es ist schon schwer genug, einmal einen Star-Performer zu finden und zur richtigen Zeit in diesen zu investieren.

Doch mehrere Male (viel) besser als der Markt zu liegen, ist noch härter (fast unmöglich). Sie neigen zu Zweifeln? Okay, lassen Sie mich wissen, welche Firma die nächste Apple oder Tesla wird. In welcher Industrie der nächste Super-Cycle stattfindet respektive welche

«Weshalb ist einer, der über 400 Prozent im Plus lag, nicht ausgestiegen?»

alternativen Anlagen einen Run wie Kryptos im Jahr 2021 hinlegen werden (Nachrichten an info@markvanhuisseling.ch).

Jetzt noch was Fundamentales, in meinen Augen, zu Krypto: Die Kurse sollten steigen, eigentlich. Weil der hohe Energiebedarf für das *mining*, die Herstellung, runtergehen wird. Weil die meistgehandelten Währungen – Bitcoin, Ether – immer weniger exotisch sind, stattdessen immer mehr im Mainstream angekommen. Weil die Bedeutung von Zahlungs-

mitteln, die nicht von Staaten/Zentralbanken kontrolliert werden, zunimmt (da die Zahl unfreier Länder grösser wird). Weil Kryptos Schutz vor Inflation bieten... Ich könnte noch mehr rationale Gründe aufzählen. Was aber nichts heisst – weil Marktteilnehmer nicht rational handeln.

Verlassen Sie sich auch nicht darauf, was Berater sagen. Die meisten verdienen ihr Geld nicht mit Investieren, sondern mit Beraten. Oder, falls es Schreiber sind, mit Artikeln übers Anlegen. Die Ihres Kolumnisten lesen Sie wenigstens sonst nirgends.



UNTEN DURCH Eine Frage der Selbstdisziplin

Linus Reichlin

Ich bin Privinist. Das klingt besser als «Nasenspray-Abhängiger». Es klingt sogar ein bisschen wie Alpinist. «Guten Tag, ich bin Alpinist und brauche fünf Packungen Nasenspray für Kinder» – könnte ich eigentlich mal zu einer Apothekerin sagen. Ich kenne fast alle Apothekerinnen im deutschsprachigen Raum, denn man kann ja nicht immer in derselben Apotheke Nasenspray kaufen, sonst werden die misstrauisch. Gestern sagte eine Apothekerin: «Fünf Packungen? Das ist aber ein bisschen viel. Sind Ihre Kinder denn schon lange erkältet?» – «O ja», sagte ich, «schon sehr lange. Praktisch schon seit ihrer Geburt. Und fünf Packungen sind ja auch gar nicht so viel, wenn man bedenkt, dass es neun Kinder sind. Fünf Buben, drei Mädchen und ein Diverses. Und noch ein Non-Binäres.»

«Sind das dann aber nicht zehn Kinder?», sagte die Apothekerin. «Ja», sagte ich, «Sie haben recht! Dann brauche ich sogar sechs Packungen, zwei für jedes Kind.» Wenn man

dringend einen Nasenschuss braucht, kann man nicht mehr richtig rechnen. «Ihre Kinder sollten es aber nicht länger als eine Woche benutzen», sagte die Apothekerin, und ich sagte: «Vertrauen Sie mir, ich habe es im Griff!» Stimmt ja auch, wenn ich es nicht im Griff hätte, würde ich nicht ausschliesslich Kinder-Nasenspray kaufen. Dazu raten einem die Privinismus-Beratungsstellen im Internet, und daran halte ich mich, denn es ist weniger Wirkstoff drin.

Mein Freund Bruno hingegen benutzt die Sprays für Erwachsene. Deshalb ist bei ihm dort, wo bei mir noch der Rest einer Nasenschleimhaut ist, nur noch eine schleimige Bakterienkolonie, die sogenannte Ozäna, auch Stinknase genannt. Bruno hat schon unzählige Ein-Loch-Therapien hinter sich, einmal sogar stationär in einer HNO-Klinik. Fünf Tage lang spritzten sie ihm immer nur in ein Nasenloch eine Minimaldosis. Aber kaum war die Krankenschwester verschwunden, zog Bruno aus seinem Hintern – ich schwöre, das stimmt! – einen geschmuggelten Nasenspray heraus und spritzte sich beide Löcher voll. Bruno pfeift auf Würde, er will nur noch frei atmen können; dafür würde er seine Grossmutter verkaufen. Er sucht diesen Kick, den man bekommt, wenn die verstopften Nasenlöcher sich weiten wie die Schallblasen bei einem quakenden Frosch. «Das ist besser als Sex», sagte Bruno, «und es ist mir egal, wenn meine Nase dabei draufgeht!» Andererseits ist bei Bruno schnell einmal etwas besser als Sex, da er ja kaum welchen hat. Und wenn er mal hat, ist es teurer als Nasenspray. Für ihn gibt es also gar keinen Grund, aufzuhören, aber für mich schon!

Ich sagte also zur Apothekerin: «Ich habe es im Griff, deshalb können Sie mir beruhigt zehn Packungen verkaufen, denn mir ist gerade eingefallen, dass ja jetzt viele Lieferketten unterbrochen sind. Vielleicht gibt es ja morgen schon Lieferengpässe für Nasensprays, und das wäre für meine Kinder dann eine Katastrophe.» Mit Lieferengpässen habe ich schon bei meinem Lieblingsschlafmittel zu kämpfen: Man kriegt es wegen des Container-Staus in Schanghai nur noch in der Vierzehnerpackung. Meine Ärztin verschreibt mir aber immer die Zwanzigerpackung, so dass ich jeweils sechs Pillen Verlust mache, wenn ich das Rezept einlöse. Deshalb bin ich dazu übergegangen, das Rezept im Fotokopierer zu duplizieren, so dass ich sogar

28 Pillen pro Rezept erhalte. Aber auch das habe ich im Griff. Denn sonst würde ich das Rezept zehnmal kopieren und in zehn verschiedenen Apotheken Schlafpillen buchstäblich ernten wie der Bauer die Kartoffeln. Es ist wichtig, dass man sich immer eine Grenze setzt! Dass man, was Medikamente betrifft, bescheiden bleibt. Auch beim Alkohol. Immer nur eine Flasche pro Tag, obwohl man durchaus mehr trinken könnte. Das nennt sich Selbstdisziplin!



FRAUEN Prinzessin Anne, Grande Dame Julie Burchill

Als Prinzessin Anne – das zweite Kind der Queen und ihre einzige Tochter – jung war und in den Minirock-sechziger-Jahren herumtollte, wie der bahnbrechende BBC-Dokumentarfilm «Royal Family» 1969 enthüllte, schien es, als sei sie die am wenigsten Begünstigte: Charles würde König werden, Andrew gut aussehen und Edward, genannt «The Baby», würde machen können, was er wollte, einschliesslich einer Karriere im Showbusiness. Doch das unbeholfene Mädchen entwickelte sich zu einer Grande Dame, die einen Draht zu gewöhnlichen Sterblichen hat. Jetzt mit 71 scheint sie mehr zu taugen als all ihre Brüder zusammen.

Sie war der Liebling ihres Vaters, was diesen nicht von Sprüchen über sie abhielt wie «Wenn es nicht furzt oder Heu frisst, ist sie nicht interessiert», eine Anspielung auf ihre Pferdeliebe (sie sollte als erste Angehörige des britischen Königshauses an den Olympischen Spielen teilnehmen). Wie Prinz Philip warf man auch ihr vor, brüsk zu sein, etwas, das wir heute als angenehm stoisch empfinden: Nie würde sie im Fernsehen über ihre Gefühle labern, und vermutlich weiss sie nicht, was ein Chakra ist.

Stattdessen hat sie Pflichterfüllung als Weg zur Freiheit gewählt und kann sich mitten im Scheinwerferlicht dahinter verstecken.

Sie ist seit einigen Jahren das am härtesten arbeitende Mitglied des Königshauses und übertrifft sogar die Queen: Letztes Jahr absolvierte sie 387 offizielle Auftritte, zwei mehr als der rechtmässige Thronfolger. Eine Instagram-Seite bringt es so auf den Punkt: «Dies ist ein Fan-Account, gewidmet dem sparsamsten, bodenständigsten, unauffälligsten, unprätentiösesten Mitglied des Königshauses überhaupt: der Princess Royal, Prinzessin Anne.» Verglichen mit den Sussexes, die so verzweifelt Ruhm und Geld hinterherhecheln, wirkt sie erst recht bewundernswert: Sie wollte nicht, dass ihre Kinder irgendwelche Titel erhielten, wohingegen Meghan, die grosse Kämpferin für Gleichberechtigung, beklagte, dass ihr Balg nicht zum Prinzen erklärt wurde.

An diesem Punkt der «Geschichte unserer Insel» wirkt sie auch besonders sympathisch im Vergleich zu dem einen Prinzen (Charles), der sich weigert, das Maul zu halten, und dem anderen (Andrew), der sich weigert, von der Bildfläche zu verschwinden, zwei Doofmännern, die sich ständig ins Scheinwerferlicht drängen. Zu den Nachteilen von Monarchien gehört aber auch dies, dass laut dem Primogeniturgesetz Annes jüngere Brüder eher ein Anrecht auf den Thron hätten als sie selbst. Doch wie die Queen bewiesen hat, sind nie diejenigen, die sicher sind, einen Job zu erhalten, auch die, die ihn am besten machen. Was für eine tolle Königin hätte Prinzessin Anne werden können – und was für ein Glück für sie und ihr stilles, nützliches Leben, dass sie nie Königin werden wird.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Mamis

Redaktor: Dies ist ein Bericht über mutige ukrainische Mütter, die mit einfachem Verbands- und Nähzeug durch die Strassen ziehen, um Wunden von verletzten Soldaten zu verarzten. Wir brauchen nur noch eine passende Schlagzeile.

Blattmacher: «Packt die Nadeln ein – die Kugeln fallen wieder!»

Redaktor: Wo nimmst du diese Sätze so schnell her?

Blattmacher: Oh, man muss die Dinge einfach nur ein bisschen drehen und wenden, bis etwas dabei herauskommt. Bei Nadeln denke ich an Weihnachten. Da muss man die Kugeln wieder einpacken, sobald die Nadeln fallen. Aber hier ist es umgekehrt. Diese ukrainischen Mütter müssen die Nadeln einpacken, sobald die Kugeln wieder fallen.

Redaktor: Ich glaube, du kiffst einfach zu viel.

Blattmacher: Es ist doch ganz einfach. Man muss die Dinge spielerisch hinterfragen. Schau, ich drehe mich auf meinem Bürostuhl im Kreis. Ich gebe zu, es macht Spass. Aber warum genau dreht sich mein Bürostuhl? Das ist die Frage. Denn diese Bürostuhlfunktion wäre für meine Arbeit eigentlich gar nicht nötig. Aber irgendwie trägt sie dazu bei, dass mir meine Arbeit mehr Spass macht.

Redaktor: Du kiffst eindeutig zu viel. Hast du mir noch eine Schlagzeile für eine Analyse der Invasion aus russischer Sicht?

Blattmacher: «Putins proaktiver Pazifismus».

Redaktor: Sehr schön. Und dann brauche ich noch die Schlagzeile für das Familienporträt eines Schweizer Imams.

Blattmacher: «Das Mami vom Imam».

Redaktor: Unglaublich! Wie kommst du nur in dieser Schnelle auf solche Schlagzeilen?

Blattmacher: Ich habe es dir doch gesagt. Du brauchst nur einen drehbaren Bürostuhl, dann kannst du alles spielerisch umdrehen. «Imam» heisst rückwärts gelesen «Mami».

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Im Wahrzeichen zu Hause

Der Traum vom Wohnen im Schloss könnte in Gossau in Erfüllung gehen.



Neue Pächter gesucht: Schloss Oberberg.

Schloss Oberberg im sankt-gallischen Gossau musste schon für vieles herhalten. Es war Käserei, Stickerei, Steindruckwerkstatt und ging auch mal in Flammen auf.

Sein ursprünglicher Zweck galt natürlich dem Widerstand. Die Burg wurde 1262 zur Sicherung des fürstbischöflichen Gebiets gegen den Bischof von Konstanz und die Grafen von Toggenburg errichtet. In den Appenzellerkriegen brannte sie 1406 nieder, Walter von Andwil und seine Mannen bauten sie umgehend wieder auf. Der Schlosslift kam allerdings erst 2009 dazu. Seit 1545 schaut das Gebäude von aussen aber so aus wie heute noch.

Ältester Bau

Zu verdanken ist dies der Genossenschaft Oberberg, die das Anwesen 1924 kaufte und instand hielt. Es ist der älteste erhaltene Wohnbau von Gossau und befindet sich auf einem Hügel über dem Quartier Oberdorf mit herrlicher Aussicht auf Alpstein, Säntis, Fürstenland und die Stadt St. Gallen. Mit knapp 18 000 Einwohnern ist Gossau der viertgrösste Ort im Kanton.

Seit Jahrhunderten ist Schloss Oberberg das Wahrzeichen der Stadt, seit Jahrzehnten auch

ein beliebtes Ausflugsziel, ein wunderbarer Ort zum Heiraten – im zweiten Stock befindet sich das offizielle Trauzimmer der Stadt, aber auch die Folterkammer – und ein Restaurant.

Seit zwölf Jahren kümmert sich das Ehepaar Brigitte und Daniel Schneider um den Betrieb. Ende 2022 geben sie diese Aufgabe ab. Momentan sucht der aus der Genossenschaft entstandene Förderverein des Schlosses intensiv nach einem neuen Pächter. In dieser Funktion muss man nicht nur den Schlossbetrieb aufrechterhalten – der Umsatz des Restaurants beträgt derzeit rund 1,4 Millionen Franken –, man hat auch das Privileg, in der Pächterwohnung im vierten Stock zu logieren.

«Offen für alles»

Der Präsident des Fördervereins, Dominik Eisenegger, prüft derzeit verschiedene Bewerbungen und Konzepte für Schloss Oberberg, wo gerne auch Seminare und kulturelle Anlässe abgehalten werden. «Es könnte ja sein, dass der neue Pächter eine ganz andere Idee hat, wir sind offen für alles», sagte Eisenegger im *St. Galler Tagblatt*.

Roberto Blanco

Der Entertainer steht seit 65 Jahren auf der Bühne und hat gerade seinen 85. Geburtstag gefeiert, ist aber produktiv wie eh und je. Er spielt Theater, Musik – und Tennis.

Weltwoche: Vor genau fünfzig Jahren sangen Sie zum ersten Mal Ihren Hit «Ein bisschen Spass muss sein». Was bereitet Ihnen heute noch Spass?

Roberto Blanco: Das Leben hat mir immer Spass gemacht. Daran hat sich nie etwas geändert. Wer das Glück hat, wie ich bei guter Gesundheit alt zu werden, hat doppelt so viel Spass am Leben. Glauben Sie mir. Ich habe etwas zu tun und bin glücklich. Und wenn ich Zeit habe, spiele ich Tennis.

Weltwoche: Was stört Sie manchmal?

Blanco: Gewisse Menschen, die den Respekt vermissen lassen. Mein Motto lautet: Leben und leben lassen.

Weltwoche: Vor kurzem, am 7. Juni, haben Sie Ihren 85. Geburtstag gefeiert. Wie aktiv sind Sie noch?

Blanco: Ich bin so aktiv wie immer. Das Alter ist nur eine Zahl, man ist so alt, wie man sich fühlt. Noch bis zum 19. Juni spiele ich am

Schlosspark-Theater Berlin im Stück «Monsieur Claude und seine Töchter 2». Intendant ist der 86-jährige Dieter Hallervorden. Dann promote ich meine neue CD «Jetzt erst recht», die am 3. Juni erschienen ist. Dabei handelt es sich um eine Doppel-CD mit Songs auf Deutsch, die ich vor rund zweieinhalb Jahren in Los Angeles aufgenommen habe. Wegen der

«Die Welt ist zwar meine Bühne, aber zu Hause bin ich in der Schweiz.»

Covid-Pandemie habe ich mit der Lancierung zugewartet. Produzent war der Schweizer Al Walser. Eine Konzerttournee gibt es nicht dazu, aber ich spiele an Festen und habe verschiedene Engagements, an denen ich Songs der neuen CD spiele. Und kürzlich hatte ich einen Gastauftritt im Musikvideo des Stücks

«Scheiss Wessis», das auf der CD «Alles aus Liebe – 40 Jahre Die Toten Hosen» drauf ist.

Weltwoche: Wie lange gedenken Sie noch so produktiv weiterzumachen?

Blanco: Seit 65 Jahren bin ich nun im Showbusiness und habe als Entertainer, Showmaster, Sänger und Schauspieler alles gemacht, was man machen kann. Solange das Publikum mich noch sehen und hören will und ich mich gut fühle, so lange mache ich weiter. Das ist zum Glück alles der Fall. Meine Gene scheinen sehr gut zu sein. Und ich lebe grundsätzlich gesund, passe auf meinen Körper auf und gehe zum Arzt, wenn es nötig ist. Ich bin froh, dass ich gesund bin und meine neue CD erfolgreich ist. Ich will einfach für das Publikum da sein. Meine nächste CD habe ich auch schon eingespielt, sie wird nächstes Jahr erscheinen.

Weltwoche: Sie wohnen seit geraumer Zeit im Kanton Thurgau am Bodensee in der Schweiz. Warum haben Sie sich für diesen Wohnort entschieden?

Blanco: Ich wohne nicht nur in der Schweiz, ich bin mittlerweile auch Bürger dieses wunderschönen und sauberen Landes. Bevor ich in den Thurgau gezogen war, wohnte ich schon in Genf, Lausanne und Zürich. Die Welt ist zwar meine Bühne, aber zu Hause bin ich in der Schweiz. Ich liebe hier die Berge und das Essen.

Weltwoche: Sie sind auch Ehrenmitglied der CSU. Was verbindet Sie mit der Politik?

Blanco: Nur damit das klar ist: Ich bin Entertainer und kein Politiker. Nie war ich politisch aktiv, und nie habe ich zu politischen Entwicklungen einen Kommentar abgegeben. Die Menschen sollen einfach vernünftig sein, miteinander auskommen und keine Kriege führen. Zum Ehrenmitglied machte mich seinerzeit der bayrische Ministerpräsident Franz Josef Strauss, weil ich an einer Show der CDU/CSU auftrat und sagte: «Wir Schwarzen müssen zusammenhalten.»



«Doppelt so viel Spass am Leben»: Sänger Blanco, 1982 und heute.

Der 1937 in Tunesien geborene Sänger Roberto Zerquera Blanco kam 1956 nach Deutschland. Zwei Semester lang studierte er Medizin, wurde dann aber mit Hits wie «Ich komm' zurück nach Amarillo» zu einem der bekanntesten Entertainer im deutschsprachigen Raum.



Michael Baumann

Lieblingsbeiz

Restaurant Markthalle, Limmatstrasse 231, 8005 Zürich. Telefon 044 201 00 60. Sonntags und montags geschlossen

Im Leben vieler Männer spielt die Stammbeiz eine wichtige Rolle, in diese Reihe füge ich mich allerdings nicht gut ein – zum einen aus Zeitgründen, zum andern wegen der individuellen Interessenlage. Den Horizont mit eklektischer Neugier zu weiten, scheint mir reizvoller zu sein, als immer wieder dasselbe am gleichen Ort zu essen.

Als ich letzte Woche an einem warmen Sommerabend unter den kühlen Steinen des Brückenbogens am Eisenbahnviadukt bei der Zürcher Limmatstrasse sass, schien mir dies allerdings die perfekte Lieblingsbeiz zu sein, falls ich doch einmal eine brauchen sollte. Das liegt am einladenden Charme der Stadtrömantik,



die sich im Aussenbereich des «Restaurants Markthalle» mit seinen roten Tischen und grünen Pflanzen entfaltet; an dem gutgelaunten, aufmerksamen Servicepersonal und schliesslich an der Karte.

Geboten wird eine handwerklich überzeugende Bistroküche: Mein Salat aus weissem und grünem Spargel mit gutem Biss, einer leichten Vinaigrette, roten Zwiebeln, Frühlingslauch, dünnem Knäckebrötchen, süss-sauer eingelegten Radieschenvierteln und einem

erst pochierten und dann leicht gebratenen Ei ist mit überzeugender Sorgfalt zubereitet. Die Kombination schmeckt frisch, ist knackig, knusprig und cremig, und ich kann mich gerade an keinen besseren Salat in jüngster Zeit erinnern.

Wo, wenn nicht in seiner Lieblingsbeiz, sollte man Hacktätschli bestellen? Hier sind sie ohne Firlefanz zubereitet, aber saftig und aromatisch, dazu gibt es einen klassischen Kalbsjus mit Balsamico und auf meinen Wunsch Gemüse: Mangold, Erbsen, geröstete Karotten und nochmals etwas Spargeln. Gegenüber gibt es ein Wienerschnitzel, nicht zu dünn, aber mit einer Panade, die sich lehrbuchartig aufgebläht und vom Fleisch gelöst hat, und am Ende ist das ein Essen, bei dem bei aller Einfachheit alles stimmt – eine Lieblingsbeiz eben.

David Schnapp ist Autor beim Gault & Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Sauvignon blanc aus der Beletage

Muster Gamlitz. Sauvignon blanc Ried Grubthal 2019. 13,5%. Weinheld.ch (info@weinheld.ch). Fr. 49.90.

Achtung: nur wenige Flaschen! Sonst direkt beim Erzeuger: www.muster-gamlitz.at

Bei Schnelltests mit weinaffinen Gesprächspartnern werden die gern vor diese Alternative gestellt: «Sauvignon oder Chardonnay?» Als wäre das eine Entscheidung wie die zwischen Veganismus und Fleischverzehr, zwischen Wagner und Mahler oder zwischen Moderne und Postmoderne. Beides, versteht sich, um auf den Wein zurückzukommen. Obwohl ich gestehen muss, dass ich mich in den letzten Jahren aus der ABC-Fraktion («Anything but Chardonnay») eher zum Sauvignon-Skeptiker entwickelt habe. Nicht nur aus patriotischen Gründen müsste ich auf die Frage mit «Chasselas» antworten oder, an Condrieu denkend, mit «Viognier».

Will sagen: Die Alternative ist keine. Es gibt vollfette, alkoholbombige, mit einem Wort: banal «neureiche» Chardonnays; und solche, die mit ihrer filigranen Finesse zu den



grössten Weinen der Welt gehören (im Fall des Burgunds auch zu den teuersten). Und es gibt, trotz einer modischen Sauvignon-Explosion in den gefühlt letzten zwanzig Jahren, hinreissende Exemplare der Sorte (nicht nur von der Loire, sondern auch aus Neuseeland), deren Winzer mit Fingerspitzengefühl die Materie vor dem Absturz ins Vulgäre bewahren (zu früh geerntet, droht das berühmte Aroma «Katzenpisse»; zu spät geerntet, wird der Wein stumpf und flach). Sauvignon blanc gehört zu den Sorten, die auf zu nahrhaften Böden ein schwer zu zähmendes Wachstum entwickeln, und sozusagen analog dazu ist eine weltweite Sauvignon-Mode ausgebrochen, beflügelt durch den Umstand, dass die Sorte auch für den Konsumenten ohne Erfahrung leicht zu erkennen ist, gleichviel, ob ihre grünen, grasigen, krautigen

Noten im Grenzfall «katzenpissig» oder fein und frisch nuanciert, ja geradezu transzendiert aus dem Glas duften.

Ein Sauvignon-Flüsterer, dem Letzteres optimal gelingt, ist Reinhard Muster aus Gamlitz in der Südsteiermark, einem der Hotspots für anspruchsvolle Sauvignons. Vom Ried (so nennen die Österreicher ihre Einzellagen) Grubthal kommt ein unheimlich diskreter, ebenso komplexer wie strahlender Sauvignon der Superklasse, der auch schon die internationale «World's Best Sauvignon Blanc Trophy» gewonnen hat. Die sortentypischen Aromen (Analytiker isolierten im Labor Methoxyppyrazine) sind eher sordiniert, der Wein erinnert mehr an Stachelbeeren, Johannisbeeren, auch an Holunder und etwas Melone, etwas Pfeffer vielleicht. Enorm elegant, von einer vibrierenden Frische und Länge bis zu einer Spur Salz, die uns am Ende auf den Lippen bleibt. Ein Sauvignon blanc aus der obersten Etage. Auch im Preis. Entsprechend der gläsernen Flaschenverschluss. Todschick. Was immer man von der praktischen Anwendung halten mag: «Zapfen» kann bei diesem Sauvignon niemand monieren.

Gotthard, 6.30 Uhr

Bestellt man den Porsche GT3 mit Touring-Paket, erhält man zivilisierte Wildheit in einer diskreten Form.



Der Stuttgarter Hersteller Porsche pflegt in der Regel eine gewisse Strenge bei seinen Fahrzeugkonzepten und der Gestaltung seiner Autos. Einen Elfer erkennt auch deshalb jedes Kind, das Grundlayout ist jahrzehntealt, auch wenn es stetig, aber mit Vorsicht den Bedürfnissen der Zeit angepasst wird. Eine Ausnahme in dieser Konsequenz der Form bilden höchstens die Hochleistungssportwagen von Porsche, die im Grunde für die Rennstrecke entwickelt werden, auch wenn man sie im Strassenverkehr fahren darf, wie den neuen 718 Cayman GT4 RS oder den im vergangenen Jahr lancierten GT3 mit seinem an ein ergonomisches Stehpult erinnernden Heckflügel.

Wer damit irgendwo vorfährt, muss bereit sein, über die äusseren und inneren Werte seines Wagens längere Gespräche zu führen. Aber bei all dem gutdosierte Puritanismus gibt es bei Porsche offensichtlich auch Leute mit einem feinen Sinn für Humor und Mut zu sympathischer Frechheit. Anders lässt sich das Konzept des GT3 «mit Touring-Paket», wie das in der Preisliste heisst, nicht erklären.

Für den eiligen Betrachter sieht der so abgerüstete GT3 aus wie fast jeder andere 911er. Nur Kenner erahnen die ultraleichte Karbonfronthaube mit den charakteristischen Linien. Am Steuer aber bleibt das eines der grossartigsten Sportwagen mit – ganz im Porsche-Stil – puritanisch-konservativem Konzept: ein bis 9000 Umdrehungen hochdrehender 6-Zylinder-Saugmotor mit 510 PS, Hinterradantrieb und 6-Gang-Handschrift bei lediglich 1418 Kilogramm Leergewicht. Natürlich ist auch ein Doppelkupplungsgetriebe zu haben, aber die

manuelle Gangwahl ist so etwas wie der Gipfel der Frechheit.

Ich fuhr den GT3 Touring zu einem Termin in Lugano, lackiert in diskretem «Achatgraumetallic», ausgestattet mit zwei Sitzen sowie einem mit Teppich ausgelegten Hinterrahmen. An der Zweisitzigkeit wird auch beim «Touring» nicht gerüttelt. Auf dem Hinweg nahm ich die Autobahn, wo der Elfer erstaunlich gelassen dahinrollt, auch wenn es natürlich immer ein potenter Sportwagen bleibt; mit einem Motor, der sich nie ganz im Hintergrund zurückhält, sondern seine Möglichkeiten (auch akustisch) jederzeit erahnen lässt.

Diese liegen aber insbesondere in einer gewissermassen fließenden Form der Beschleunigung, die den Saugmotor nach Porsche-Machart auch von hochentwickelten Turboaggregaten abhebt und einzigartig macht. Auf dem Rückweg wähle ich um 6.30 Uhr den Weg über den einsamen Gotthardpass, wo der GT3 eine weitere Stärke ausspielen kann: Die überragende Traktion können selbst Temperaturen um 3 Grad Celsius und Sommerbereifung nicht beeinträchtigen – und gerade in diesem Moment scheint es schwer vorstellbar, dass es eine schönere und erfüllendere Form von Touring in einem Sportwagen gibt.

Porsche 911 GT3 mit Touring-Paket

Motor/Antrieb: Sechszylinder-Boxer-Saugmotor, manuelles 6-Gang-Getriebe, Heckantrieb; Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 510 PS (375 kW); max. Drehmoment: 470 Nm/6100 U/min.; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 320 km/h; Verbrauch (WLTP): 12,9 l/100 km; Preis: Fr. 215 900.–, Testauto: Fr. 231 510.–



OBJEKT DER WOCHE

Haute Couture mit Bodenhaftung

Dior by Birkenstock

Limitiert ab ca. Fr. 1050.– erhältlich

Wenn Birkenstock und Dior zusammenspannen, ist das in etwa so, wie wenn die Grünen plötzlich mit der Autopartei Geschäfte machen würden: unwahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen. Die Frage der Interessenlage ist entscheidend: Man kooperiert, wenn es für beide stimmt. Offenbar tut es das zwischen dem französischen Haute-Couture-Designer und dem bodenständigen deutschen Schuhmacher. Anfang Jahr präsentierte Dior in Paris die beiden Sandalen-Modelle «Tokio» und «Milano». «Dior by Birkenstock» ist seit diesem Monat erhältlich, wobei man Glück haben muss und/oder vorbestellen musste, um ein Paar der edlen Finken, die es in Grau und Schwarz gibt, zu kriegen.

Hinter der Kollaboration steckt indes mehr als eine einmalige Zusammenarbeit. Im letzten Jahr übernahm der französische Luxusgüter-Gigant LVMH, zu dem auch die Mode-Sparte von Dior gehört, die Mehrheit von Birkenstock. Der Wert der deutschen Firma wurde bei der Übernahme auf vier Milliarden Euro geschätzt. Aus dem 1774 gegründeten Geschäft, das sich auf Fussbettelagen spezialisierte und das ab 1963 – auch dank der Hippie-Bewegung – mit der Birkenstock-Sandale weltberühmt wurde, ist in den letzten knapp 250 Jahren ein Milliarden-Business entstanden.

Übrigens: Beim Schreiben dieser Zeilen waren je ein Paar der beiden «Dior by Birkenstock»-Varianten in Frankreich zum Preis von Fr. 1050.– zu haben.

Benjamin Bögli



Sibylla und Christoph M. Müller (Lucerne Festival) vor Peter Halleys «The Work Place».



Gefragt: Christl Novakovic, Head Wealth Management Europe der UBS.



Familienache: Gloria und Rolf Theiler mit Tochter und Künstlerin Giorgina.



Wachablösung beim «Trois Rois»: Tanja Wegmann geht, Philippe Clarinval kommt.



«Voller Erfolg»: «Unlimited»-Kurator Giovanni Carmine, Bundesrat Alain Berset, Art-Basel-Direktor Marc Spiegler.

BEI DEN LEUTEN

Begehrte Kunst

Fast 100 000 Besucher strömten an die 34. Ausgabe der Art Basel. Die Begeisterung und das Staunen in den Messehallen war gross.

André Häfliger

Die Idee, in Basel eine Kunstmesse durchzuführen, geht auf die Basler Galeristen Ernst Beyeler, Trudl Bruckner und Balz Hilt zurück. An der ersten vom 11. bis zum 16. Juni 1970 ausgerichteten Messe nahmen 90 Galeristen und 30 Verleger aus zehn Ländern teil. Heute sind es über 289 Galeristen aus fast 50 Ländern – und rund 95 000 Besucherinnen und Besucher. Der Wert der zirka 4000 Werke wird auf 400 Milliarden Franken geschätzt. Die Messe fand damals in der alten Baslerhalle statt, dort, wo heute das Kongresszentrum steht. Schon der Start war ein Erfolg, da auch international berühmte Künstlerinnen und Künstler persönlich dabei waren. Zum Beispiel Niki de Saint Phalle oder der englische Plastiker Henry Moore.

Hier muss man also dabei sein – und alles in der Superlative. «The place to be, the art to see. Hier denkt man gross», attestierte Unternehmer Rolf Theiler (Gründer CSI Zürich). So denkt auch Gartenarchitekt Enzo Enea: Er hat tonnenschwere Pinien, Sumpfyzypressen, Rotbuchen und Eisenholzbäume in den gros-

sen Lichthof gestellt. Die Wurzeln sind mit Fischernetzen aus Spanien abgedeckt, die Erde mit Kakao durchmischt. Enea: «Damit wir riechen, dass wir uns auf der Schoggi-seite des Lebens befinden.» Welch tolle Einstellung!

Innenarchitekt Alessandro Marchesi, ein anderer Gartenkünstler, posierte mit Ruth Metzlers Partner und UBS-Bankier Stephan Zimmermann vor einer 600 Jahre alten Eiche, die auf dem Etna-Vulkan gewachsen ist. Zimmermann: «Herrliche Natur, grandiose Kunst – was wollen wir mehr?» Evelyn Lingg-Ringier: «Enzo ist ein Gartengott. Was er anpackt, wird zum Paradies.» Begeisterte Art-Stammgäste sind auch Elvira und Günter Netzer. Vor fünfzehn Jahren waren sie zum ersten Mal hier: «Die Fondation Beyeler hat uns vor allem zum Besuch motiviert.» Just vor fünfzehn Jahren hat Marc Spiegler sein Amt als Global Director der Art übernommen. Er zog zufrieden Bilanz: «Auch diese Art war ein voller Erfolg. Unsere Freude und unser Stolz sind gross. Und wir sind sehr dankbar!»



Insider: Nadja und René Kamm, 19 Jahre lang Chef MCH Messe Schweiz Group.



Mit Elan: Influencerin Beatrice Lessi, Galeristin Elena Caslini mitten in Andrea Zittels «A-Z Personal Uniforms».



Erstes gemeinsames Bild: Jetset-Lady Irina Beller und Eventmanager Thomas Dürr.



Im Dienst der Art Basel: Gartenarchitekt Enzo Enea.



Art Consultant Andreas Siegfried, Evelyn Lingg-Ringier, Privatbankier François Gutzwiller.



Hochkarätig: Denise und Rolando Benedick (Leopard Club), Beyeler-Chef Sam Keller und Theodora Vischer (Fondation Beyeler).



Ärztin Rita und Kunstsammler Uli Sigg, vor Lauren Halseys «Synthetic Hair on Wood».

Semiotisches Eigenleben



Die Äffchen-Emojis haben eine beeindruckende Bedeutungskarriere hinter sich.

Emojis sind eine global verbreitete Kulturtechnik. Es gibt sie in hoher Zahl, einige wenige von ihnen reproduzieren sich derart in Massen, dass man sie schlichtweg als zusätzliche gültige Schriftzeichen in die Alphabete dieser Welt einreihen könnte. Gewisse werden erst durch ihre Reproduktion mit Bedeutung aufgeladen wie das Icon der tanzenden Frau im roten Flamencokleid, das ein Synonym

wurde für Party oder, je nach Interpretation, für euphorische Vorfrende. Andere entwickeln ein semiotisches Eigenleben abseits ihres Bedeutungsursprungs. Populäres Beispiel sind die drei Äffchen. Ihren Ursprung haben die drei Affen in Japan, und sie stehen für die bildliche Anleitung zur Sittlichkeit. Im Westen erhielten sie später die Denotation «Mund zu, Augen zu, Ohren zu» bei amoralischem Verhalten ande-

rer und avancierten so zum Symbol für Rückgratlosigkeit. Ihre singuläre Verwendung im digitalen Raum hat sie mit komplett neuer Bedeutung aufgeladen. Das «Augen zu»-Äffchen steht heute für nichts weniger als für «Ich Trottel».

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Meine Freundin hasst es, dass ich Pornos schaue. Sie findet es beleidigend und fast so schlimm wie fremdgehen. Ich finde Selbstbefriedigung mit oder ohne Porno in einer Beziehung legitim. Liege ich da völlig falsch?
M. N., Thun

Pornografie ist eines der grossen Streitthemen bei Paaren, ihr seid da also nicht allein. Viele Frauen empfinden Mainstream-Pornografie tatsächlich als Abwertung gegenüber den Frauen im Allgemeinen, was auch damit zu tun hat, wie die Frauen darin dargestellt werden. Zahlreiche Frauen empfinden Pornokonsum auch als Betrug an ihnen, wie fremdgehen, so wie das auch Ihre Freundin benennt. Diese Frauen haben das Gefühl, dass – natürlich je nachdem, was geschaut wird – sie dem Bild nicht entsprechen, das im Porno gezeigt wird, und dass aber doch dieses Bild das ist, was ihrem



Partner gefällt. Somit meinen sie fälschlicherweise, in dieser Hinsicht nicht zu genügen. Das kann in gewissen Fällen mal so sein, ja, aber in vielen Fällen wird Porno einfach nur deshalb konsumiert, weil man sehr schnell eine sehr hohe Form von Erregung empfinden kann und es somit eine sehr praktische Option ist, um sich «schnell, schnell» zu befriedigen.

Nun ist es aber doch so, dass es Sinn ergeben könnte, bei Ihrer Freundin einmal nachzufragen, was es denn ist, das sie stört. Gleichzeitig müssen Sie für sich auch über-

legen, warum es für Sie so wichtig ist, Pornos zu konsumieren. Ob es auch sein könnte, dass Sie so viele Pornos konsumieren, weil Sie anderweitig gar nicht mehr in eine hohe Erregung kommen. Dieser Fakt ist nicht zu unterschätzen. Viele Männer konsumieren bei der Selbstbefriedigung Pornos, weil es eine sehr effiziente Möglichkeit ist – und geben sich dann keine Mühe mehr, anders in eine Erregung zu kommen. Mit der Zeit erst merken sie, dass es in der Paarsexualität und ohne Pornos schwieriger wird, erregt zu werden. Spätestens dann wäre der Zeitpunkt reif, um über den Konsum kritisch nachzudenken.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Korbinian Kohler

Levante-Küche statt Sahnetorte: Der ehemalige Papierfabrikant malt die Luxusdestination Tegernsee neu und hofft auf Schweizer Gäste.

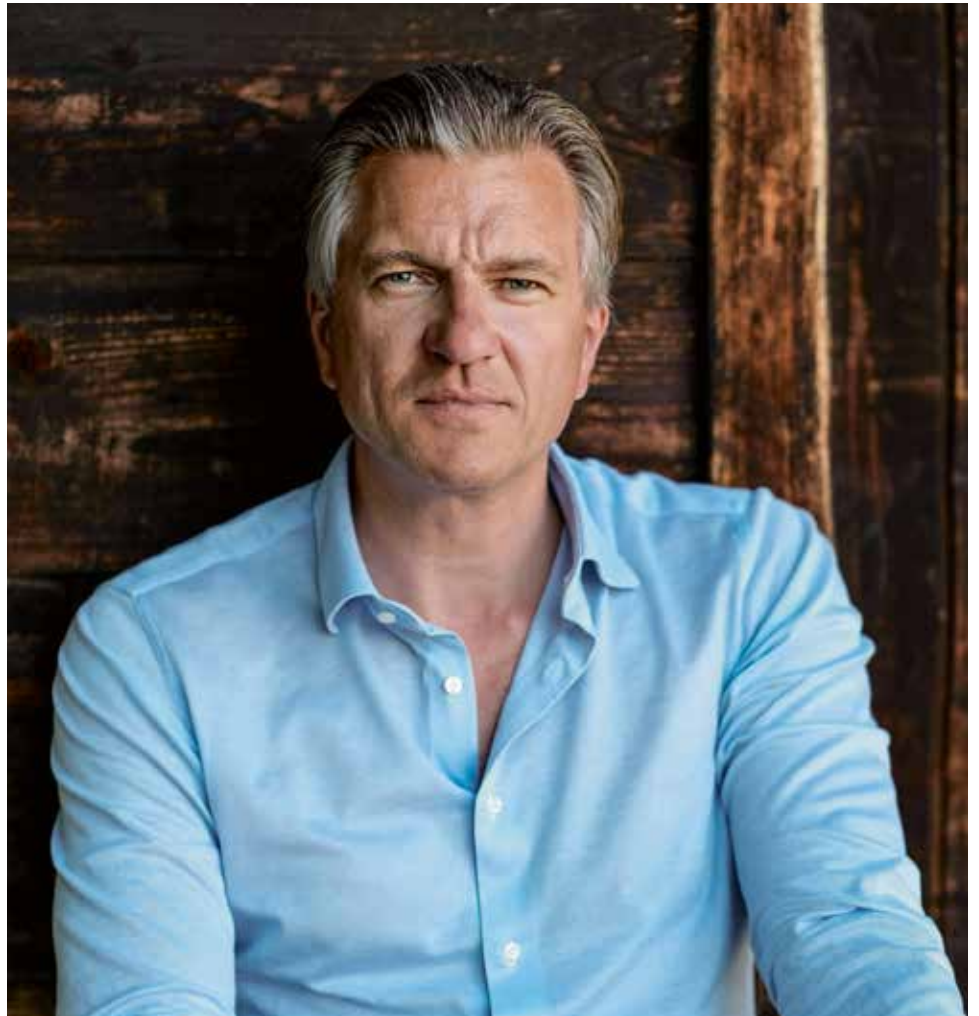
Zu Beginn des Mittagessens in der «Kronenhalle» gibt sich der Eigentümer des «Bachmair Weissach» als Freund der Schweiz zu verstehen. Schon als Kind war der deutschstämmige Korbinian Kohler öfter hier – ein Teil seiner Grosseltern wohnte in der Nähe von Langenthal.

Bei seinem Besuch in der Limmatstadt will sich der Unternehmer von grossen Zürcher Namen inspirieren lassen: «Dolder», «Storchen», «Baur au Lac». Und zweitens will er für seine Heimat werben, den Tegernsee. «Ich bin erstaunt, wie viele Schweizer man in Österreich und Südtirol trifft und wie wenige bei uns.» Schweizer Gäste würden nämlich hervorragend in seine Welt passen. «Der Schweizer mag es etwas feinsinniger, ist angenehm, schätzt die Verbindung von Luxus mit Bodenständigkeit.» Alles Attribute, die sein «Bachmair Weissach» verkörpere. Die jüngere Geschichte des Traditionshauses steht symbolhaft für die Entwicklung der Gegend, in der es steht. Peu à peu knüpft der Tegernsee an seine früheren Glanzzeiten an, ist wieder gefragt und modern.

Mittlerweile Spitzenbewertungen

Zum Hauptgang hat Korbinian Kohler das berühmte «Kronenhalle»-Geschnetzelte bestellt. «Spitzenmässig!» Vor zwölf Jahren erwarb er das damals etwas heruntergekommene Nurnoch-Viersternehaus «Bachmair Weissach». Auf der Online-Plattform *Trip Advisor* dümpelte das Haus im untersten Drittel. Das Projekt fasste er anfangs etwas naiv an. Von Haus aus war Kohler Papierfabrikant. Die Firma seiner Familie stellt Papier für hochwertigste Drucksachen der Luxusgüterindustrie her. «Da ich zuvor ein wenig Immobilienentwicklung gemacht hatte, dachte ich: Hotelier sein ist nicht schwer.» Bald lernte er die Tücken kennen. Der grösste Fehler sei gewesen, das Haus während des laufenden Betriebs zu sanieren. «Mein fehlendes Wissen musste ich mit viel Engagement kompensieren.»

Heute erstrahlt das Haus auf *Trip Advisor* mit Spitzenbewertungen. Es steht für modern interpretierten, alpinen Luxus. Herzstücke sind das Mizu-Onsen-Spa, das Kohler authentisch japanisch einrichten liess, und die Hotelbar, «die



«Verbindung von Luxus mit Bodenständigkeit»: Hotelier Kohler.

so auch in Tokio oder Schanghai stehen könnte». Schrittweise kamen weitere Investitionen dazu. Zu seinem «Bachmair»-Kosmos gehören Hotels und Wohnungen verschiedener Klassen. Typisch für den neuen Tegernsee-Groove ist das ehemalige Café «Kreutzkamm» am See. «Früher assen dort wenige ältere Damen Sahnetorte, heute bieten wir eine von der israelischen Levante-Küche inspirierte Grill-Erfahrung.» Zum Konzept des Unternehmers gehört, dass die Gäste quer durch seine diversen Betriebe den Tegernsee erleben können –

speziell im interaktiven Edutainmentcenter Tegernsee Phantastisch, das der Ökologie sowie Flora und Fauna gewidmet ist.

Und Korbinian Kohler ist mit seinem Latein noch nicht am Ende. Er hat das Schloss Wildbad Kreuth im Erb-Baurecht für 99 Jahre erworben. In drei Jahren soll dort ein vom italienischen Stararchitekten Matteo Thun designtes *spiritual retreat* eröffnet werden. Viel mehr will Kohler nicht verraten. Nach der «Kronenhalle» steht das «Baur au Lac» auf seiner Agenda.

Florian Schwab

Immer wieder Bach

Für den Meisterpianisten András Schiff ist die Deutsche mit iranischen Wurzeln der kommende Star am Klavier. Wir haben uns mit der Musikerin unterhalten.

Rolf Hürzeler

Sie denkt gerne in Assoziationen. «Ungewöhnliche Gedankensprünge bringen mich weiter», sagt die deutsche Pianistin Schaghajegh Nosrati im Telefongespräch. Zur Illustration fügt sie ein Beispiel an. Im Freundeskreis sei das Wort «kapriziös» gefallen. Nosrati dachte gleich an ein Capriccio von Johannes Brahms, das sich in ihrem Gedächtnis musikalisch verbreitete. Sie spricht mit einer Begeisterung davon, als könnte sie lustvoll dutzendweise Assoziationen abrufen. Einfach so zum Spass.

Die 33-jährige Musikerin ist in Bochum zur Welt gekommen und lebt heute in Berlin. Sie ist eine dieser wegweisenden deutschen Pianistinnen, die im Begriff sind, eine grossartige Laufbahn zu bestreiten, und hat bereits etliche Auszeichnungen erhalten. So wurde sie 2014 Preisträgerin am Internationalen Johann-Sebastian-Bach-Wettbewerb in Leipzig und hatte Auftritte an namhaften Veranstaltungen wie dem Menuhin-Festival in Gstaad oder dem Lucerne Festival. Darauf angesprochen, zeigt sich, dass sie zu jener Sorte Menschen gehört, die nicht gerne Aufhebens um sich machen: «Ich glaube, viele Kulturschaffende nehmen sich zu wichtig.»

Glenn Gould in der Kindheit

Nosrati spricht am liebsten von ihrer Arbeit, aktuell gerade von ihrer neuen CD mit dem «Wohltemperierten Klavier» von Johann Sebastian Bach. Immer wieder Bach – warum eigentlich? «Ich liebe die Ordnung seiner Musik», sagt sie, schränkt aber sofort ein: «Nicht alles ist berechenbar, wie viele glauben. Es gibt immer wieder Überraschungen.» Gerade beim Unkonventionellen sei das Menschliche dieses Musikers spürbar. Schon in der Kindheit sei sie seiner Musik verfallen, etwa wenn sie Glenn Gould oder András Schiff hörte.

Heute erachtet sie Bachs «Kompositionen als wohltuend in einer Zeit, die wir oftmals als chaotisch empfinden». Nosrati konnte ihre CD während der Pandemie im Berliner Pierre-Boulez-Saal aufnehmen: «Ich hatte Glück, dass die Lokalität damals ein paar Tage freistand.» So hatte sie in jener Zeit genügend Musse, um sich auf diese Aufgabe zu konzentrieren.



«Erstaunliche Klarheit»: legendärer Bach-Interpret Schiff.

Der ungarisch-britisch-österreichische Musiker Sir András Schiff, 68, fördert und begleitet die Laufbahn der Pianistin Schaghajegh Nosrati seit etlichen Jahren. Er kennt ihr fundiertes Musikverständnis genau und setzt deshalb mit Überzeugung auf ihre musikalische Zukunft: «Es ist sehr selten, dass junge Interpreten und Interpretinnen mit der Musik Bachs so vertraut sind wie Nosrati. Mit erstaunlicher Klarheit, Reinheit und Reife versteht und spielt sie diese grossartige Musik.» Schiff wird diesen Sommer am Festival Klosters Music auftreten (30. Juli bis 7. August).

Auch sonst sei es ihr im Gegensatz zu anderen Interpretinnen während des Lockdowns gut ergangen: «Ich hatte ja noch meinen Lehrauftrag.» Nosrati arbeitet als Assistentin von András Schiff an der Barenboim-Said-Akademie in Berlin. Das heisst, sie vertritt ihn, wenn er gerade abwesend ist: «Am Anfang war es etwas komisch, weil einzelne Schülerinnen und Schüler früher meine Kommilitonen waren.» Doch das neue Verhältnis habe sich schnell eingespielt. Die Musikerin Nosrati ist eine jener eher sel-

tenen Künstlerinnen, die nicht klagen. Allerdings wird sie nachdenklich, wenn sie auf den modernen Kulturbetrieb zu reden kommt: «Oftmals erscheint die Verpackung wichtiger als der Inhalt, und das bereitet mir Mühe.»

Sie würde zwar niemals aus Opportunitätsgründen etwas spielen, das sie ablehne: «Aber ein bisschen mehr Mut bei der Programmauswahl der Konzertveranstalter wäre schon toll.» Sie richteten sich zu sehr nach dem Publikumsgeschmack. Da müsse sie immer wieder Kompromisse eingehen und Konventionelleres spielen statt etwa den französischen Romantiker Charles-Valentin Alkan (1813–1888), den sie besonders liebt. Von ihm hat sie das «Concerto pour piano seul» auf einer CD eingespielt.

«Ich hatte es leichter»

Was macht eine erstklassige Pianistin, wenn sie nicht gerade vor dem Klavier sitzt? «Ich suche die Entspannung etwa mit Ausgleichsübungen, um mich nicht immer leicht vornüberzubeugen.» Daneben liest sie gerne, beispielsweise die russischen Klassiker wie Tolstoi oder Dostojewski, aber auch die deutsche Schriftstellerin Monika Maron. «Ich weiss, dass sie umstritten ist. Doch man muss sie lesen, um zu einem Urteil zu kommen.» Nosrati hasst Vorurteile und will sich schon gar nicht vorschreiben lassen, was sie zu tun hat.

Neben dem Lesen mag sie das Gärtnern. Eine klassische Pianistin im Schrebergarten, mit Kopftuch sowie Schaufel und Stechgabel in den kräftigen Händen? «Nicht ganz», sagt sie, «ich pflege nur die Pflanzen in den Töpfen auf meinem Balkon.» Was offenkundig der Virtuosität ihrer Finger nicht schadet.

Nosratis Eltern flohen in den politischen Wirren der 1970er Jahre aus dem Iran nach Deutschland. Hatte sie es deshalb zu Beginn ihrer Karriere schwerer als andere, und musste sie sich deshalb besonders anstrengen? «Im Gegenteil, ich hatte es leichter, meine Eltern haben mich immer unterstützt, so dass ich mich ganz der Musik widmen konnte.» Sie sagt es, und man spürt, dass hier ein Mensch spricht, der mit sich und der Musik im Reinen ist.



«Überraschungen»: Pianistin Nosrati, 33.

Christian Jott Jenny, Gemeindepräsident von St. Moritz

Soeben wurde der Zürcher für eine zweite Amtszeit gewählt; den alten Pelzmantel von Gunter Sachs bezeichnet er als seine Waffe, die engsten Freunde nennen ihn Lord Meier.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Christian Jott Jenny: Ein pensionierter Concierge des «Kulm Hotel» in St. Moritz, der mich sehr inspiriert hat.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Jenny: Am Kopf. Eigentlich: gekrault.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Jenny: Es ist alles anders, als es scheint.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Jenny: Rund 20 Prozent weniger als mein Vorgänger im Amt, da mein Lohn bei Amtsantritt gekürzt wurde.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Jenny: Dass sie kein Mann ist.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Jenny: Eigentlich nur davor, dass meinen Kindern etwas Ungerechtes widerfährt.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Jenny: Ich weine oft und gern.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Jenny: Ein Aussenseiter. Ein Querdenker. Ein Künstler.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Jenny: Erlauben Sie mir die Umkehrung: Glaubt sie oder er an mich?

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Jenny: Ich wähle keine Partei. Nie.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Jenny: Minderjährig.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Jenny: Meinen Kopf, meine Gedanken, meine Stimme und den alten Pelzmantel von Gunter Sachs.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Jenny: Ich vergesse es am Morgen meist. Leider oder zum Glück.

Jenny: Stets höflich. Danke sagen. «It's all a show.»

Weltwoche: Würden Sie Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Jenny: Ja.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Jenny: Weil ich diese verdammten Bratwürste vom «Sternen-Grill» liebe.

Weltwoche: Mit welcher historischen Figur aus der Politik können Sie sich am meisten identifizieren?

Jenny: Jón Gnarr, Adolf Ogi, Emilie Lieberherr, Gottlieb Duttweiler...

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Jenny: Lord Mayor. Aber auf Deutsch. – Lord Meier.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Jenny: Ordnungsbussen für destruktives Verhalten.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Jenny: Wenn die Wahrheit die Würde meines Gegenübers verletzen würde. Hier steht mir mein «stets höflich» im Weg.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Jenny: Wohl ein ganzes afrikanisches Dorf. Aber wenn ich nur einen nennen darf, vielleicht der Schweizer Jazzmusiker George Gruntz.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Jenny: Wenn ich für mein Umfeld etwas Nützliches tun kann.



«Stets höflich»: Politiker und Entertainer Jenny, 44.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Jenny: Solange es sich um eine «Erscheinung» handelt, finde ich das schon mal sehr gut!

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Jenny: Mit Hildegard Knef. Am Zürichsee, bei dreissig Grad im Schatten.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Jenny: Wenn Sie unter Engadiner Nusstorten und Braulio Drogen verstehen, dann ja.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Der Sänger, Politiker, Kabarettist und Veranstalter Christian Jott Jenny ist auch Gründer des Festival da Jazz in St. Moritz, das vom 7. bis 31. Juli stattfindet. An der Stadtzürcher Bundesfeier hält er dieses Jahr auf dem Bürkliplatz die offizielle 1.-August-Rede.